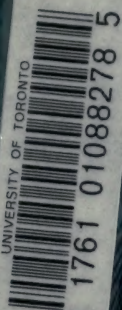


UNIVERSITY OF TORONTO



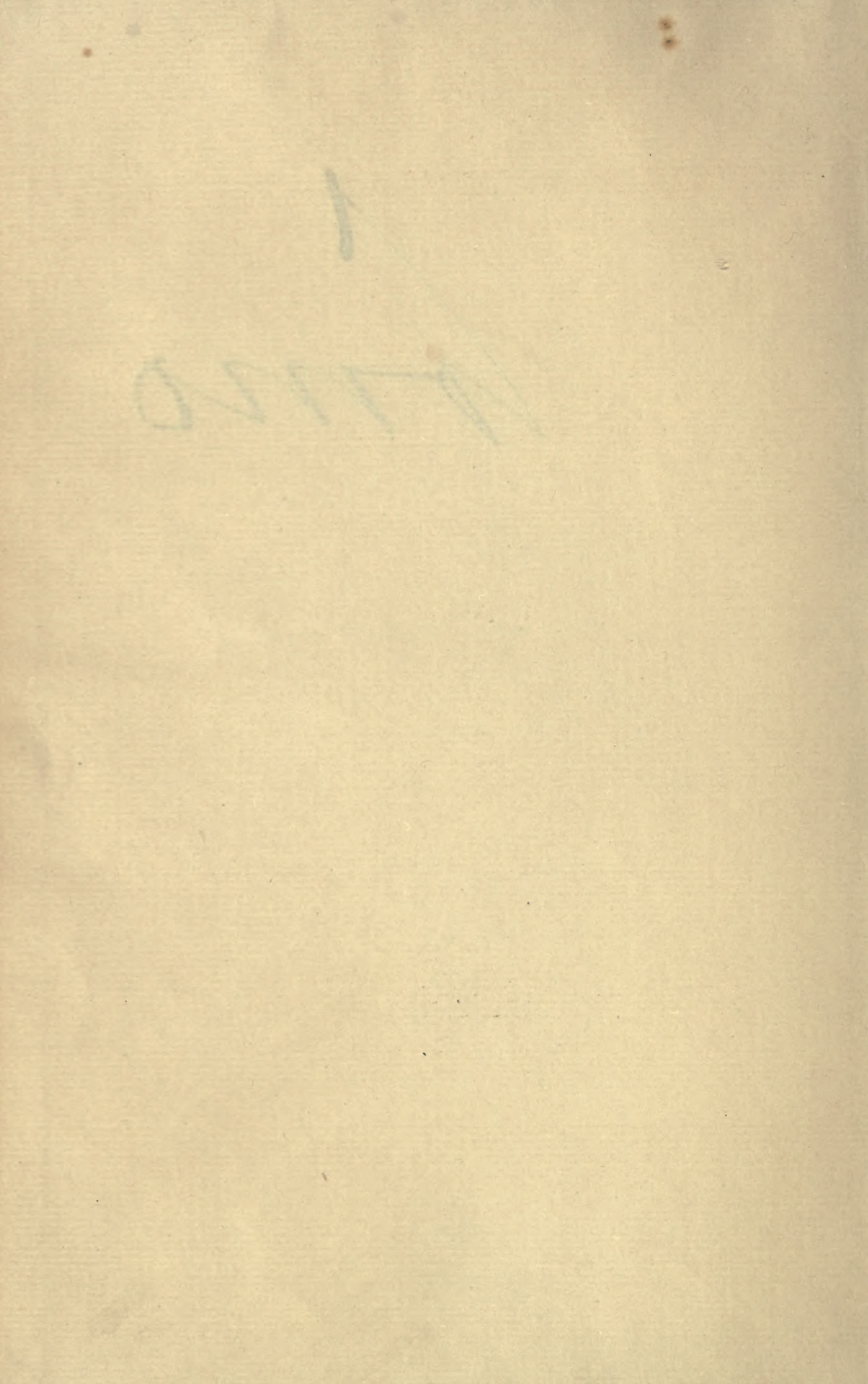
3 1761 01088278 5

Vladimir Solovjef

Sonntags- und Osterbriefe

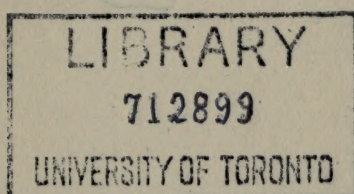
Philosophisch-Anthroposophische
Bibliothek

1
1770



PHILOSOPHISCH-ANTHROPOSOPHISCHE
BIBLIOTHEK

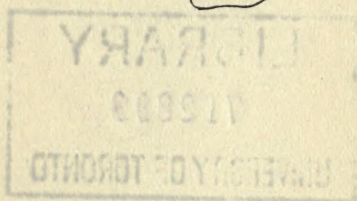
B
4262
G5K6
1922
Bd. 1
T. 2



Solor'ev, Vladimir Sergeevich

WVLADIMIR SOLOVJEFF
AUSGEWÄHLTE WERKE
AUS DEM RUSSISCHEN VON HARRY KÖHLER

Bd. 1, T. 2



ERSTER BAND / II. TEIL

DER KOMMENDE TAG A.G VERLAG
STUTT GART

WLADIMIR SOLOVJEFF
SONNTAGS=
UND OSTERBRIEFE

1922

DER KOMMENDE TAG A.G VERLAG
STUTT GART

WJADIMIR SOLOVIEFF
SONNTAGS-
UND OSTERBRIEFE

Zweite Auflage
2.-4. Tausend
Alle Rechte vorbehalten

1923
DER KOMMENDE TAG A. G. VERLAG
Druck: Der Kommende Tag A. G. Verlag, Stuttgart



SONNTAGS- UND OSTERBRIEFE
1807-1808

Digitized by the Internet Archive
in 2008 with funding from
Microsoft Corporation

SONNTAGSBRIEFE

I. DIE VÖLKERFAMILIE

Es ist dem Volke nicht gut, daß es allein sei.« Diese Wahrheit verstanden auch die Heiden. Es gab eine Zeit, da kam in die Welt der strenge Pater familias mit seiner patria potestas, und er versammelte viele Völker zu einer einzigen großen Familie. Die Herrschaft, unter die der Römer diese große Völkerfamilie beugte, war nicht milde, wie auch die Herrschaft nicht milde war, die das private Familienleben des Römers, die Grundlage der anderen großen Familie, regierte. Aber es war denn noch eine Familie, und das Oberhaupt des Hauses forderte nur ein friedliches Zusammenleben der Mitglieder untereinander und die Anerkennung seiner Oberhoheit über sie alle, ohne auch nur im geringsten in ihre persönlichen Rechte und Sonderheiten einzugreifen. Eine Latinisierung durch Zwangsmaßregeln kannte weder die römische Republik noch das Kaiserreich, – jedem Volke war die Freiheit seiner Sprache, seiner Sitten und Religion anheimgegeben. Infolge der relativen Freiheit der einzelnen Teile wurde die Einheit des Ganzen nicht nur inhaltsreicher, voller und tiefer, sondern zugleich auch stärker. Ein lebendiger Leib ist bei all seiner Kompliziertheit und den verschiedenartigen Sonderheiten seiner einzelnen Teile viel stärker und widerstandsfähiger als ein einfacher und gleichförmiger Sandhaufen, den der erste Windhauch auseinanderweht. So fest und widerstandsfähig erschien der komplizierte Organismus des Römischen Reiches im Vergleich zu den früheren mechanischen Staatsungetümen, daß das Wort »ewig« in aller Munde sein gewohnter Beinamen wurde.

Der unheilvolle Fehler, der dieses »ewige« Kaiserreich zum Falle brachte, ist nicht darin zu suchen, daß es eine aus vielen Völkerschaften bestehende Familie war – denn sonst wäre das

Kaiserreich selbst ja nicht vorhanden gewesen –, sondern darin, daß es eine heidnische Familie war und die Macht des Oberhauptes sich auf Grundlagen stützte, die der absoluten Wahrheit fremd waren. Daher konnte diese Macht sich nur für eine göttliche ausgeben, was sie aber in Wirklichkeit durchaus nicht war.

Das nach Byzanz verlegte Römische Reich unterwarf sich der vollkommenen Wahrheit und erhielt dadurch selbst das Anrecht auf Vollkommenheit. Ein Recht verwirklicht sich aber nicht durch sich selbst. Die einzige, dafür aber auch unabänderliche Bedingung zu seiner wahren Verwirklichung ist die Erfüllung der mit diesem Rechte verbundenen Pflicht. Das Kaiserreich blieb auch in Byzanz heidnisch.

Außerhalb der alten römischen Völkergruppe, im nordöstlichen Winkel Europas, wurde durch freie moralische Entschliebung eine andere Familie gegründet. Einige slawische und finnische Volksstämme kamen überein, sich von jenseits des Meeres her ein Oberhaupt herbeizurufen, einen unparteiischen Schiedsrichter für ihre Streitfragen.

Durch verwandtschaftliche Bande mit seinen neuen Untertanen vereinigt, wurde der Regent für sie bald der Familienälteste, und zu seiner Bestimmung als Schiedsrichter und Oberhaupt der ganzen Familie erhielt der Großfürst für die weitaus größte Anzahl seiner Angehörigen noch eine dritte – als Taufvater. Die neue Völkerfamilie erhielt ihre geistige Weihe, und wenn auch nicht alle ihre damaligen und späteren Mitglieder an dieser Wiedergeburt teilnahmen, so ändert das an der Sache selbst nichts. Denn die Pflichten der getauften Brüder den ungetauften gegenüber werden ja nicht dadurch bestimmt, daß die letzteren ungetauft, sondern dadurch, daß die ersteren getauft sind. Die Pflichten der Christen gegen die Nichtchristen können nur christliche Pflichten sein, und es wäre ein offener und grober Fehler, seinen christlichen Glauben zu betonen und auf ihn hinzuweisen, ohne den Willen zu haben, alle und alles vom christlichen Standpunkte aus zu beurteilen.

Die Annahme des Christentums konnte natürlich nicht die Bedeutung jenes glücklichen Umstandes in unserem historischen Leben beseitigen, daß Rußland schon bei seiner ersten tatsächlichen Kundgebung – der Aufforderung an die Warjäger, zu kommen und einen Staat zu begründen – so handelte wie eine einmütige Völkerfamilie, sondern diese Bedeutung konnte dadurch nur erhöht und verstärkt werden. Und je mehr unser Staat wuchs, desto größer wurde der Kreis der Völkerfamilie durch unterworfenen Völkerschaften. Es traten neue Mitglieder hinzu, getaufte und ungetaufte, aber das Prinzip der wahren Einheit, die darin begründet ist, daß jeder einzelne Raum und Freiheit für sein friedliches Wachstum unter dem Schutze der Oberhoheit des Ganzen finden solle, das blieb unangetastet. Sogar Iwan IV. rührte nicht daran. Wie groß auch seine Schuld sein mag, es kam ihm nicht in den Sinn, alle Völkerstämme des Moskauer Zarenreiches unter dem gleichen Zeichen miteinander zu vereinigen.

Wie Rußland von Anbeginn eine aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzte Völkerfamilie war, die sich um Nowgorod und Kiew als ihren Mittelpunkt scharte, so scharte sich diese Völkerfamilie später um Moskau und wurde endlich zu dem großen russischen Kaiserreiche, das den siebenten Teil der Erdkugel umfaßt. Als dann nach langer und schwerer Arbeit für die politische Umgestaltung unseres Landes die geistige Schaffenskraft und das Selbstbewußtsein bei uns erwachten und zu wachsen begannen, fiel es da irgend jemand ein, sich Rußland anders zu denken und vorzustellen, denn als ein einiges, aus vielen Völkergruppen bestehendes Ganzes? Wenn unser größter nationaler Dichter, der diese Saite zuweilen sogar zu straff anzieht, von seinem künftigen Ruhme spricht, so erscheint ihm das Vaterland auch in der Zukunft nicht anders als in Gestalt einer zahlreichen, herzlich untereinander verbundenen Völkerfamilie:

»Das weite russische Land wird einst mein Ruhm durchfliegen
Und meinen Namen in ihm wird preisen jedes Volk in seiner Zunge.«

Woher kam diese geistige Epidemie, die vor unseren Augen viele Leute und ganze Gesellschaftskreise erfaßte und sie veranlaßte, entgegen dem gesunden Menschenverstande und dem christlichen Gefühle, entgegen unserer Geschichte und unseren wirklichen nationalen Interessen, dem Denken unserer besten Leute zuwider und ungeachtet der entschiedenen Erklärung unserer höchsten Gewalt selbst – beharrlich und fanatisch zu behaupten, daß es gar keine »fremden Zungen« in Rußland gäbe, außer nur der einen russischen? Ja, daß dieser ganze Reichtum unseres Vaterlandes vernichtet und zur Einseitigkeit und Dürftigkeit geführt werden müsse, daß all diese zahllosen Völkerschaften, die zu verschiedenen Zeiten in den Bestand des russischen Kaiserreiches aufgenommen wurden, zu einer großen charakterlosen Völkermasse, zu einem gleichgearteten ethnographischen Materiale verarbeitet werden müßten; und daß das augenblicklich nur die Überreste der alten Unordnung und der früheren Zügellosigkeit seien, die mehr oder weniger gehorsam oder aufsässig, aber allesamt zu Opfern einer zwangsweisen Russifizierung ausersehen seien?

Gottlob! Wir können uns die unangenehme Mühe ersparen, nach den dunklen Quellen dieser sozialen Epidemie zu forschen, denn sie hat sich schon überlebt, und wenn sie auch noch da ist, so doch nur in Form krankhafter Folgeerscheinungen, die immer schwächer und schwächer werden; und es ist kaum anzunehmen, daß sie noch einmal wiederkehrt, jedenfalls nicht in der früheren Gestalt.

Wir können uns jetzt einer erfreulicheren Aufgabe zuwenden und auf einige charakteristische Anzeichen unserer sozialen Gesundung hinweisen. Und dann können wir von der Wahrheit, zu der das russische nationale Selbstbewußtsein endgültig zurückgekehrt ist, der Wahrheit, daß unser Vaterland eine Vereinigung vieler Völkerstämme ist, ausgehend, die Frage erörtern, wie eine christliche Völkerfamilie sein und wonach sie ihr Streben richten solle. Hiervon wollen wir am nächsten Sonntage reden.

Mittlerweile aber bitte ich die Aufmerksamkeit auf die letzten von mir besonders hervorgehobenen Worte richten zu wollen. Ich habe sie besonders hervorgehoben, um einen sehr wichtigen Unterschied zu bezeichnen; nämlich eine christliche Völkerfamilie ist durchaus noch nicht eine Familie christlicher Völker; diese zwei Begriffe brauchen in einer bestimmten historischen Epoche nicht zusammenzufallen, obgleich ihr Zusammenstimmen immer wünschenswert ist.

19. Januar 1897.

II. DAS ERWACHEN DES GEWISSENS

Wenn Menschen, deren Gewissen noch nicht vollständig schweigt, sich irgendeiner häßlichen Leidenschaft hingeben, z. B. Zorn gegen ihren Nächsten empfinden, so werden sie davon zuweilen durch langwierige Erfahrungen und sehr schwere Prüfungen geheilt; zuweilen geht aber die Sache einfacher und leichter vonstatten.

Der Mensch beginnt seine Feindschaft zum Teil äußerlich, zum größeren Teile aber innerlich zum Ausdruck zu bringen. Er stellt sich seinen unsichtbaren Feind vor, sein Haß flammt hell auf gegen ihn, er denkt ihn sich wutschnaubend und auf Mord sinnend und sich selbst, wie er ihn anfangs mit tödlich kränkenden Worten aufreizt, wie die Worte dann in Tätlichkeiten übergehen. Endlich ist der Feind niedergeworfen, der Sieger triumphiert, tritt den Feind mit Füßen . . . und plötzlich hält er inne. Was war das? Das ist ja schändlich, das ist ja wahnwitzig! Schamröte bedeckt sein Angesicht, das beinahe zur knirschenden Fratze eines Kannibalen geworden wäre, und die ganze Stufenleiter haßerfüllter Gefühle, die ihn bis zu dieser Schmach geführt haben, sinkt auf einmal in nichts zusammen. Der Mensch schüttelt dies höllische Traumbild von sich und beginnt menschlich zu überlegen.

Diese psychologische Erfahrung kam mir unwillkürlich in den Sinn, als ich am Ende des verflossenen und im Beginne dieses Jahres einige Aufsätze in russischen konservativen und ultranationalistischen Zeitschriften las; Aufsätze, die unser Ver-

halten zu jenen Volksgruppen und Glaubensbekenntnissen besprachen, die durch den Willen der Vorsehung unserer slawischen Familie einverleibt worden sind und mit uns unter der Oberhoheit eines einigen Vaters stehen. »Sie sollen vom Antlitz der Erde fortgewischt werden! In Rußland kann es nur ein Volk, das russische, geben. Alles übrige ist nur das Material, das so schnell als möglich und durch was immer für Zwangsmaßregeln russifiziert werden muß!« ~ Das war es, was bis zu diesen Tagen von unseren »patriotischen« Organen der Presse gepreßigt wurde. Jetzt aber können wir etwa folgende weise Reden in einem derjenigen Organe, die diese Richtung am schärfsten vertraten, in der »Russischen Rundschau«* zu hören bekommen:

»Je eifriger das Gymnasium seinen Zöglingen ihre Zugehörigkeit zur polnischen Nation als Schuld anrechnet, je gewaltsamer es in ihnen jeden äußeren Ausdruck dieser Zugehörigkeit zurückdämmt, desto stärker werden die Zöglinge sich derselben bewußt, desto größer wird der Abgrund, der sie von Rußland trennt. Und solche gewaltsame Entwurzelungen nennen diese maßlos eifernden russophilen Arbeiter ~ der russischen Sache dienen! Laßt im polnischen Jüngling unangetastet seine Liebe zu allem Eignen, Nationalen, möge sie ungehindert in ihm erblühen, aber bemüht euch aus allen Kräften, in ihm diese Liebe mit Ergebenheit für die allgemeine slawische Sache zu vereinigen, deren Vertreterin Rußland war, ist und sein wird. Diese Herren vergessen augenscheinlich, daß Haß nur Zorn gebiert und daß Verachtung nur beleidigte Gefühle hervorruft. Indem sie ihrem Haß und ihrer Verachtung alles Polnischen Ausdruck verleihen, verzehnfachen sie damit im polnischen Kinde und Jüngling den Haß gegen alles Russische, ~ ja damit nicht genug, erwecken sie ihn auch in denen, in welchen er noch gar nicht vorhanden war ... Es vergeht kaum ein Jahr, nachdem diese Indifferenten ins Gymnasium eingetreten sind, und schon tritt der Stammeshaß bei ihnen klar zutage, der von Jahr zu Jahr wächst und größer wird, so daß sie zu dem Zeitpunkte, wo sie das Gym-

* »Russkoje Obozrenie.«

nasium absolviert haben, ihre Eltern in dieser Beziehung schon weit übertreffen; denn diese hat das praktische Leben gebrochen, beruhigt und zu unvermeidlichen Kompromissen gezwungen. Nicht damit ist Rußland gedient, daß die Polen in Russen verwandelt werden, sondern damit, daß sie zu ehrlichen Staatsbürgern erzogen werden; das erste und unabweisliche Zeichen des ehrlichen Menschen aber ist – Wahrhaftigkeit. Es sind nicht die Polen, die Rußland schädlich sind, sondern die Zweideutigkeit und Verlogenheit, die sich zum Teile unter dem Einflusse der Fremdherrschaft in der Mehrzahl von ihnen herausgearbeitet hat.«

Solche Reden in einer solchen radikalen Zeitschrift, die von einem für die soziale Stimmung so empfindlichen Blatte wie die »Nowoje Wrjemia« gutgeheißen und wiedergegeben werden, das auch selbst einige ausgezeichnete Bemerkungen in diesem Sinne bringt, – sind das nicht gute Anzeichen einer moralischen Umwandlung, die vor sich gegangen ist? Als ich die Aufsätze über die polnische Frage in der »Russkoje Obozrenie« und der »Nowoje Wrjemia« las, fielen mir aus irgendeinem Grunde ein paar Verse von einem unbekannten Dichter ein, die ich einst in längst vergangenen Kinderjahren gelesen habe:

»Streng bewacht von Albanesen
Und in Ketten bin ich, – doch am Fenster
Blühen duftend die Orangen,
Mir ein Zeichen, daß der Frühling naht!«

Noch angenehmer überraschend wirkt in der Rolle des aufblühenden Orangenbaumes der frühere Albanese, – unser ehrenwerter Fürst Meschtschersky. In den letzten Jahren hat er schon öfters verstanden, auf die verschiedenste Weise sowohl seine Anhänger als auch seine Gegner durch glühende Kundgebungen für Duldung und Glaubensfreiheit in Erstaunen zu setzen. Und nun endlich, welche herrlichen Worte durften wir kürzlich aus dem Munde des ehrwürdigen enfant terrible der russischen konservativen Partei hören: »Es wäre überhaupt notwendig, daß wir die Glaubensfrage, aus Achtung vor dem Glauben und seinem Gegenstande selbst, mit größerer Vorsicht

behandelten.« Und nachdem er auf einige dienstliche Einschränkungen speziell der Katholiken hingewiesen hat, fährt Fürst Meschtschersky fort: »... womit ich aber in keiner Weise meinen Frieden machen kann, das ist mit der Möglichkeit, daß ein Katholik, um die Wirkung jener Paragraphen zu umgehen, die seine Zulassung zum Staatsdienste ausschließen oder einschränken, seinen Glauben ändert und sich zur rechtgläubigen Kirche bekennt und daß er, der gestern als unzuverlässig bezeichnet wurde, heute ein zuverlässiger rechtgläubiger Christ geworden sein soll. Das ist eine der schändlichsten, himelschreiendsten, unmoralischsten, insbesondere aber gotteslästerlichsten und religionsfeindlichsten Erscheinungen. Dennoch kommt so etwas bei uns in der Praxis nicht nur vor, sondern es geschieht sogar ohne Empörung hervorzurufen, wie etwas, das gut zu heißen ist. Während doch nirgends anders so klar, wie gerade hier die Ehrfurchtslosigkeit vor der rechtgläubigen Kirche, ja, ihre Beleidigung zutage tritt, denn der griechisch-katholische Glaube wird zum Gegenstande eines schmachvollen Gewissenshandels um irgendeine Anstellung im Staatsdienste gemacht. »Sage dich von dem Glauben deiner Väter los, vollziehe öffentlich die Schmähung deiner Kirche, und tritt dann als Meineidiger, als Glaubensleugner und Verräter deiner Kirche in die unsere, und zum Lohne dafür erhältst du ein Amt, auf das du als Katholik kein Recht hattest. Als Meineidiger und Judas deiner Kirche bekommst du nun das Recht, ein zuverlässiger Diener des russischen Staates zu sein. Fortan darf dir die Ehre und die Sicherheit Rußlands anvertraut werden.«

»Es ist wahr,« schließt Fürst Meschtschersky, »ich erinnere mich keines Falles, wo diese zuverlässigen, rechtgläubigen Polen ein furchtbares Gottesgericht nicht erreicht hätte, dennoch sehe ich voll Zuversicht dem Zeitpunkte entgegen, wo eine solche für den Ruhm unserer Kirche und die Ehre Rußlands schmachvolle Erscheinung undenkbar wird.«

Um dieser wahrhaften und warmen Worte willen wird dem Fürsten Meschtschersky vieles verziehen, was er früher Sonder-

bares und Unnötiges geredet hat. Durch ihn hat noch kühner und wahrer als durch die anderen Vertreter derselben Richtung das erwachte Gewissen unserer Gesellschaft gesprochen.

Und wichtig ist besonders, daß er sie aus sich selbst ganz frei, ohne äußeren Anlaß gesprochen hat. Es ist auch früher geschehen, daß solche Umwandlungen der öffentlichen Meinung stattfanden unter dem Eindrucke des Mißgeschicks eines ganzen Volkes, solcher historischer Ereignisse zum Beispiel, wie die Zerstörung Sewastopols. Nichts dergleichen war aber jetzt geschehen. Als die Gesellschaft in ihrem nationalistischen Russifizierungsfanatismus zu weit gegangen war, kam sie plötzlich zu sich, schämte sich der Schändlichkeit, die sich aus diesen schlimmen Trieben selbstverständlich ergab, und änderte ihre Stimmung. Gewiß, die Gruppenseele ist kompliziert, und moralische Umwandlungen können in ihr nicht so schnell und vollständig vor sich gehen wie in der Seele des einzelnen Menschen. Was aber auch noch auf der Oberfläche des fortlaufenden historischen Geschehens sich ergeben und wie lange noch die Genesung sich hinziehen mag, die größte Gefahr ist überwunden, Rußland wird nun schon nicht mehr vom wahrhaft russischen, christlichen und königlichen Wege abirren. Für uns liegt jetzt die ganze Aufgabe darin, das Ziel klarer vor Augen zu haben und mutiger auf dasselbe zuzuschreiten.

26. Januar 1898.

III. ÜBER DIE RUSSISCHE SPRACHE

Unlängst war mir von der »Nowoje Wrjemia« der sonderbare Wunsch zugeschrieben worden, daß die Völker des russischen Kaiserreiches Puschkin nicht in der russischen Sprache, sondern in den Idiomen der Tschuwaschen, Mordwinen, Kalmücken, Armenier, Kleinrussen, Weißrussen usw. lesen möchten. Bei diesem kleinen Beispiel eines großen Mißverständnisses wird es nützlich sein, einen Augenblick zu verweilen. Woraus ist diese Verneinung »nicht in der russischen Sprache« entstanden?

In bezug auf diesen Gegenstand können und dürfen bei jedem Russen wohl doch nur zwei Wünsche vorhanden sein. Erstens nämlich, daß alle Völker auch außerhalb des russischen Reiches Puschkin und unsere anderen großen Dichter in russischer Sprache lesen möchten; und zweitens, daß niemand irgendein Volk unseres Landes gewaltsam hindern dürfe, die russischen und die eigenen Schriftsteller in der eigenen Muttersprache zu lesen. Diese zwei Wünsche schließen nicht nur einander nicht aus, sondern sind aufs engste miteinander verbunden, denn der zweite Wunsch ist nur die notwendige Bedingung für die ernstliche Erfüllung des ersten.

Wir können unsere fremdländischen Untertanen gewaltsam zwingen, in den Schulen die russische Literatursprache zu erlernen. Jedoch Puschkin so lesen, wie er es verdient und wie er es selber wünscht gelesen zu werden, das kann nur aus freiem Willen geschehen.

Wenn die russische Sprache zwangsweise erlernt wird, kann nur Widerwillen gegen sie entstehen, und der Zwang kann bewirken, daß weder Wunsch noch Fähigkeit vorhanden sind, sich ihrer über das Maß der erzwungenen Anforderungen hinaus zu bedienen. Das ist an und für sich klar, und die Erfahrung bestätigt es. Während der Regierung des Kaisers Nikolai Pawlowitsch, als die strenge Unterdrückung der polnischen politischen Bestrebungen nicht auf das Gebiet des Volkstums und der Sprache übergriff, da lasen die gebildeten Polen nicht nur Puschkin in russischer Sprache, sondern sie kannten und liebten ihn ebenso wie wir selbst.

Jetzt aber, wo sie dazu gezwungen werden, sich der russischen Sprache zu bedienen, ist unsere Literatur ihnen fremd geworden. Und so ist es nicht nur mit den Polen gegangen. Befriedigt das aber wirklich den russischen Patriotismus?

Die russische Sprache ist eine zu hohe Frau, um sich irgend jemand aufzudrängen, – wer sie nicht kennen lernen will, der hat selber den Nachteil davon. Niemand kann die Notwendigkeit der russischen Sprache als der Landessprache für das ganze

Reich in Abrede stellen; wird sie aber außerhalb der Tätigkeit des Staatslebens und der offiziellen Beziehungen aufgezwungen, so führt das unweigerlich zu zwei Resultaten, – zur Entfremdung und zu feindlichem Verhalten gegen alles Russische und zur Befestigung und zur Belebung der Sprachen und Dialekte in den einzelnen Sprachgebieten, und zwar selbst dort, wo sie aus sich selbst heraus keine Lebenskraft mehr besitzen.

Wir haben bis heute nichts davon gehört, daß die Mordwinen und Tschuwaschen besonders für ihre eigene Sprache eingestanden und dem für die unkultivierten Volksstämme natürlichen Prozesse der Russifizierung widerstrebt hätten. Sobald es aber Leute geben wird, die dort auf künstliche Weise und durch Zwang russifizieren wollen, sobald es den Tschuwaschen und Mordwinen verboten sein wird, in ihrer Sprache zu reden und Bücher zu drucken, sobald diese Fremdlinge gezwungen werden, die russische Sprache zu erlernen und nur in dieser Sprache zu reden, – so können wir uns darauf gefaßt machen, daß eine tschuwaschophile und mordwinomane Bewegung mit einer neuen nationalen Literatur erstehen wird, deren Vertreter nach der Meinung mancher enthusiastischer Seelen den Ruhm Puschkins und Gogols sicherlich in den Schatten stellen dürften.

Wenn infolge der gewaltsamen Russifizierung da und dort eine eigene Literatur entsteht, so ist das natürlich gut, – es ist das Gute, in das die Vorsehung immer das menschliche Böse umzuwandeln pflegt. Haben sich aber einmal in den verschiedenen Ländergebieten unter dem Drucke ihrer gewaltsamen Einverleibung in den russischen Staatskörper die einzelnen Sprachen gefestigt und ist dort eine eigene Literatur entstanden, so erwüchse durch weitere Verfolgung eine neue Schuld – es käme zu gegenseitigen Feindseligkeiten und Kränkungen, und es wäre schon recht gewissen- und sinnlos, einzig und allein von der Vorsehung zu erwarten, daß sie uns von dieser Schuld befreien werde.

Wie ein gerechtes Verhalten in diesem Falle beschaffen sein müßte, das ist doch wohl ebenso klar wie die Tatsache, daß

zwei mehr ist als eins und daß ein reiches Verstandesleben einem kargen vorzuziehen ist.

Anhänglichkeit an die engere Heimat ist dem Patriotismus, das heißt der Zuneigung zum allgemeinen Vaterlande ebenso wenig ein Hindernis, wie in einem wahren Familienleben die Liebe zur Mutter die Liebe zum Vater hindert und beeinträchtigt. Gewiß, wer eine Vorliebe für den jaroslavschen Dialekt hat, dessen Empfinden kann voller und freier mit dem allgemeinen russischen Patriotismus verschmelzen, als das Empfinden dessen, der eine bestimmte Anhänglichkeit für den nationalen Charakter und die Sprache Polens, Armeniens oder gar Klein-Rußlands hat. Aber ist denn ein solches unwillkürliches Sichverschmelzen eine bessere Form der Einigung, die immer und in allen Fällen einer vollkommen bewußten Übereinstimmung vorzuziehen ist?

Der gebildete und denkende Kleinrusse will seinen geistigen Gesichtskreis auch selber gar nicht durch die Sprache und die Literatur der Ukraine begrenzt wissen, und verbindet sie mit der allgemeinen russischen Sprache und Literatur. Wenn er aber beide Sprachen gleich gut beherrscht, so ist es doch sein eigener Gewinn und wem geschieht wohl ein Schaden damit? Ist es dem Familienvater etwa ein Schaden, wenn er nicht allein ist? Erwächst dem Hausherrn ein Nachteil daraus, wenn er viele Diener und Hausgenossen hat?

An dieser Stelle geht das Mißverständnis in betreff der russischen Sprache in ein allgemeines Mißverständnis über, demzufolge der Verzicht auf irgendeine Einzel- und Sonderstellung, auf eine erzwungene Geltung und einen Schutz dieser Sonderstellung als Selbstverneinung gilt. Es wird also der Verzicht auf die Ausübung des Faustrechtes mit der Hingabe der eigenen Persönlichkeit und Eigenart verwechselt. Auf dieses seinem Wesen nach eigentlich ganz leicht erklärliche, in der Praxis aber ungemein komplizierte und dunkle Mißverständnis wollen wir noch besonders eingehen.

16. Februar 1897.

IV. WAS IST RUSSLAND?

Wie sonderbar es auch sein mag, so ist es doch eine Tatsache, daß die Entscheidung dieser ersten Frage unserer Selbstbewußtheit für uns bis heute nebelhaft und unbestimmt geblieben ist. Doch unvermeidlich rückt die Stunde heran, die eine wahre und klare Antwort bringen soll.

Viele werden natürlich sagen, daß diese Frage vollkommen müßig sei. – Das russische Volk sei eben ein Volk wie alle anderen Völker auch. Doch jedes einzelne dieser anderen ist ja ein besonderes Volk für sich, und wenn daher das russische Volk auch als eines dieser Völker gilt, so ist die Frage nach seiner Eigenart noch offen geblieben.

In Wirklichkeit ist das russische Volk mehr als ein Volk. Es ist ein Volk, das andere Völker um sich versammelt hat, ein Kaiserreich, das eine Völkerfamilie umfaßt. Doch auch diese Bestimmung entscheidet bei all ihrer Wichtigkeit noch nicht die Frage, sondern weist nur auf das Umfangreiche derselben hin. Kaiserreiche waren und können auch heute noch sehr verschiedenartig sein, und die Bedeutung Rußlands wird natürlich nicht durch die einfache Tatsache, daß viele Volksstämme zu ihm gehören, bestimmt, sondern dadurch, wie sich der eigentliche Stamm, der Kern des Ganzen, — der Mittelpunkt, um den sich alle anderen Völker scharen, zu den anderen Stämmen verhält, auf welche Weise und in wessen Namen er sie um sich versammelt. Es handelt sich also nicht um die allgemeinen Eigenschaften des Kaiserreiches, sondern um seinen besonderen Charakter, der geradezu nur von der Eigenart des eigentlichen Stammvolkes, des Volkes, welches das Ganze gebildet hat, des russischen Volkes, abhängen kann, — die über sein Volkstum hinausgehende Bedeutung Rußlands kann nur aus dem Wesenskern des russischen Volkes fließen.

Sowohl der Wesenskern eines Volkes als auch der des einzelnen Menschen wird durch den Gegenstand seines Glaubens bestimmt und ferner dadurch, wie dieser Gegenstand erfaßt wird und was für die Verwirklichung dieses Glaubens geschieht. Da ein Glaube,

der weder durch das in ihm enthaltene Verstandeselement noch durch Glaubenswerke gerechtfertigt wird, nur scheinbar ein Glaube ist, so führen diese drei Bestimmungen zu der einen, nämlich daß das Wesen eines Volkes und einer einzelnen Individualität danach bestimmt wird, woran beide in Wahrheit glauben. Woran glaubt aber nun das russische Volk? Wenn wir uns nicht auf das strittige theologische Gebiet begeben und die Sache so einfach nehmen, wie sie ist, so werden wir sagen müssen, daß das russische Volk, das mit allen Völkern derselben Glaubensgemeinschaft an ein und denselben Gott und mit allen christlichen Völkern an ein und denselben Christus glaubt, sich nur in einem wesentlichen Punkte von allen anderen unterscheidet. Die Kirche nämlich, an die das russische Volk glaubt, das ist nicht die Kirche, an die der größte Teil der übrigen christlichen Völker glaubt, und gerade dieser Unterschied ist gemeint, wenn von der Rechtgläubigkeit des russischen Volkes gesprochen wird, — »rechtgläubig« heißt es, also weder Katholik noch Protestant*.

Wenn wir aber von diesem unzweifelhaften, negativen Merkmale absehen, zu einem positiven übergehen und fragen, an welche Kirche also das russische Volk glaubt oder wodurch seine Rechtgläubigkeit bestimmt wird, so können wir auf diese Frage in unserer Zeit eine bestimmte Antwort schon nicht mehr erhalten. Diese Kirche, an welche drei Viertel des russischen Volkes glaubt, ist nicht dieselbe, an welche das übrige eine Viertel desselben russischen Stammvolkes glaubt. Die Verschiedenheit des Rituals ist ja kein Hindernis für die »Glaubenseinheit«, die weitaus größte Mehrzahl der russischen Altgläubigen wollte sich jedoch zu keiner »Glaubenseinheit« bekennen, auch wenn ihnen die Unanastbarkeit ihrer alten Gebräuche zugesichert worden wäre, und damit haben sie bewiesen, daß ihre Trennung von der »herrschenden Kirche« nicht auf der Verschiedenheit des Rituals, sondern auf der Verschiedenheit

* Aus diesem Grunde hält z. B. die russische Presse — trotz aller Gegenbemühungen der Spezialisten — die monophysitischen Abessinier für »rechtgläubig« und nennt sie auch so, nämlich nicht Katholiken und nicht Protestanten, sondern rechtgläubige Christen.

des Glaubens beruht. Die Nachfolger des Oberpriesters Habakuk glauben nicht an die Kirche, an welche die Nachfolger des Patriarchen Nikon, des Metropoliten Stephanus Jaworsky und des Bischofs Theophanus Prokopowitsch glauben. Welche Seite der Unversöhnlichkeit stellt nun das russische Volk dar? Wollte man sich ganz auf die Seite der Altgläubigen stellen, so würde das – bei ihrer absoluten Verneinung der Reformen Peters des Großen – dem Bekenntnisse gleichkommen, daß die russische Geschichte sinnlos sei, und einen Verzicht auf die allgemeinemenschliche Aufklärung und die Aufgaben der Zukunft bedeuten.

Wer aber andererseits die Glaubensspaltung nur als ein Ergebnis der Unwissenheit des Volkes auffassen wollte, der müßte auch für die bis heute vorhandenen Anomalien unseres geistigen Lebens blind sein. Wir könnten uns aber noch so blind und taub anstellen, die religiöse Abspaltung von mehreren Millionen Menschen rein russischer Nationalität – eine Abspaltung, die durchaus selbständig und durch keinerlei äußere, fremdländische Einflüsse hervorgerufen ist, die in der Folge die Bildung zweier seit zwei Jahrhunderten sich scharf gegenüberstehender Glaubensbekenntnisse gezeitigt hat –, eine solche Abspaltung ist eine Erscheinung, mit der das Gewissen und die Vernunft eines Volkes sich endlich doch einmal auf die eine oder die andere Art auseinandersetzen muß. Die Erfahrung hat gezeigt, daß strenge Maßregeln hier zu nichts führen. Die Trennung hat viel zu tief den geistigen Wesenskern des russischen Volkes berührt, und eine Einigung kann nur auf geistiger Grundlage wieder herbeigeführt werden.

Hier sind nur zwei Wege offen, – der Weg der höchsten Autorität oder der Weg freier Erwägung der Sachlage. Die Spaltung kristallisierte sich heraus als eine Folge der Moskauer Kirchensammlung (1666–1667) mit ihren Anathemas, durch welche nach der Meinung der Altgläubigen die alten Ritualien selber verflucht worden sind, während die Gegner behaupten, daß nicht die Ritualien, sondern die Menschen, die sich um der Ritualien willen von der Kirche getrennt haben, verflucht wur-

den. Um diese Frage praktisch zu entscheiden, ist jedenfalls eine höhere Autorität notwendig als die Moskauer Kirchenversammlung; und da auf dieser Kirchenversammlung außer den russischen Hierarchen auch die obersten Häupter der griechischen Kirche des Ostens tätig waren, so könnte in diesem Falle nur eine allgemeine Kirchenversammlung als höchste Autorität anerkannt werden. Die Einberufung einer solchen Versammlung aber erweist sich als vollkommen unausführbar, ungeachtet der frommen Wünsche vieler und des entschiedenen Hinweises auf ihre Notwendigkeit von seiten solcher Eiferer für die Sache der rechtgläubigen Kirche, wie die Herren T. J. Filippow und A. A. Kirejeff es sind. Es ist da irgendein unbesiegbares Hindernis auf diesem scheinbar so offen und klar vor uns liegenden Wege vorhanden.

Der andere Weg, der Weg einer freien und allseitigen Besprechung der kirchlich-religiösen Streitfragen, bleibt als der einzig mögliche übrig. Dieser Weg aber, dem schon die alten Slawophilen vergebens zustrebten, er ist bis jetzt mit Fußangeln versperrt. Natürlich können auch diese von irgendeinem Gesichtspunkte aus genügend begründet werden. In jedem Falle gibt es aber auf die Frage – was ist Rußland? – vorläufig nur eine, dafür aber unzweifelhafte Antwort: Rußland ist eine Völkerfamilie, die sich um das rechtgläubige russische Volk versammelt hat, und dieses rechtgläubige Volk hat sich in seinen Anschauungen über den Begriff der Rechtgläubigkeit in zwei Parteien geteilt und verharret hoffnungslos in dieser Trennung.

23. Februar 1897.

V. ÜBER SOGENANNT E FRAGEN

Ich muß meine Leser um Entschuldigung bitten, wenn ich die Besprechung der wichtigen Angelegenheit, die im letzten Briefe begonnen wurde, heute unterbreche durch die Wiedergabe einiger Eindrücke aus der Tagespresse, die mich persönlich angehen.

In der No. 7543 der »Nowoje Wrjemia« sind zwei Aufsätze mir gewidmet, – ein Leitartikel, der sich mit meinem letzten

Sonntagsbriete beschäftigt, und eine Kritik meiner »Moralphilosophie«. Obgleich diese beiden Aufsätze augenscheinlich nicht ein und derselben Feder entstammen und obgleich sie verschiedene Dinge behandeln, so sagen sie doch ein und dasselbe, nämlich, daß es nicht nötig sei, über sogenannte Fragen zu reden. Jede allgemeine, ideelle Frage sei unnütz und daher schädlich, solches sei »Metaphysik, Scholastik und Jesuitismus«. Über den Jesuitismus spricht übrigens nur einer der beiden Autoren, aber beide berufen sich auf die Fabel von Chemnitz, »Der Metaphysiker«. Der Verfasser des Leitartikels in der »Nowoje Wrjemia« ist der Meinung, daß das Stellen solcher Fragen, wie: »Was ist Rußland?« und »Was ist Rechtgläubigkeit?« unnötige Metaphysik sei, und der Kritiker derselben Zeitung bezeichnet als ebensolche Metaphysik jegliches »Theoretisieren« über den Begriff des Guten und der Moral.

Wir lesen etwa das Folgende in dieser ungemein charakteristischen und in ihrer Art ausgezeichnet geschriebenen Kritik, die den Titel »Eine unnötige Rechtfertigung« führt und mit dem Namen »Apokryph« unterzeichnet ist:

»Einen schweren Eindruck ruft das Buch Wladimir Solowjeffs hervor. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der sich ernsthaft die Aufgabe gestellt hat, das Gute zu rechtfertigen. Die offenbare, klare, absolute und unzweifelhaft wahre Lehre der christlichen Liebe wird einer jesuitisch zugespitzten, scholastisch verdrehten und metaphysisch abstrakten Rechtfertigung, Beweisführung und Bestätigung unterzogen. Warum und wozu? Gestatten Sie mir, das nicht zu verstehen! – Ja, ich weise es ab, und zwar weise ich es vollkommen ernsthaft und offenherzig ab, dieses Theoretisieren über moralische Begriffe zu verstehen.

Nachdenken kann man natürlich über alles, sowohl über ein Stück – ‚einfachen Pechdraht‘, wie unser naiver Metaphysiker bekennt, als auch über die ‚metaphysische Natur des vorsintflutlichen Mammut‘, wie es Schelling oder Hegel getan hat, – ich erinnere mich nicht mehr, welcher von den deutschen gelehrten Köpfen es war. Ich ersuche Sie aber, über den ‚Pech-

draht' und das ‚Mammut‘ bei sich zu Hause im eigenen stillen Winkel nachzudenken. Tragen Sie gefälligst Ihre ausgeklügelten Ideen nicht unter die ehrlichen Leute, bringen Sie sie nicht in Verwirrung damit! Das Unzweifelhafte ist dem Volke eben unbezweifelbar, und Sie schwächen nur seinen Glauben an die Notwendigkeit des Guten mit Ihrer spitzfindigen und doch so schwachen Beweisführung, und mit Ihrer Unklarheit, Ihrem Jesuitismus, Ihrer Scholastik machen Sie die armen Köpfe nur verwirrt. Dem Volke wird es scheinen, als bedürfe das Gute* wirklich der Rechtfertigung, und indem es sich Trugschlüssen zuwendet, verliert es die richtige Beziehung zum Guten, als zu einer gewissermaßen von selbst einleuchtenden Wahrheit, und folgt Ihnen in den Urwald der Metaphysik, wo natürlich weder Sicherheit noch Beweisbarkeit, noch Wahrheit zu finden ist. Mit Ihrer Metaphysik nehmen Sie ihm zugleich sowohl seine moralischen Begriffe als auch seine Vernunft. Eine Rechtfertigung des Bösen wäre leichter zu begreifen und zu erklären als eine Rechtfertigung des Guten. Das Gute ist wahr, schuldlos und bedarf keiner Rechtfertigung. Das Böse ist finster – sowohl für die Seele als auch für den Verstand, und obgleich es seinem Wesen nach nicht gerechtfertigt werden kann, so wird es natürlich zuweilen etwas, wofür wir eine Entschuldigung und Rechtfertigung suchen. Die Motive des Herrn W. Solovjeff, der mit allen möglichen wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitteln das Gute rechtfertigt, sind mir vollkommen unverständlich, während die Motive der Pharisäer, Schriftgelehrten und Jesuiten, die ihre bösen Handlungen rechtfertigen, vom psychologischen Standpunkte natürlich, verständlich und sogar unvermeidlich notwendig sind. Es ist natürlich, für den Schuldigen und für die Schuld eine Rechtfertigung zu suchen, – es ist aber recht unnatürlich, für etwas, was keine Schuld begangen hat, was an niemandem schuldig geworden ist, – für das Gute und die Liebe – eine Rechtfertigung zu suchen . . .«

* Bezieht sich auf die moralphilosophische Schrift Solovjeffs »Die Rechtfertigung des Guten«. (Anm. d. Übersetzers.)

Als ich diese Tirade gelesen hatte, wurden alte, längst versunkene slawophile Gefühle in meinem Herzen wieder wach. Haben wir nicht Anspruch auf Originalität? Gibt es außer Rußland noch ein Land in der Welt, von Schweden bis Schottland und bis zur Heimat der Buschmänner, wo man solch ein Urteil lesen könnte? Diese Aufforderung, Moralphilosophie und Metaphysik nur bei sich im eigenen stillen Winkel zu treiben, um über ehrliche Leute keine Verwirrung zu bringen! Diese Geringschätzung Schellings »oder« Hegels! Diese Versicherung, daß das Gute schuldlos sei, und dieser Hinweis auf das »Widernatürliche« seiner Rechtfertigung in der gottseligen Unwissenheit über den gottseligen Augustinus, der zweiundzwanzig Bände über die Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung geschrieben hat, – und über Leibniz, dessen umfangreichstes Werk die Theodizee, das heißt die Rechtfertigung Gottes behandelt! Und endlich die Furcht, daß ich mit meiner Metaphysik dem Volke die moralischen Begriffe und die Vernunft auf einmal raube, – von all dem wehte es mich so ganz besonders heimatlich, so voll von einer noch ganz unberührten Eigenart an.

Wenn ich aber auch als alter Slawophile wohl fröhlich in meinem Herzen wurde von solchem Wehen russischen Geistes, so mußte ich als »ethischer Schriftsteller« doch sofort die Frage nach der Qualität dieses »Geistes« aufstellen.

Ich las weiter und kam zu folgender Stelle: »Sagen Sie, bitte, welchen Eindruck Sie z. B. gewinnen können aus nachstehendem Versuche, den Ignatius von Loyola auf philosophischem Gebiete nachzuahmen? Herr Wladimir Solovjeff bespricht das folgende törichte Dilemma . . . «; weiter folgt aus meinem Buche ein Abschnitt, der die bekannte Frage behandelt, ob es erlaubt sei oder nicht, eine Lüge zu sagen, wenn durch diese Lüge das Leben des Nächsten gerettet werden kann. Nachdem Herr Apokryph diesen Satz angeführt hat, fährt er fort: »Auf einigen wenigen Seiten entwirrt Herr W. Solovjeff dieses Loyolasche Dilemma, und – man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen – er tut es mit einem so feinen Verständnisse der formalen Moral-

Kasuistik, wie wir eine solche bei keinem einzigen unserer Moralphilosophen finden können. Zu unserem Leidwesen liebt aber der gesunde russische Leser nicht gerade sehr diesen Jesuitismus im philosophischen Gewande, und die gordischen Knoten scholastischen Denkens ist er gewohnt nicht zu entwirren, sondern zu durchhauen, – zu durchhauen durch vollständiges Ignorieren, durch gleichgültiges Sichfernehalten.«

Das ist ausgezeichnet! Nur unbegreiflich will es mir scheinen, welche Leute ich bei solcher oben bezeichneten Gleichgültigkeit in Verwirrung bringen, ja sogar ihres Verstandes und ihrer sittlichen Begriffe berauben könnte? – Doch darum handelt es sich nicht. Der gesunde russische Leser wird natürlich mit Herrn Apokryph übereinstimmen darin, daß die angeführte Frage in bezug auf die Lüge falsch gestellt ist und daß es sich hier in der Tat um gar keine Sittlichkeitsfrage handeln kann. Aber wird dieser gesunde russische Leser sich nicht wundern, wenn ich ihm sage, daß das ja eben gerade meine Meinung ist und daß sogar der Ausdruck »törichtes Dilemma« nicht von Herrn Apokryph stammt, sondern direkt von mir genommen ist? Meine eigenen Worte lauten, wie folgt: »Es könnten hier gar keine weiteren Fragen entstehen, wenigstens bei Leuten, die einsehen, daß $a = a$ und $2 + 2 = 4$. Es handelt sich aber darum, daß jene Philosophen, die das Gebot des Nichtlügens ganz besonders betonen und jede Ausnahme ablehnen, selbst in einen Fehler verfallen, indem sie die Bedeutung der Wahrheit (in jedem einzelnen Falle) willkürlich beschränken durch irgendeine reale oder, besser gesagt, faktische Seite, die sie aus dem Zusammenhange herausheben. Wenn diese Philosophen den eben beschriebenen Standpunkt einnehmen, so kommen sie zu nachstehendem törichtem Dilemma (ich führe hier ein allgemein gebräuchliches Beispiel als das einfachste und klarste an) . . .«* Weiter folgt ein von Herrn Apokryph angeführter Abschnitt, und auf der nächsten Seite sage ich: »Untersuchen wir das recht genau, und möge der Leser über eine gewisse Pedanterie in unserer Analyse nicht ungeduldig

* Wl. Solovjeff, Ausgew. Werke, Zweiter Band / I. Teil, Kapitel V, 6.

werden, da ja die Frage selbst nur eine Folge der schulmäßigen Pedanterie abstrakter Moralisten ist.«

So wird also diese offene Frage, die ich ein »törichtes Dilemma« nenne, mir zugeschrieben als ein Versuch, auf philosophischem Gebiete Ignatius von Loyola nachzuahmen, und jene Erwägung, bei der ich länger verweile als bei einem klaren Beispiele der falschen Moral abstrakt denkender Philosophen, sie wird als Beispiel meiner eigenen scholastischen Denkweise angeführt. Ich weiß nicht, wie der »gesunde russische Leser«, an den sich Herr Apokryph wendet, das auffassen wird? Ich wenigstens habe begriffen, warum die Lektüre meines Buches so unangenehm und drückend dem Feinde aller sogenannten Fragen war, und ebenso habe ich auch begriffen, warum er vom »Pechdraht« und von »Knoten« spricht. In gewissen Fällen pflegt nämlich die Moralphilosophie »der Strick im Hause des Gehängten« zu sein.

Herr Apokryph versichert, daß ich über ehrliche Leute Verwirrung bringe. Davon ist vorläufig nichts zu bemerken. Vorläufig konnte nur die Überzeugung gewonnen werden, daß jene Leute in Verwirrung geraten sind, die zu den ehrlichen Leuten gerechnet werden können, entweder weil man auf ihre Besserung hoffen darf, oder weil dieses Eigenschaftswort in jenem epischen Sinne anzuwenden ist, in welchem z. B. der alte Vater Homér den Schweinehüter Eumaeus »den göttlichen« nannte.

Ich zweifle nicht, daß in Herrn Apokryph und seinesgleichen Gutes vorhanden ist. Weil es aber in ihrem Bewußtsein als noch nicht genügend gerechtfertigt erscheint, erweist es sich zu schwach, um sie vor Handlungen zu bewahren, die niemand gut nennen kann.

Jenes Volk, um dessen Ruhe Herr Apokryph so besorgt ist, das ist zweifellos ein apokryphes Volk. Wir wissen nur allzu gut, daß das wahre russische Volk die Finsternis seiner Unwissenheit, sein »ungerechtfertigtes« Gutes als drückende Last empfindet, daß es nach Belehrung, wie nach dem Lichte verlangt, besonders auf moralischem und religiösem Gebiete. Und jener Teil der russischen Gesellschaft, der sich mit dem Volke eins fühlt und

dessen wahren Vorteil im Auge hat, der wird die Rechtfertigung des Guten für sich selbst nicht überflüssig finden, auch wenn damit die Anregung verschiedener »sogenannter Fragen« verbunden sein sollte. 2. März 1897.

VI. VON DEN VERFÜHRUNGEN

Ich habe nicht die groben Verführungen durch unsere Triebe und Begierden – durch Sinnlichkeit, Hoffart, Herrschsucht – im Auge, die direkt nur das persönliche Leben schädigen, sondern die feineren Verführungen unseres Verstandes, von denen es heißt, daß durch die Verführung das Leid in die Welt gekommen ist.

Diese Verführungen entstehen nicht durch einfache oder direkte Verneinung der Wahrheit, denn die nackte Lüge kann anziehend und darum auch verführerisch nur in der Hölle wirken, aber nicht in der Menschenwelt. Hier muß sie durch etwas Wohl-
anständiges verdeckt sein, mit etwas Wahrem verbunden werden, um unsichere Verstandeskräfte zu bezaubern und das Böse vor einem siechen Willen zu rechtfertigen.

Die Verführung, durch welche das Leid in die Welt kommt, entsteht nur durch halbe Wahrheiten, und diese halben Wahrheiten verführen hinwiederum nur die »wenig Starken«, aus denen jedoch fast die ganze Welt besteht. Der wahrhaft Großen, im Guten sowohl als auch im Bösen, – gibt es wenige. Die großen Gerechten, die auf ihrem Lebenswege entschieden und unwiderruflich das Gute und die Wahrheit gewählt haben, sie fürchten natürlich die Versuchung der Verstandeskräfte nicht und zerreißen sie wie Spinnweben. Doch solcher Gerechten gibt es so wenige, daß ihre Zahl durch ganze Jahrtausende hindurch bekannt ist und sie alle im Heiligenkalender Platz finden. Ebenso sind die großen Bösewichter, die sich unwiderruflich aus innerem Drang dem Bösen und der Lüge hingegeben haben und darum auch keiner Verführung bedürfen, so selten, daß sie gewöhnlich gar nicht bemerkt, ja ihr Vorhandensein sogar geleugnet wird. Die weitaus größte Anzahl der Menschen, das sind die »kleinen« Menschen, die keinen Geschmack am Bösen finden, es nicht um

seiner selbstwillen lieben, jedoch nicht stark genug sind, um seiner Verführung in der Sinnenwelt zu widerstehen, und die – was die Hauptsache ist – auch nicht stark genug sind, um sich selbst ganz entschieden die eigene Schwäche einzugestehen und die Dinge bei ihrem wahren Namen zu nennen. Diese Menschen suchen ihre Widerstandslosigkeit gegenüber den Verführungen des Sinnenlebens, gegenüber der Sinnlichkeit, Hoffart und Herrschsucht zu rechtfertigen und nehmen allzu gerne und begierig ihre Zuflucht zu den Verführungen des Verstandes durch halbe Wahrheiten, die den Anschein einer solchen Rechtfertigung wohl zu erwecken vermögen.

»Wehe der Welt der Ärgernisse halber! Es muß ja Ärgernis kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt*!« – wehe dem, der diese halben Wahrheiten erfindet, verteidigt und verbreitet, die täuschend die Lüge verdecken und listig das Böse rechtfertigen.

Solcher verführerischen Halbwahrheiten gibt es eine unzählige Menge, es gibt ihrer so viele, als es Sünden der Menschen gibt, die eines Deckmantels der Wohlanständigkeit bedürfen. Doch sind unter ihnen auch typische, grundlegende Sünden, die nicht nur eine persönlich-moralische, sondern eine allgemein-historische Bedeutung haben. Es gibt eine sehr einfache und allgemein übliche Sünde, die Sünde geistiger Trägheit, die uns veranlaßt, mit wenigem zufrieden zu sein, uns auf geistigem Gebiete nur daran genügen zu lassen, was schon vorhanden und gegeben ist, was keine innere Arbeit und keine Überwindung verlangt. Solange das nur eine Schwäche ist, ist diese Schwäche verzeihlich; doch die Eigenliebe erlaubt uns nicht, diese Schwäche zu bekennen, der geistige Teil des Menschen schämt sich ihrer, und da tritt die Versuchung an uns heran, diese geistige Schwäche durch irgendeine seichte, allgemeinverständliche und keine Verstandesarbeit erfordernde halbe Wahrheit zu rechtfertigen: »Eine beharrliche Verstandesarbeit, die sich nicht scheut, ihre Gedankenschlüsse bis in die letzten Konsequenzen zu verfolgen,

* Matth. 18, 7.

ist uns zu schwer! Was tut das? Das ist nur ein Zeichen unserer Überlegenheit! Alle Erwägungen unseres Verstandes sind ja doch nur eitel. Herzensruhe und warmes Fühlen genügen vollkommen, denn sie tragen ihre Rechtfertigung in sich. Warum sollen wir noch über das nachdenken, was an sich schon gut ist? Solche Gedankengänge sind unnötig. Wer sich aber mit unnötigen Dingen beschäftigt, der lenkt sich und andere vom Notwendigen ab; das ist aber nicht nur überflüssig, sondern auch tatsächlich schädlich. « – Und hieraus ergibt sich als direkte Schlussfolgerung, daß wir uns nicht nur selbst vor selbständiger und ernster verstandesmäßiger Gedankenarbeit über wichtigste Lebensfragen in acht zu nehmen haben, sondern daß wir auch andere nach Möglichkeit daran hindern sollen.

Diese ganze verlogene und häßliche Anschauung hängt natürlich nur an einer verführerischen Halbwahrheit, die ihr ein so anständiges Gepräge gibt, daß schwache und oberflächliche Gemüter dadurch getäuscht werden. Die Halbwahrheit besteht hier darin, daß der Herzensglaube und das Gefühl dem verstandesmäßigen Denken überhaupt entgegengestellt werden. Es darf natürlich nicht gesagt werden, daß eine solche Gegenüberstellung falsch sei. Denn in der Tat sind Herz und Verstand, Gefühl und Urteil, Glaube und Denken nicht nur sehr verschiedene Kräfte, sondern oft auch im Widerstreit miteinander. Doch diese unzweifelhafte Tatsache bringt ja nur die halbe Wahrheit zum Ausdruck, und welcher warme Herzenstrieb, welche moralische, gefühlsmäßige oder religiöse Ursache könnte uns wohl veranlassen, bei dieser Hälfte stehen zu bleiben und sie für ein Ganzes auszugeben? Die Übereinstimmung zwischen Herz und Verstand, Glaube und Vernunft ist ja besser, ist ja wünschenswerter als Widerspruch und Feindschaft zwischen ihnen; diese Übereinstimmung ist ja doch die Norm, das Ideal, das, was sein muß. Wenn es sich aber so verhält, so ist diese Übereinstimmung auch das wahre Ziel unserer Verstandesarbeit, und es ist uns also auch nicht erlaubt, uns früher zufrieden zu geben, ehe wir nicht für uns und für andere diese ganze

Wahrheit verwirklicht haben werden, ehe nicht das helle Licht der Erkenntnis auf sie gefallen sein wird. Es gibt herzlose Verstandesklügeleien über Lebensfragen, es gibt Gedanken, die dem Glauben fremd und feindselig sind. Aber welcher Logik zufolge dürften wir daraus schließen, erstens, daß jede Verstandestätigkeit, die sich auf lebendige Dinge richtet, Herzensempfindungen unbedingt abweist und daß alles Denken dem Glauben entgegengesetzt sein müsse? Zweitens aber, wenn es auch herzlose Verstandesklügeleien gibt, so gibt es doch auch unverständige Herzenstrieb, und wenn wir auch einem Denken begegnen, das vom Glauben nichts wissen will, so können wir noch öfter unverständige Gefühle und einen blinden, finstern Glauben finden, und es fragt sich, welche dieser beiden Einseitigkeiten der anderen vorzuziehen ist?

Wenn unsere Bauern, denen alle klugen Reden und weisheitsvollen Grübeleien über moralische und alle möglichen sogenannten »Fragen« ferne liegen, wenn diese in ihren Herzensempfindungen und in ihrem Glauben noch vollkommen unberührten Menschen mit ruhigem Gewissen eingebildete Zauberer und wirkliche Ärzte und ärztliche Gehilfen umbringen, so sind darüber nur zwei Anschauungen möglich. Entweder wir müssen bekennen, daß das gute Herz dieser Bauern und ihre Unschuld in bezug auf irgendwelche verstandesmäßigen Klügeleien nicht imstande ist, sie vor bösen und abscheulichen Handlungen zu bewahren, und in einem solchen Falle offenbart sich uns ganz deutlich die unwahrhafte Seite der Halbwahrheit, die den Deckmantel für die geistige Trägheit und Furcht vor Gedankenarbeit abgibt; oder wir müssen notwendigerweise zugeben, daß diese Bauern gar kein gutes Herz besaßen, und dann erweist es sich, daß unberührte Verstandeskkräfte noch lange nicht ein gutes Herz verbürgen, und die halbe Wahrheit des Obskurantismus verliert auch wieder ihr gutes, wohlanständiges Aussehen.

Möge uns das Geheimnis offenbar werden, auf welche Weise ohne Entwicklung des Bewußtseins, ohne aufklärende Verstandesarbeit auf die Herzen eines gläubigen, aber noch in geistiger Finsternis lebenden Volkes, das in seiner geistigen Finsternis böse

Taten vollbringt und sie für gut ansieht, gewirkt werden kann! Solange aber dieses Geheimnis noch nicht entdeckt ist, müssen wir denken, daß die Annahme eines Gegensatzes zwischen Verstand und Herz nur die Versuchung eines verlogenen Verstandesdenkens und eines verderbten Herzens sein kann, um dadurch geistige Schwäche und Denkfaulheit trügerisch zu rechtfertigen. Droht aber den Erfindern solcher verderblichen Verführung nicht der Urteilspruch des Evangeliums: »Dem wäre es besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er ersäuft würde im Meere, da es am tiefsten ist?«* 9. März 1897.

VII. VERGESSENE LEKTIONEN

In einem interessanten historisch-psychologischen Aufsatz** des Professors W. O. Kljutschewsky wird uns mitgeteilt, wie unsere Vorfahren im siebzehnten Jahrhundert trotz aller Mühe, die sie sich damit gaben, nicht dazu kommen konnten, bei ihrer Annäherung an die westeuropäische Kulturwelt die Grenze der erlaubten und nicht mehr erlaubten Einflußsphäre auseinanderzuhalten. Die Grundzüge der Beziehungen der damaligen russischen Gesellschaft zur übrigen Welt waren durch eine dreifache Anschauungsweise bestimmt. Erstens war ein Teil der Menschen jener Zeit wahrheitsgemäß davon überzeugt, daß wir im Besitz der wahren Grundlagen des Lebens seien. Ein anderer Teil vertrat die zweifelhafte Anschauung, daß wir allein diese Grundlagen besäßen, daß sie unser ausschließliches Privilegium seien; und endlich hatten noch andere die durchaus unwahre und aller Würde bare Überzeugung oder, besser gesagt, das Furchtgefühl, diese unsere wahren Lebensgrundlagen könnten wankend gemacht werden oder sogar ganz verlorengehen durch unsere Annäherung an die Fremdländer im allgemeinen und an die westlichen Völker im besonderen.

Mittlerweile trat aber trotz einer solchen Anschauung an das Rußland des siebzehnten Jahrhunderts die dringende Notwendigkeit

* Matth. 18, 6. ** »Philosophische und psychologische Fragen«, Januar-Februarheft.

einer Annäherung an Europa heran, um seiner äußeren materiellen Kultur, um jener technischen Errungenschaften willen, ohne deren Aneignung das moskauische Zarenreich trotz seiner inneren Selbständigkeit seine äußere Selbständigkeit sich nicht hätte bewahren können.

Anfangs verhielten sich die Moskauer ruhig und vorsichtig in dieser Angelegenheit. Sie wollten nur aus dem notwendigen praktischen Wissen und Können, aus den Resultaten der materiellen Kultur des Westens Nutzen ziehen – ohne jede geistige Gemeinschaft. Doch bald ergab sich eine schwierige Frage, die Sprachenfrage. Es ist nicht möglich, eine fremde Kultur aufzunehmen ohne Kenntnis der fremden Sprache. Schon während der Regierung des Zaren Boris widerstrebte die Geistlichkeit der Gründung von Schulen für Sprachunterricht. Sie sagten, das große Rußland sei eins im Glauben, in der Sprache und den Sitten, und wenn es viele Sprachen geben würde, so werde daraus Aufruhr im Lande entstehen. – Die praktische Notwendigkeit überwog aber die Bedenken, und es mußte wenigstens gestattet werden, daß junge Leute ins Ausland reisten, um »verschiedene Sprachen und Schriften zu studieren«, – jedoch unter der Bedingung, »den Glauben und die eigenen Sitten fest zu bewahren«.

Diese Zusammenstellung des Glaubens und der Sitten, als von etwas Gleichbedeutendem, ist sehr charakteristisch, und hier lagen auch die Hauptschwierigkeiten. Schon der Oheim des Zaren Alexei Michailowitsch, der Bojare Nikita Iwanowitsch Romanoff verstand es nicht, die gezogenen Grenzen einzuhalten, und er ging so weit, daß er sich ein Gewand nach fremdländischem Schnitt für seine Jagdzüge anfertigen ließ. Der allerheiligste Patriarch, der um das Seelenheil des guten Bojaren besorgt war, erbat sich unter einem schicklichen Vorwande die gefährlichen Kleidungsstücke und zerschnitt sie in kleine Stücke. Die Schere des Patriarchen, die den fremdländischen Rock zerschnitt, war nur die Vorverkündigerin der Schere des Zaren, die sich an den russischen Bärten vergreifen sollte. Was richtiger war, – darüber

kann man streiten, es ist aber klar, daß das eine das andere hervorgerufen hat und daß die Handlungsweise des Patriarchen schon den Beginn des darauffolgenden Kampfes andeutete.

Von der Regierung Peters des Großen an änderten sich die Beziehungen zum Westen. Die Unveränderlichkeit der Sitten und Gebräuche war durchbrochen, und zugleich erwies es sich als notwendig, daß außer den unmittelbar praktischen Kenntnissen auch alle weltlichen Wissenschaften und Künste Gegenstand eines erlaubten Studiums wurden. Ausgenommen war nur jenes Gebiet des wissenschaftlichen Denkens, das am engsten mit dem Glauben in Berührung kam, das Gebiet der theologischen und kirchlich-historischen Wissenschaften. Daß diese neue Grenze damals gezogen wurde, ist vollkommen naturgemäß; doch ebenso klar ist es, daß wir nicht, ohne uns selber schwer zu schädigen, auf diesem Standpunkte dauernd verharren dürfen.

Vor vierzig Jahren schrieb der verstorbene Katkoff in einem offiziellen Schriftstück, das nach seinem Tode gedruckt wurde, folgendes*: »Wir können nur voll Trauer sehen, wie in der Gedankenwelt des russischen Volkes die Gleichgültigkeit gegenüber den wichtigen religiösen Fragen ständig zunimmt. Das ist die Folge jener Schranken, mit welchen man die höheren Interessen vom lebendigen Gedanken und dem lebendigen Worte der gebildeten russischen Gesellschaft trennen will. Das ist auch der Grund, warum in unserer Literatur eine religiöse Gedankenrichtung vollkommen fehlt. Wo es nur gestattet ist, sich ausschließlich in Zeitungsphrasen und den üblichen stereotypen Redensarten zu ergehen, dort geht das Vertrauen zum religiösen Gefühle verloren, dort schämt sich jeder unwillkürlich, einem solchen Gefühle Ausdruck zu verleihen, und der russische Schriftsteller wird niemals wagen, zu der großen Menge aus seiner religiösen Überzeugung heraus so zu sprechen, wie es in anderen Ländern möglich ist . . . Diese -- Unantastbarkeit, in die bei uns die religiösen Interessen gestellt sind, ist der Hauptgrund jener Unfruchtbarkeit, an der der russische Gedanke und

* Ich zitiere in etwas gemilderter Form.

unsere Bildung krankt . . . Soll es uns wirklich beschieden sein, immer in Selbsttäuschung befangen dahinzuleben, unser Gewissen einzuschläfern und die Stimme zu betäuben, die uns an das mahnt, was nottut? In einer so wichtigen Angelegenheit dürfen wir unser Gesichtsfeld nicht durch das Geschlecht der Gegenwart begrenzen lassen, und schmerz erfüllt müssen wir bekennen, daß die Zukunft unseres Vaterlandes nichts Gutes verspricht, wenn dieses System der Entfremdung gegenüber allem Gedankenleben noch fort dauert. Nicht im guten werden sich unsere Nachkommen unserer erinnern, wenn sie die Ursachen des tiefen Verfalls des religiösen Gefühls und der höheren sittlichen Interessen im Volke durchschauen werden . . . Kein überflüssiges Wort, das etwa dort fallen könnte, wo Freiheit herrscht, kann so schädlich wirken, wie die künstliche Entfremdung des Gedankenlebens gegenüber allen höheren Interessen . . . Wo Meinungsfreiheit herrschen darf, dort wird jede Lüge sofort ihre Gegenwirkung hervorrufen, und diese Gegenwirkung wird um so stärker und heilsamer sein, je größer die Lüge war. Denn etwas Gefährlicheres und Verderblicheres als Gleichgültigkeit und Apathie im sozialen Gedankenleben kann es gar nicht geben*.

Ungefähr um dieselbe Zeit hat ein anderer, der Katkoff recht fern stand, Constantin Aksakoff, noch klarer und einfacher diesem Axiom Ausdruck verliehen; er sagt: »Eine Wahrheit, die in Freiheit wirken darf, ist immer stark genug, um jede Lüge zu zermalmen. Und wenn eine Wahrheit nicht Kraft genug besitzt, um sich selber zu verteidigen, so kann nichts sie verteidigen. Aber an die siegende Kraft der Wahrheit nicht zu glauben, heißt überhaupt nicht an die Wahrheit glauben. Das ist eine andere Art von Gottlosigkeit, denn Gott ist ja die Wahrheit**.« Seitdem sind vierzig Jahre vergangen, und heute konnte ich in einem kürzlich erschienenen Aufsätze eines Nachfolgers des verstorbenen Katkoff von der philosophischen Fakultät in Moskau die folgen-

* Gedruckt erschienen im Buch von N. A. Ljubimoff: »M. N. Katkoff und sein historisches Verdienst.« 1889, S. 80-81. ** Siehe die Zeitschrift »Russj« von Iwan Aksakoff, Nr. 27, S. 19.

den herrlichen Worte lesen: »Nur mit tiefstem Schmerze können wir die Verhältnisse ins Auge fassen, die das Studium des Alten und des Neuen Testamentes dem russischen Leser vollkommen unmöglich machen und dadurch Gleichgültigkeit, Unwissenheit und Dilettantismus auf diesem wichtigsten Gebiete des Wissens fördern. Wir möchten gerne wissen, welcher Sache und wem dadurch gedient ist? In der moralischen Wertung dieser Sachlage kann es zwei Meinungen nicht geben, das Resultat aber liegt klar zutage, denn an Stelle der Wissenschaft, an Stelle einer kritischen Forschung, die von höchstem Interesse für Wahrheit und historische Tatsachen beseelt ist, – einer Forschung, die zu den höchsten positiven Ergebnissen führen muß, herrscht Unwissenheit oder Lästerung des Heiligsten und eine oberflächliche, leichtfertige Verneinung. Eine solche Verneinung kann nur durch Wissen, durch ein gründliches Kennenlernen der Sache selbst bekämpft werden. Ist es nicht sonderbar, daß wir die Wissenschaft überall gelten lassen, daß wir sie aber aus einem Gebiete verbannen wollen, das wir für das wichtigste halten? . . . Mag die kritische Forschung doch in einzelnen Fällen zu negativen Resultaten führen! Es gibt etwas Schlimmeres als ein negatives Resultat, das ist Gleichgültigkeit und vollständige Interesselosigkeit an wissenschaftlichen und religiösen Wahrheiten.«

Diese Gleichgültigkeit ist aber naturgemäß dadurch zu erklären, daß uns in der Form religionsgeschichtlicher Wissenschaft nicht selten folgende Anschauungen nahegebracht werden: »Wenn wir einem erwachsenen Menschen die Überzeugung beibringen wollen, daß die Weltgeschichte eine Scheherezade und die Fabeln Äsops Zoologie seien, so wird er die Geschichte für ein Märchen und die Zoologie für eine Fabel ansehen*.«

Die politische Machtstellung Rußlands konnte nur dadurch festen Fuß fassen und sich zum Ausdruck bringen, daß sie sich mit allen technischen Errungenschaften ausrüstete. Das Erstarken auf diesem Gebiete war nicht nur nicht schädlich für unsere

*Fürst S.N.Trubezkoi, »Zur religionsgeschichtlichen Bibliographie«, im Druck erschienen in den »Philosophischen und psychologischen Fragen« 1897, 36.

nationale Größe, sondern es war auch eine notwendige Bedingung für das Wachstum derselben.

Noch wichtiger aber als die politische Machtstellung des russischen Volkes ist sein Glaube, denn in ihm ist die höhere Rechtfertigung dieser seiner Macht enthalten. Um aber endgültig Sieger zu sein, muß unser Glaube in voller Rüstung auf dem Kampfplatze erscheinen – er muß sich alle Errungenschaften der kultivierten Menschheit auf denkerischem und wissenschaftlichem Gebiete nutzbar zu machen wissen.

Im vierzehnten Jahrhundert gab einer der letzten Patriarchen Moskaus und Rußlands öffentlich kund, daß die Hauptgefahr für alle rechtgläubigen Dogmatiker von den – – Tabakspfeifen drohe. Das ist natürlich ein trauriger Irrtum, jedoch ein weit unschuldigerer, als wenn einige unter uns annehmen, daß dem wahren Glauben am schädlichsten und gefährlichsten eine selbständige und freie theologische Wissenschaft sei. 16. März 1897.

VIII. DER ZWEITE RELIGIONSKONGRESS

Ich erhielt aus Paris ein merkwürdiges Buch zugeschickt – es heißt »Congrès universel des religions en 1900. Histoire d'une idée.« Der Verfasser dieses mir übersandten Buches ist ein junger liberaler Abbé Victor Charbonnel, der gemeinsam mit einigen anderen Gleichgesinnten aus dem gleichen Kreise französischer Geistlichen vor zwei Jahren eine energische Agitation begann, um in Paris im Jahre 1900 eine solche Versammlung von Vertretern aller Religionen zu eröffnen, wie sie im Jahre 1893 in Chicago stattgefunden hatte*.

Das Unternehmen Charbonnells rief einen interessanten Meinungsaustausch in der europäischen Presse hervor, und aus der Zusammenstellung aller dieser Meinungen hat sich ein ganzes Buch ergeben, das auf diese Weise den Charakter jener »enquêtes« trägt, die in der heutigen Presse so sehr Mode geworden

* Nach Chicago war aus Rußland Fürst S. M. Wolkonsky gegangen, der seine Eindrücke in einem prächtigen Aufsatz im »Europ. Boten« wieder gegeben hat. Es war auch ein griechisch-katholischer Bischof aus Griechenland anwesend.

sind; und hier ist mir etwas sehr Interessantes und Lehrreiches entgegengetreten, was sogar ganz unabhängig davon ist, ob dieser geplante Kongreß wirklich zustande kommt oder nicht. Besonders wichtig ist, daß von den Katholiken prinzipiell die Frage aufgestellt worden ist, wie sich die religiöse Wahrheit – in der Person ihrer berufenen Vertreter – zu den verschiedenen religiösen Irrtümern zu verhalten habe. Von dieser Seite her ist die Ansicht des Generalvikars der Eparchie von Langres, des Abbé Moreau, besonders bemerkenswert.

»Ein Religionskongreß der ganzen Welt« – so schreibt dieser ehrwürdige Greis – »hat ein verführerisches Aussehen. Ich begreife einen solchen Kongreß auch für die protestantischen, jüdischen und alle anderen Sekten. Ich sehe keinerlei Schwierigkeiten darin, daß Muhammedaner, Heiden, Pastoren, Rabbiner, Muphtas und Bonzen zu diesem Kongreß eingeladen werden. Einzig und allein ist für die katholische Religion dort kein Platz, selbst wenn man ihr den Ehrenplatz anbieten wollte. Die Verteidiger dieser Idee sind davon überzeugt, daß aus diesem Religionskongresse eine umfassendere, höhere Religion entstehen werde, welche die Gleichgültigkeit, die heute in allen Glaubenssachen herrscht, zu besiegen imstande sei, und daß das eine praktische, bis jetzt einzig dastehende Tat dogmatischer Toleranz sein werde. Hier an dieser Stelle muß ich mich aber ihnen entgegenstellen, da sie von einer falschen Voraussetzung ausgehen. Toleranz ist auf dem Gebiete der Glaubenslehre Ketzeri*. In der Tat betrachtet die katholische Kirche sich als die einzige Hüterin religiöser Wahrheit. Die Wahrheit kann an und für sich nicht tolerant sein, sie duldet keinen Irrtum, und das kann gar nicht anders sein . . .«

* Trotz meiner Abneigung gegen fremdsprachige Ausdrücke sehe ich mich doch genötigt, sie in diesem Falle beizubehalten, denn das ungeschickte gebildete russische Wort für Toleranz ist aus der passiven, anstatt aus der aktiven Verbalform gebildet und ergibt daher den entgegengesetzten grammatischen Sinn und nicht den, der erforderlich ist, was zu Sinnlosigkeiten führt. Wenn z. B. der Satz: »De soi la vérité est intolérante« ins Russische übersetzt wird, so heißt der Satz dann: »An sich ist Wahrheit nicht zu dulden«, was die sinnlose Erklärung ergibt, daß die Wahrheit an sich nicht geduldet werden darf und soll. Anmerkung von Wl. Solovjeff.

Am Schlusse seiner Auseinandersetzung wiederholt Abbé Moreau noch einmal: »Dieser Kongreß ist vortrefflich für alles, was nicht katholisch ist. Die katholische Religion ist davon ausgeschlossen durch das Prinzip selbst, das ihr Leben ist.« Vorher finden wir in dem Briefe aber noch nachstehenden wichtigen Vorbehalt: »Die Gründung der Kirche durch Jesus Christus und ihre ältesten Überlieferungen legen ihr die Pflicht weitgehendster Toleranz gegen die einzelne Person auf und verbieten ihr zugleich jeden Kompromiß auf dem Gebiete der Lehre (*toute compromission doctrinale*).«

In Anbetracht dieses Vorbehalts taucht unwillkürlich die Frage auf, worum es sich denn eigentlich handelt und welches der strittige Punkt ist? Sind Abbé Charbonnel und die übrigen Verfechter des Kongresses wirklich nicht mit Abbé Moreau derselben Meinung, daß zwischen Wahrheit und Irrtum ein Kompromiß unmöglich sei, und streben sie wirklich ein solches Kompromiß an? In dem Falle dürften sie aber nicht der Ketzerie beschuldigt, sondern geradezu für geisteskrank erklärt werden, wie jeder Mensch dafür angesehen werden mußte, der zwischen der Wahrheit, daß $2 \times 2 = 4$ ist, und dem Irrtum, der solches nicht zugeben wollte, irgendein Kompromiß für möglich und wünschenswert hielte. Mögen zwei oder drei französische Abbés immerhin ihren Verstand verloren haben, was sollen wir aber von den achtzig katholischen Bischöfen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas halten, die einstimmig den Religionskongreß in Chicago gutgeheißen haben? Denn da selbst der ärgste Feind eines fortschrittlichen Katholizismus sich nicht wird dazu entschließen können, sie alle des ketzerischen oder, besser gesagt, sinnlosen Wunsches zu beschuldigen, ein Kompromiß zwischen Wahrheit und Irrtum schließen zu wollen, so muß ein Mißverständnis von dieser Seite angenommen werden.

Und in der Tat, wenn wir die Mitteilungen des Abbé Charbonnel und seiner katholischen Gesinnungsgenossen lesen, so sehen wir, daß von irgendeinem Kompromisse auf dem Gebiete der Glaubenslehre bei ihnen gar keine Rede ist. Wenn wir nun

aber auch jedes Kompromiß zwischen Wahrheit und Irrtum abweisen, so können und sollen wir dennoch die Tatsachen anerkennen, daß eine große Anzahl von Menschen aus gutem Gewissen, aus ungenügendem Wissen und Verstehen heraus, die Wahrheit leugnet oder an ihr zweifelt und daß eine noch größere Anzahl Menschen ebenso gewissenhaft über diese oder jene Bestimmung der Wahrheit streitet. In jeder solchen gewissenhaften Verneinung, in jedem solchen Zweifel oder solcher Meinungsverschiedenheit ist aber ein Teilchen Wahrheit, und daher kann jeder, der sich für den Besitzer der vollen und ganzen Wahrheit hält, ein gemeinsames Gebiet finden mit diesen gewissenhaft Irrenden, und ein friedlicher Gedankenaustausch auf diesem gemeinsamen Gebiete kann natürlich nur zum Siege der Wahrheit führen. Es ist klar, daß diese Toleranz gegenüber den Andersdenkenden sich eigentlich nur auf ihre moralische Persönlichkeit, die für gewissenhaft gehalten wird, bezieht, und solche persönliche Toleranz erkennt selbst der unversöhnliche Abbé Moreau als Christenpflicht an. Leider ist auf seine prinzipielle Behauptung von seiten der Verteidiger des Kongresses keine genügend klare Antwort oder irgendeine gute Erklärung erfolgt. Anscheinend hat das Wort »Ketzerie« die einen allzusehr empört und die anderen allzusehr erschreckt. Der Abbé Charbonnel hat sich nur darauf beschränkt, den Brief des Abbé Moreau »jenen theologischen Auseinandersetzungen, deren Tradition schon abhanden gekommen zu sein schien«, zuzuzählen.

Die populäre katholische Presse hat die Kongreßfrage vom Standpunkte äußerer Eindrücke behandelt. Besonders charakteristisch ist folgende Erklärung der Zeitung »La Croix«: »Herr Charbonnel will in der besten Absicht die katholische Religion wie ein Ausstellungsobjekt für die Pariser Ausstellung dieses Jahres 1900 behandeln. Er ist überzeugt, daß das Evangelium und der Primat des Apostels Petrus die goldene Medaille bekommen werde. Wenn sie nun aber doch nur die silberne bekommen – nach Luther und dem jüdischen Rabbi –, was dann? Das Unternehmen Herrn Charbonnels kann nicht gut geheißen werden.«

: Infolge der ausweichenden Haltung des Vatikans und der einmütigen Ablehnung des französischen Episkopats mit dem Kardinal-Erzbischof von Paris an der Spitze kann die Teilnahme der katholischen Kirche am künftigen Kongreß als nicht zustande gekommen betrachtet werden. Da, wie ich glaube, von der Teilnahme der griechisch-katholischen Kirche des Ostens nicht einmal die Rede war, so dürfte das alte traditionelle Christentum auf diesem Kongresse nicht vertreten sein. Der Protestantismus wird nur zum Teil vertreten sein, denn die Episkopalkirche in England und Amerika hat ihr Kommen schon für den Kongreß in Chicago mit solchen Gründen abgelehnt, die auch für das Jahr 1900 noch Geltung haben. Endlich dürften aller Wahrscheinlichkeit nach sowohl die Muhammedaner als auch die orthodoxen Juden fehlen. Was aus dem Kongreß in dieser unvollständigen Gestalt wird, darüber läßt sich vorläufig schwer etwas sagen.

Aber die durch ihn schon im voraus angeregte Frage über die praktische Beziehung der Wahrheit zum Irrtum hat eine sehr große Bedeutung, – und zwar bei uns eine größere als im Westen. Wir werden noch einmal darauf zurückkommen.

23. März 1897.

IX. DICHTUNG ODER WAHRHEIT?

Eine der am meisten charakteristischen Erscheinungen des gegenwärtigen Verstandeslebens und eine ihrer gefährlichsten Versuchungen* ist die moderne Idee des Übermenschen. Diese Idee wirkt vor allen Dingen anziehend durch den Eindruck der Wahrhaftigkeit, den sie hervorruft. Denn hat der unglückliche Nietzsche etwa nicht recht, wenn er behauptet, daß alle Würde, aller Wert des Menschen darin läge, daß er eben mehr als ein Mensch, daß er ein Übergang zu etwas anderem, Höherem sei?

Es ist richtig, diese Wahrheit von einem höheren, einem übermenschlichen Prinzip in uns, von unserer Affinität und unserem Hingezogensein zum Absoluten war schon damals

* Siehe den vorhergehenden Brief!

nicht mehr neu, als der Apostel Paulus sie in der Erinnerung der Athener wieder wachrief (Apostelgesch. XVII). Nun hat Nietzsche aber diese Wahrheit als eine gewaltige, neue Entdeckung verkündigt. Auch dafür sei ihm Dank! Nur eins ist schlimm, – der Apostel Paulus erinnerte die Athener an die höhere Würde und Bedeutung des Menschen nur zu dem Zwecke, um dann auch sofort auf die tatsächliche Verwirklichung dieses Höheren in dem wahrhaft Gerechten, der von den Toten auf-
erstanden ist, hinzuweisen. Indem er vom Übermenschen spricht, nennt er ihn auch, während der letzte Verkündiger des Übermenschen auf nichts in Wirklichkeit hinweisen und niemand nennen kann.

Der Basler Professor, der dem Christusglauben fernstand und zu einem ernsthaften Glauben an den künftigen, lebendigen Antichrist noch nicht herangereift war, begann überhaupt über den Übermenschen so zu schreiben, wie Herr Tentetnikoff »überhaupt« – so versichert Herr Tschitschikoff in den »Toten Seelen« Gogols – über »Generäle« schrieb.

Jeder von uns hat die Möglichkeit in sich, ein Übermensch zu werden, er ist es potentiell; um es aber in Wirklichkeit zu werden, dazu ist natürlich ein festerer Stützpunkt notwendig als der eigene Wunsch, das Gefühl oder ein abstrakter Gedanke. Nietzsche selbst, der da glaubte, er sei ein wirklicher Übermensch, war nur ein Überphilologe.

Bei seiner Begabung hat Nietzsche, an den, wie aus seiner Biographie ersichtlich ist, kein Lebensdrama ernsthaft herangetreten ist, nicht so sehr an der Begrenztheit der irdischen Menschennatur gelitten, – denn als ausschließlicher Stubengelehrter besaß er, abgesehen davon, was Bücher ihm darüber sagen konnten, nur eine sehr einseitige und elementare Kenntnis über dieselbe, – ihn beengten vielmehr die Grenzen der Philologie oder dessen, was er »Historie« nannte. Seine eigene Geschichte war nur eine Wiederbelebung des ersten Faust-Monologes, sie war der Kampf einer lebensvollen, aber kranken und schwachen Seele mit der Last einer ungeheuren Büchergelehrsamkeit.

Nietzsche wollte, obgleich er Philologe, und zwar allzusehr Philologe blieb, außerdem noch der »Philosoph der Zukunft«, der Prophet und Verkündiger einer neuen Religion sein. Diese Aufgabe, die er sich gestellt hatte, mußte unweigerlich zur Katastrophe führen, denn für einen Philologen ist es gerade so unnatürlich, ein Religionsstifter sein zu wollen, wie es für einen Titulärrat unnatürlich wäre, König von Spanien zu werden. Ich rede natürlich nicht von Rangesunterschieden, sondern von Unterschieden natürlicher Begabung. Eine gute Philologie ist unzweifelhaft einer schlechten Religion vorzuziehen, aber der allergenialste Philologe wird nicht imstande sein, auch nur die allerschlechtesten religiöse Sekte zu gründen.

Das Bestreben Nietzsches, sich über die »Historie« zu stellen und ein Überphilologe zu werden, endete mit einem ausgesprochenen Siege der Philologie.

Der Basler Professor, der eine religiöse Wirklichkeit nicht in sich und auch nicht über sich finden konnte, erdichtete eine Romanfigur, nannte sie »Zarathustra« und verkündete den Menschen das Ende der Zeiten, indem er ihnen sagte: »Seht hier, der wahre Übermensch!« Die Philologie kündigt sich sieghaft schon im Namen selbst an. Der wahre Übermensch trug einen einfachen Namen, der in seinem Lande üblich und auch anderen angesehenen Männern seines Volkes eigen war, wie der Jesus Josedecä, Jesus Sirach. Der vom Basler Professor erdichtete »Übermensch« kann nicht Heinrich oder Friedrich oder Otto, sondern er muß Zarathustra heißen, – nicht einmal Zoroaster, sondern eben gerade Zarathustra, – so daß es ordentlich nach Linguistik riecht, wobei der kühne, hochgelehrte deutsche Herr gar nicht daran gedacht hat, daß seinem Helden von gewissen russischen Übersetzern die unvermeidliche Gefahr droht, für eine Frau* gehalten zu werden. In seinem aufrichtigen Streben nach einer Überphilologie konnte Nietzsche in der Tat nur über die Grenzen des klassischen Philologentums hinausgelangen, um

* In der russischen Sprache gibt es keinen Artikel, sondern zur Bezeichnung des Geschlechtes dient die Endung! Alle Worte auf »a« sind weiblichen Geschlechtes.

dann der orientalischen Philologie in die Arme zu fallen, das heißt aus dem Regen in die Traufe zu kommen. Der Name Zarathustra ist ja natürlich nicht schlecht gewählt für den neuen Übermenschen, er hat nur den einen Fehler, daß anstatt der himmlischen, irdischen und höllischen Mächte nur psychisch belastete Dekadenten und Dekadentinnen Deutschlands und Rußlands vor diesem Namen erzittern und die Knie vor ihm beugen.

Der wahre Übermensch verbrachte, bevor er öffentlich predigte, vierzig Tage in der Wüste. Die exotische Erscheinung des Übermenschen, die der deutsche Professor erdacht hat, kann sich mit einem so kurzen Zeitraume natürlich nicht begnügen, – Zarathustra verbringt zehn Jahre in der Wüste, um sich der Einsamkeit hinzugeben.

Wir müssen der klassischen Schule für diese Mäßigung noch Dank wissen, denn den wahren Übermenschen des Ostens war es eigentümlich, Millionen und Milliarden von Jahren in der Wüste zu verbringen.

Als Zarathustra seine Wüste verlassen hat und in die Stadt kommt, da wendet er sich an das versammelte Volk und verkündet ihm, daß er ihnen den Übermenschen lehren werde. Wenn aber jemand denken wollte, daß der Übermensch irgendein höheres Wesen sei, so müßte er sich von diesem Irrtume entschieden frei machen. Der Übermensch ist eben nur ein Gegenstand für Vorlesungen an der Universität, wie andere auch, – es ist ein neu zu begründender Lehrstuhl der philologischen Fakultät. Es gibt hier Lehrstühle für griechische und römische Mythologie, für Altertumskunde, Geschichte der Literatur, Stilistik, und jetzt wird ein neuer Lehrstuhl eröffnet – für die Lehre vom Übermenschen. Was wird aber nun eigentlich auf diesem Lehrstuhle gelehrt? Das ist ja eben das Unglück, das ist ja die ganze Tragödie Nietzsches, daß er über den Übermenschen absolut nichts zu sagen hat, und daß seine ganze Predigt einzig und allein auf Redeübungen hinausläuft, die wunderbar schön in der Form sind, aber jeglichen wirklichen Inhaltes entbehren.

Einen solchen vollständigen Triumph der Philologie über die tieferen, aber noch kraftlosen Sehnsuchten seines Geistes hielt Nietzsche nicht aus und wurde wahnsinnig.

Damit hat er die Wahrhaftigkeit und den Adel seines Wesenskernes bewiesen und hat sicher seine Seele gerettet. An rein physische Ursachen seelischer Erkrankungen glaube ich nicht, – und es wird auch bald niemand mehr daran glauben. Psychische Störungen sind in ähnlichen Fällen, wie dieser es ist, das äußerste Mittel der Selbstrettung des inneren Wesenskernes des Menschen durch das Opfer des sichtbaren, im Gehirn zum Ausdruck kommenden »Ich«, das sich unfähig erwiesen hat, über die moralischen Aufgaben unseres Daseins zu entscheiden.

Das Beispiel Nietzsches machte gar keinen Eindruck auf seine Nachfolger, die sich mit Begeisterung und ohne allen Widerstand der Verführung hingaben, die Wahrheit durch schöne Worte zu ersetzen und den wirklichen Übermenschen für den erdachten einzutauschen. Jener andere, der wirkliche Übermensch, hat gesagt: »Wenn ihr nicht Meinen Worten glaubt, so glaubt den Werken, die Ich tue!« – und Er erstand in Wirklichkeit von den Toten. Der erdichtete Übermensch hat nichts als Worte, und diese Worte sind so klangvoll und von solchem Rhythmus, daß sie die halb gebildete Masse anziehen und sie die lehrreiche Tragödie des Autors vergessen lassen.

Der Lehrer hatte natürlich mehr Seelentiefe als seine Schüler. Er schämte sich und entsetzte sich vor seiner falschen Wahrheit, als er ihrer Leere und Unfruchtbarkeit gewahr wurde, sie aber fahren fort, sich von der glänzenden, mit schönen Worten überfüllten Oberfläche blenden zu lassen, unter welcher der Leichnam eines in Zersetzung befindlichen Verstandeslebens liegt. Dieser Begeisterung liegt aber vielleicht noch ein anderes Wichtigeres und Bedeutungsvolleres zugrunde!

Der Übermensch, den der unglückliche Nietzsche erdichtet hat und dann selbst moralisch wieder ausspeien mußte, er stellte vielleicht bei all seiner Inhaltslosigkeit und seiner Unnatur das Vorbild dessen dar, dem außer blendenden Worten auch noch

Werke und Zeichen, wenn auch trügerischer Art eignen? Vielleicht waren die schönen Redeübungen des Basler Professors nur schwache Ausdrucksmittel eines wirklichen Vorgefühls?

Dann hätte die Katastrophe, die ihn ereilte, einen noch tragischeren und noch lehrreicheren Untergrund.

Wir werden leben und werden es erleben. 30. März 1897.

X. HIMMEL ODER ERDE?

Ich hatte kürzlich Gelegenheit einen Aufsatz zu lesen, der Meinungen wiedergibt, die recht typisch für einen gewissen Teil unserer Presse sind. Der kurz zusammengefaßte Kern dieser Meinungen ist folgender: Das russische Volk ist im Grunde schon ein aufgeklärtes Volk. Jedenfalls sind von Anbeginn an die Samenkörner wahrer Aufklärung in dasselbe versenkt worden, es besitzt dieselben, und darum braucht der Acker seines Verstandeslebens nicht mehr besät, sondern nur noch ausgebaut zu werden. Die »Intelligenz« aber, die dem »mütterlichen Boden« fremd gegenübersteht und zu den Grundlagen der Weltanschauung des Volkes sich sogar feindlich verhält, sie ist bestrebt, ihm ihre nichtige und verlogene Bildung aufzuzwingen, die auf das Volksleben nur eine schädigende und verderbliche Wirkung haben kann. Die Aufklärung des Volkes soll in dem Hinweis bestehen, daß »alles im Himmel zu suchen sei«, während die durch eine verlogene Bildung Ausgezeichneten, »die Intelligenz«, sich in der entgegengesetzten Formel zum Ausdruck bringe und sage: »Alles auf der Erde.«

Wenn diese Bestimmung richtig ist, so müßte vom christlichen Standpunkte aus gesagt werden, daß sowohl das »Volk« als auch die »Intelligenz« sich gleichermaßen im Irrtume befinden.

Wenn »alles im Himmel« sein soll, so ist ja nichts auf der Erde, und warum ist denn unser Herr und Gott auf die Erde gekommen und hat unter den Menschen gewohnt? Und was sollen dann die Worte im Gebete des Herrn: »Es geschehe Dein Wille wie im Himmel, also auch auf Erden« für einen Sinn haben? Der Wille Gottes, der sich in den Himmeln verwirk-

licht, hängt von uns nicht ab. Unsere Lebensaufgabe ist es aber, diesen Willen hier auf Erden zu verwirklichen. Warum soll die Frage nach der Wahrheit durch solch unbestimmte, zweideutige und auf die Sache gar nicht bezügliche Ausdrücke wie »Volk« und »Intelligenz« verschleiert werden? Nicht um diese Dinge handelt es sich, sondern um die Wahrheit selbst. Was bringt die vollkommene Wahrheit zum Ausdruck, der heidnische Dualismus, das feindselige Gegenüberstellen Gottes zur Welt, des Himmels zur Erde, des Geistes zur Materie, oder aber der christliche Gedanke der Vereinigung dieser Gegensätze durch die Verkörperung des Göttlichen im Menschlichen, des Himmels im Irdischen, des Geistigen im Stoffe?

Das geradlinige und einseitige Streben zum Himmel ist das platonische, neuplatonische, gnostische, aber keineswegs das rechtgläubig-christliche Ideal. Alle sogenannten Ketzerlehren führten und führen noch heute auf die Beseitigung der gottmenschlichen, himmlisch-irdischen, geistig-stofflichen Einheit und Ganzheit zurück.

Die Zukunft gehört nicht dem »Volke«, nicht der »Intelligenz« oder ähnlichem, sondern nur der Wahrheit. Und wenn es wirklich wahr ist, daß Rußland in zwei Menschenklassen zerfällt, von denen für die eine Klasse »alles im Himmel«, für die andere hingegen »alles auf der Erde« zu finden ist, – so ist es klar, daß die Zukunft Rußlands weder den einen noch den anderen gehört.

Gibt es aber wirklich in Rußland nicht Menschen, die der christlichen Wahrheit treu sind und die die Kraft dieser Wahrheit verstehen, daß die Aufgabe des einzelnen Menschen im Volke und der ganzen Menschheit ebensowenig in fruchtlosen Wahngelbten einer absoluten Vollkommenheit, als in einem beschränkten und würdelosen Dienen um vergängliche Ziele zu suchen sei, sondern in der Übereinstimmung »dessen, was unten, mit dem, was oben ist«, und im tätigen Bemühen, das persönliche und gesamte Leben allseitig zu vervollkommen, damit der Wille Gottes auf Erden ebenso wie im Himmel geschehen könne?

Ich glaube, daß es solche Leute gibt, sowohl im »Volke« als auch unter der »Intelligenz«, und daß die Zukunft Rußlands in jedem Falle nur davon abhängt, ob es durch die Tat den Namen eines christlichen Volkes rechtfertigen und der Wahrheit in den Grundfragen seines Lebens treu bleiben wird.

Das Gegenüberstellen von Intelligenz und Volk ist wieder eine jener halben Wahrheiten, die den Verstand durch ihre Leichtigkeit blenden. In der Tat, um den wahren Glauben nur dem einfachen Volke zuzuschreiben und die Intelligenz in Bausch und Bogen des Materialismus zu beschuldigen, dazu sind durchaus keine Anstrengungen der Verstandeskräfte nötig.

Welche praktische Schlußfolgerung ergibt sich aber daraus? Soll das Volk vor dem Einflusse der Intelligenz, die seinen Glauben zerstören kann, geschützt werden?

In Wirklichkeit entstehen aber ungeachtet dieser Einflüsse im Volke selbst Spaltungen und Ketzerlehren, und nicht weniger als die Verstandesklügeleien der »Intelligenz« erweist sich die Finsternis im Geistesleben des Volkes der wahren Aufklärung feindlich.

6. April 1897.

OSTERBRIEFE

XI. CHRIST IST ERSTANDEN

Der erste entscheidende Sieg des Lebens über den Tod! Der fortgesetzte Kampf zwischen ihnen – zwischen dem lebendigen Geiste und dem toten Stoffe –, er ist im Grunde genommen die Geschichte des Weltenbaues. Wenn auch viele Siege des Lebensgeistes bis zur Auferstehung des Christus aufgezählt werden können, so waren doch alle diese Siege nur unvollständige und nicht entscheidende, – halbe Siege, und nach jedem derselben gelang es dem Feinde, auch unter den neuen Formen des scheinbar siegenden Lebens seine wirkliche Herrschaft zu behaupten und zu befestigen.

Wie mächtig war anscheinend der Sieg des Lebens, als inmitten des unbeweglichen, unorganischen Stoffes Myriaden von Lebewesen, die ersten Keime des Pflanzen- und Tierreiches, sich zu rühren und herumzuwimmeln begannen. Die lebendige Kraft ergreift Besitz von den toten Stoffen, verwebt sie in ihre Formen und benutzt die mechanischen Prozesse als gehorsame Werkzeuge ihrer organischen Zwecke. Und dazu welch ungeheurer, immer wachsender Reichtum an Formen! Wie sinnvoll und kühn sind die zweckvollen Bildungen von den kleinsten Zoophyten bis zu den Riesenformen der tropischen Flora und Fauna! Der Tod aber hat nur ein Lachen für all diese Pracht, denn er ist ein Realist; die herrlichen Bilder und Symbole bezaubern ihn nicht, und Vorgefühle und Prophetien halten ihn auf seinem Wege nicht auf. Er weiß, daß die Schönheit der Natur nur ein bunter, leichter Teppich ist, der sich über einen in unaufhaltsamer Zersetzung befindlichen Leichnam breitet.

Aber ist denn die Natur nicht unsterblich? Oh! ewige Täuschung. Sie scheint wohl unsterblich für den äußeren Anblick, – dem Beschauer, der das neue Leben des Augenblicks für die

Fortsetzung des vorher dagewesenen hält; es wird von der sterbenden und in ewiger Wiedergeburt sich wieder verjüngenden Natur gesprochen. Welch ein Mißbrauch des Wortes! Wenn das, was heute geboren wird, nicht dasselbe ist, was gestern starb, sondern ein anderes, worin besteht denn da die Wiedergeburt? Aus einer unzählbaren Menge flüchtiger, sterblicher Leben kann niemals auch nur ein einziges unsterbliches Leben entstehen. Das Leben der Natur ist ein Vertrag zwischen Tod und Unsterblichkeit. Der Tod nimmt alle Lebewesen, alles, was individuell ist, und überläßt der Unsterblichkeit nur die allgemeinen Formen des Lebens. Die einzelne Pflanze oder das einzelne Tier, sie sind unweigerlich dazu bestimmt, nach kurzen Lebensaugenblicken zugrunde zu gehen; aber die Pflanzen- oder Tierformen, die Gattung oder Art des Lebewesens bleibt bestehen. Das göttliche Gebot, das an alles Lebende erging: »Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde!« – dieses Gebot macht der Tod für sich nutzbar.

Seid fruchtbar und mehret euch, nicht um euer Leben auszubreiten, es zu festigen und ihm ewige Dauer zu geben, sondern damit ihr so schnell als möglich wieder verschwinden könnt; damit etwas da sei, das an eure Stelle kommen, euch ersetzen kann, füllet die Erde mit euren sterblichen Überresten, seid nur eine Brücke dem kommenden Geschlechte, das wieder nur eine Brücke sein wird für seine Nachkommen usf. . . .

Anstatt Leben und Unsterblichkeit – eine endlose Reihe von Übergängen! Es ist ja wahr, sie werden nicht umsonst erbaut; es ist ja wahr: über diesen aus Toten erbauten Weg schreitet der schöpferische Geist dem ihm vorgesteckten Ziele zu. Doch warum muß er gerade über vergessene Gräber seinen Weg nehmen? und wenn sein Zweck ein guter ist, warum dieses schlimme Mittel dazu – der ewig sich erneuernde Trug des sterblichen Lebens?

Nein, dieses scheinbare Leben ist nur das Symbolum und der Keim des wahren Lebens. Die Gestaltung der sichtbaren Natur ist nicht der entscheidende Sieg des lebendigen Geistes über

den Tod, sondern nur eine Vorbereitung für sein wahres Wirken und Schaffen. Der Beginn dieses Wirkens und Schaffens ist aber durch die Erscheinung eines vernunftbegabten Wesens, das über dem Tierreiche steht, bedingt. Dank der Fähigkeit des Menschen, eine klare und allgemein verbindende Denktätigkeit zu entwickeln, hört das Leben auf nur ein zweckvoller Prozeß zeugender Kräfte zu sein und entwickelt sich darüber hinaus zu einem zweckvollen Wirken individueller Kräfte.

»Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken . . .« Faust.

Der Kampf zwischen Leben und Tod tritt von dem Zeitpunkte an in eine neue Phase, wo er zwischen Wesen geführt wird, die da nicht nur leben und sterben, sondern die außerdem noch über Leben und Tod sich Gedanken machen können. In diesen Gedanken ist noch nicht der Sieg enthalten, wohl aber die unumgänglich notwendige Waffe, die zum Siege führt.

Die Helden menschlichen Gedankenlebens, die großen Weisen des Ostens und Westens, bereiteten diesen Sieg vor. Sie waren nicht Sieger über den Tod – sie starben, aber auferstanden sind sie nicht! Es genügt, nur zwei der größten unter ihnen zu nennen.

Die Lehre des Buddha war eigentlich ein Verzicht auf den Kampf, er predigte Gleichmut gegenüber den Erscheinungen des Lebens und des Todes, und sein Ende war durch nichts Besonderes ausgezeichnet.

Sokrates entsagte nicht dem Kampfe, er führte ihn ruhmreich zu Ende, und sein Tod war ein ehrenvoller Rückzug auf ein dem Feinde unzugängliches Gebiet – aber die Siegestrophäen mußten doch dem Feinde bleiben.

Wenn die physische Kraft unweigerlich dem Tode unterliegen muß, so ist auch die Verstandeskraft nicht stark genug, um den Tod zu besiegen, und erst die unbegrenzte moralische Stärke ist es, die dem Leben absolute Fülle verleiht, jede Teilung ausschließt und daher auch nicht zuläßt, daß der lebendige Mensch in zwei getrennte Teile, den körperlosen Geist und den ver-

wesenden Stoff, zerfalle. Der gekreuzigte Menschensohn und Sohn Gottes, der sich von den Menschen und von Gott verlassen fühlte und der dennoch für seine Feinde bat, er kannte augenscheinlich keine Grenzen seiner geistigen Kraft, und kein Teil seiner Wesenheit konnte daher eine Beute des Todes werden.

Wir sterben, weil unsere geistige Kraft, die in unserem Innern durch die Sünde und die Leidenschaften gebunden ist, sich als zu schwach erweist, um unser ganzes äußeres stoffliches Wesen zu erfassen, ins Innere zu sammeln und sich selbst gleich zu machen, – es fällt daher ab, und unsere natürliche Unsterblichkeit ist bis zu jener letzten Auferstehung, deren wir bloß durch Christus teilhaftig werden können, nur eine teilweise – und unsterblich ist nur unser Innerstes, nur der körperlose Geist.

Christus aber ist vollständig, ist ganz auferstanden: »Da sie aber davon redeten, trat Er selbst, Jesus, mitten unter sie und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Sie erschraken aber und fürchteten sich, meinten, sie sehen einen Geist. Und Er sprach zu ihnen: Was seid ihr so erschrocken, und warum kommen solche Gedanken in euer Herz? Sehet Meine Hände und Meine Füße: Ich bin's Selber. Fühlet Mich und sehet! denn ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr sehet, daß Ich habe. Und da Er das sagte, zeigte Er ihnen Hände und Füße. Da sie aber noch nicht glaubten vor Freuden und sich verwunderten, sprach Er zu ihnen: Habt ihr hier etwas zu essen? und sie legten Ihm vor ein Stück von gebratenem Fisch und Honigseim. Und Er nahm's und aß vor ihnen.« (Ev. Luk. XXIV, 36–43.) Die geistige Kraft, die in Christus innerlich frei von allen Schranken, moralisch unbegrenzt ist, sie befreit sich bei seiner Auferstehung auf natürliche Weise auch von aller äußeren Begrenztheit und vor allen Dingen von der einseitigen, ausschließlich geistigen Seinsform im Gegensatz zum physischen Sein. Der auferstandene Christus ist mehr als ein Geist, denn der Geist hat nicht Fleisch und nicht Bein, der Geist genießt nicht Speise, wie der für alle Ewigkeit verkörperte Geist. Christus vereinigt mit der ganzen Fülle seiner inneren psychischen Wesenheit alle positiven Möglichkeiten des

physischen Seins, ohne dessen äußere Schranken. Alles Lebendige bleibt Ihm erhalten, alles Sterbliche ist vollkommen und endgültig durch Ihn besiegt.

Die Auferstehung Christi wurde dadurch, daß sie ein entscheidender Sieg des Lebens über den Tod, des Positiven über das Negative war, auch zugleich der Sieg der Vernunft in dieser Welt. Sie ist nur in dem Sinne ein Wunder, wie jede neue Offenbarung von etwas Ungewöhnlichem, noch nicht Gesehenem uns Staunen oder Verwunderung abnötigt. Wenn wir die Ergebnisse des Weltenprozesses in seiner Totalität vergessen und nur die einzelnen, sich neu ergebenden Stadien desselben verfolgen wollten, so würde uns jedes derselben als ein Wunder erscheinen.

Wie das Erscheinen des ersten lebendigen Organismus inmitten der unorganischen Natur, wie dann das Erscheinen des ersten vernunftbegabten Wesens unter Geschöpfen, die der Sprache noch nicht mächtig waren, als ein Wunder wirkt, so war auch die Erscheinung des ersten vollkommen geistigen und darum dem Tode nicht unterworfenen Menschen – des Erstlings unter den Sterblichen – ein Wunder. Wenn die vorbereitenden Siege des Lebens über den Tod Wunder waren, so ist der endgültige Sieg auch als ein Wunder zu betrachten.

Das aber, was uns wie ein Wunder erscheint, es kann von uns begriffen werden als ein vollkommen natürliches, notwendiges und vernünftiges Geschehnis. Die Wahrheit der Auferstehung des Christus ist eine vollkommene, absolute Wahrheit, – sie ist nicht nur eine Glaubenswahrheit, sondern auch eine Wahrheit, die durch die Vernunft erfaßt werden kann.

Wenn Christus nicht auferstanden wäre, wenn es sich erwiesen hätte, daß Kaiphas recht hatte und daß Herodes und Pilatus weise waren, so wäre die Welt eine Sinnlosigkeit, ein Reich des Bösen, der Täuschung und des Todes. Es handelt sich hier nicht um das Aufhören irgendeines Lebens, sondern darum, ob das wahre Leben, das Leben des vollkommen Gerechten aufhören könne. Wenn dieses Leben den Feind nicht besiegen konnte, welche

Hoffnung bliebe uns da noch für die Zukunft? Wenn Christus nicht auferstanden wäre, wer hätte dann auferstehen können? Christus aber ist auferstanden!

13. April 1897. Am Oster-
sonntag im Dorfe Pustynka.

XII. VOM GEWISSENHAFTEN UNGLAUBEN

Es wäre sehr traurig, wenn die Glaubenswahrheiten sofort für jeden augenscheinlich wären. Dann wären sie eigentlich auch keine Wahrheiten des Glaubens. Gott, die Rettung der Seele, die Auferstehung aller, sie sind vollkommen glaubwürdig, ihre Glaubwürdigkeit ist aber nicht für jeden Verstand etwas durch die Augenscheinlichkeit Zwingendes, wie etwa mathematische Regeln oder einfach zu beobachtende Tatsachen. Augenscheinlich pflegt nur das Unwichtige im Leben zu sein. Die mathematischen Wahrheiten haben wohl allgemeine Bedeutung, aber sie sind in moralischer Beziehung belanglos. Immer und überall sind $2 \times 5 = 10$, – doch davon ist niemandem warm oder kalt. Andererseits können die direkt beobachteten Tatsachen interessant sein, dafür geht ihnen aber eine allgemeine Anpassungsfähigkeit ab, sie sind beschränkt und flüchtig. Ich sehe z. B., daß heute in Moskau ein heller, sonniger Tag ist. Diese augenscheinliche Tatsache entbehrt nicht eines gewissen Interesses, doch kann sie nicht festgehalten und als eine unabänderliche Wahrheit für immer und für alle Orte geprägt werden, – die Tatsache ist nur hier und gerade in diesem Augenblicke richtig. Auf ähnliche Weise ist auch jede andere augenscheinliche Wahrheit an und für sich entweder eine formale, wie die mathematische, oder eine zufällige, wie der sonnige Tag heute in Moskau. Alles das aber, in dem das Allgemeine und das innerlich Notwendige sich mit dem für das Leben Bedeutsamen vereinigen – alle diese Dinge können nicht als augenscheinliche und fühlbare Tatsachen vom Verstande und dem äußeren Fühlen erkannt werden. Wenn wir sie aus diesem Grunde abweisen, oder wenn wir als wahr und glaubwürdig nur das anerkennen wollten, was so augen-

scheinlich ist, wie ein mathematisches Axiom oder eine beobachtete, sinnfällige Tatsache, – so wäre das der Beweis eines kaum glaublichen oder jedenfalls eines äußerst seltenen Stumpfsinnes.

Gewöhnlich werden die Wahrheiten des Glaubens nicht darum schon im voraus abgewiesen weil der Verstand zu ungenau ist, sie zu erfassen, sondern weil der Wille voll Arglist ist. Es ist kein Herzenstrieb zu so etwas vorhanden, wie Gott, die Erlösung der Seele, die Auferstehung des Fleisches, und es ist auch kein Wunsch vorhanden, daß diese Dinge wirklich dasein möchten, denn ohne sie ist das Leben leichter und einfacher, es ist besser, gar nicht an sie zu denken, – und dann ist es dem Verstande nicht schwer, einen Vorwand zu finden, um alles dieses nicht denken oder wenigstens nicht ernsthaft damit rechnen zu müssen. Denn das sind ja alles Dinge, die weder mit dem Verstande noch durch Erfahrung bewiesen werden können, das ist also alles ungenau und phantastisch. Ein solcher Unglaube, der im Grunde genommen seiner selbst nicht ganz sicher und daher mehr oder weniger erbittert gegen die Dinge ist, deren Dasein er leugnet, – der verrät sich eigentlich selbst durch diese Erbitterung, denn es ist doch in der Tat nicht gut möglich, auf etwas zornig zu sein, was gar nicht existiert! Solch ein Unglaube ist nicht gewissenhaft. Im besten Falle hat er seine Grundlage in einem kleinmütigen Verzicht auf jenes Maß von Verstandesarbeit und von Willensanstrengung, die notwendig sind, um an Wahrheiten heranzutreten und sie sich zu eigen zu machen, die hinter den Grenzen mathematischer und sinnfälliger Wirklichkeit liegen.

Es gibt aber eine andere Art von Unglauben, einen vollkommen gewissenhaften Unglauben, der nicht durch irgendeine moralische Unzulänglichkeit, sondern durch eine gewisse Eigenart der psychologischen Veranlagung und des Temperaments begründet ist. Der Typus eines solchen Ungläubigen ist im Evangelium in der Person des hl. Thomas auf immer festgelegt.

»Thomas aber, der zwölften einer, der da heißt Zwillung, war nicht bei ihnen, da Jesus kam. Da sagten die anderen Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. – Er aber sprach zu ihnen:

Es sei denn, daß ich in seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, will ich nicht glauben . . . Und über acht Tage waren abermals seine Jünger drinnen und Thomas mit ihnen. Kommt Jesus, da die Türen verschlossen waren, und tritt mitten ein und spricht: Friede sei mit euch! Danach spricht Er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und siehe Meine Hände und reiche deine Hand her und lege sie in Meine Seite und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! ~ Thomas antwortete und sprach zu Ihm: „Mein Herr und mein Gott!“ Spricht Jesus zu ihm: Dieweil du Mich gesehen hast, Thomas, so glaubest du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!« (Ev. Joh. XX, 24–29.)

Wenn dem Unglauben des Thomas eine grob-materialistische Weltanschauung zugrunde gelegen hätte, die alle Wahrheit nur durch sinnliche Wahrnehmung erkennen will, so würde er, nachdem er sich durch seinen Gefühlssinn von der Tatsache der Auferstehung überzeugt gehabt hätte, irgendeine materialistische Erklärung dafür erdacht, aber nicht ausgerufen haben: »Mein Herr und mein Gott!«

Vom Standpunkte der sinnfälligen Wirklichkeit haben die Nägelmale und die durchstochene Seite keineswegs die Gottheit Christi bewiesen. Noch klarer ist es, daß der Unglaube des Thomas nicht durch eine moralische Unfähigkeit oder durch Haß gegen die Wahrheit entstehen konnte. Denn die Liebe zur Wahrheit hatte ihn zu Christus hingezogen und in ihm eine grenzenlose Ergebenheit zu dem Lehrer erzeugt. Als Christus vor seiner letzten Reise nach Jerusalem den Hinweis auf die drohende Todesgefahr von sich wies, da rief Thomas aus: »Laßt uns mitziehen, daß wir mit Ihm sterben!« (Ev. Joh. XI, 16.)

Nicht umsonst ist das im Evangelium angeführt. In diesem feurigen Ausdrücke der Ergebenheit seines Herzens liegt der Hinweis für die psychologische Ursache des Unglaubens des Apostels Thomas. Sein vorwärtstrebender, die Ereignisse vornehmender Charakter verlangt, nachdem er die Wahrheit erfahren hat, ihre sofortige Verwirklichung. Er gibt sich mit dem

Überzeugtsein aus Prinzip nicht zufrieden, er verläßt sich auf kein fremdes Zeugnis, er muß jetzt sofort, hier auf der Stelle, sich von der Wahrheit überzeugen, ihre reale Kraft erfahren, sie durch die Tatsachen prüfen können. Solange das nicht geschehen kann, will er nicht glauben, – »wenn ich's nicht selber sehe, glaube ich's auch nicht!« Hat er aber gesehen, so glaubt er bedingungslos auch das, was er nicht gesehen hat und was nicht gesehen werden kann – die sinnfällige Tatsache war also nicht die Grundlage, sondern nur ein Stützpunkt für seinen Glauben.

Ein zeitweiliger Unglaube aus Gewissenhaftigkeit, um sich endgültig und vollständig von der Wahrheit zu überzeugen, verdient nicht moralisch verurteilt zu werden. Christus verurteilte auch Thomas gar nicht, sondern überzeugte ihn auf die Weise, wie jener es verlangt hatte. Menschen, die eines solchen Mittels nicht bedürfen, die ohne zu prüfen glauben, brauchen darum nicht besser als Thomas zu sein, – sie sind nur glücklicher als er – denn selig sind, die nicht schauen und doch glauben. Doch die Seligkeit eines ruhigen und unerschütterlichen Glaubens verpflichtet diejenigen, die ihn besitzen, sich nachsichtig zu verhalten gegen die weniger glücklichen Mitbrüder.

In den Zeiten, wo der Unglaube vorwiegt, ist es wichtig zu unterscheiden, mit welcher Art von Unglauben man zu tun hat. Ist es ein grob-materialistischer, tierischer Unglaube, der sich nicht zum Begriffe dessen, was Wahrheit ist, erheben kann, – dann ist es unnütz über einen solchen Unglauben auch nur zu reden: non raggionar di lor, ma guarda e passa. Ist es aber ein arglistiger Unglaube, der bewußt verschiedene Halbwahrheiten aus feindseliger Furcht vor der vollen Wahrheit mißbraucht, so ist es notwendig, diese Schlange im Auge zu behalten, um ohne Zorn und Furcht alle ihre listvollen Schleichwege aufzudecken. Oder aber, wir haben es endlich mit einem rein menschlichen, rechtschaffenen Unglauben zu tun, der nur nach einer vollen und endgültigen Bestätigung der vollkommenen Wahrheit dürstet. Der Typus eines solchen Unglaubens, wie beim Apostel Thomas, der hat alle Ansprüche auf unsere moralische Anerkennung, und

wenn wir nicht so wie Christus imstande sind, diesen Menschen den von ihnen geforderten Wahrheitsbeweis zu liefern, so dürfen wir sie doch in keinem Falle verurteilen und zurückstoßen, denn ohne allen Zweifel werden diese scheinbar Ungläubigen eine große Menge der scheinbar Gläubigen im Reiche Gottes überholen.

Moskau, 20. April 1897. (Das Evangelium der Woche: des hl. Thomas.)

XIII. DIE FRAUENFRAGE

Diese Frage nimmt nicht gerade die letzte Stelle ein in der Anzahl von »Fragen«, mit denen wir uns anschicken ins zwanzigste Jahrhundert hinüberzugehen. Wie die Liebe nach der Ansicht eines Studenten der Theologie in eine wahre und eine falsche eingeteilt werden muß, so zerfallen alle Fragen überhaupt in ernste und in überflüssige Fragen.

Als ernste Fragen müssen solche gelten, die irgendeine wirkliche Tatsache, irgendeine Veränderung im Leben oder im Bewußtsein der Menschen zur Grundlage haben, und zwar eine Veränderung, die eine mehr oder weniger allgemeine und folglich auch soziale Bedeutung hat. Die Frauenfrage muß als eine ernste gelten, denn eine solche Veränderung liegt ihr zugrunde.

Viele Frauen und Mädchen haben aufgehört an dem Familienleben Genüge zu finden und haben die Fähigkeit verloren, zu Hause zu sitzen und sich mit häuslichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Die seelische Unruhe, die von ihnen Besitz ergriffen hat, äußert sich oft in einer traurigen und lächerlichen Weise, aber sie ist da, und sie wächst, und keine Kritik und kein Spott kann uns von ihr befreien.

Und was können wir einem menschlichen Wesen antworten, das uns sagt: »Solch ein Leben befriedigt mich nicht, das ist mir zu wenig, ich will nicht nur ein Mittel sein, um andere Lebewesen zu gebären und zu erziehen; ich will mein eigenes Leben leben und meine eigenen Ziele verfolgen.« – Worin dieses Ziel bestehen soll und was die Frauen eigentlich wollen – das ist ihnen selbst

vollkommen unklar; – klar ist ihnen nur, daß sie das Frühere nicht wollen und es für immer von sich abgetan haben.

Die geschichtliche Rolle, die der Frau zugeteilt ist, entspricht vollkommen ihrer physiologischen Aufgabe. Den Keim zu einem neuen Leben kann sie selbst nicht legen, den von anderen oder von einem anderen empfangenen Keim zu einem neuen Leben trägt sie bis zur Reife und bringt ihn an das Licht des Tages; und ohne ihre Mithilfe würde in der Welt nichts geschehen können. Das ist in bezug auf das geistige Leben und seine führenden Ideen ebenso richtig, wie in bezug auf das physische Leben. Um ihre Aufgabe in der allgemeinen Menschheitsgeschichte erfolgreich durchzuführen besitzt die Frau zwei entgegengesetzte Charaktereigenschaften, sie ist konservativ und veränderlich zugleich. Der Spruch im Volksmunde: »Das Weib ist wie ein Sack, was in sie hineingetan wird, das trägt sie,« ergänzt sich notwendig durch die allgemeine Erfahrung, die im Dichterworte zum Ausdruck kommt: »Nach Veränderung strebt das Weib, und ewiger Friede ist ihm furchtbar.«

In solchen Zeitepochen, in denen die von Frauen einst ausgetragenen, geborenen und herangebildeten Lebensgedanken die Menschheit noch beherrschen, ihrem Dasein Zweck und Ziel geben, ihr notwendig sind, da geben die Frauen, von ihrer historischen Tätigkeit befriedigt, vor allen Dingen zuerst ihren konservativen Neigungen im sozialen Leben Ausdruck, und ihren »Durst nach Veränderung« befriedigen sie nur privatim, indem sie neuen Modetorheiten oder ihren persönlichen Liebesleidenschaften nachgehen. In solchen Zeiten aber, wo die alten Formen der Lebensgrundlagen sich erschöpft haben und schwach geworden sind und es notwendig geworden ist, einen Übergang zu neuen Lebenskeimen zu finden, da empfinden die Frauen, wenn auch nicht früher, so doch stärker und entschiedener als der Mann, das Unbefriedigende der traditionellen Lebensführung und den Trieb, das Alte zu verlassen und dem Neuen, dem Kommenden entgegenzugehen. Bevor sie das Richtige finden, greifen sie mit Enthusiasmus nach allem, was sich ihnen darbietet.

So hatten über Maria Magdalena sieben Dämonen Gewalt, ehe sie den Christus fand.

Werden wir dieser Zahl nicht wieder begegnen, wenn wir den falschen Ideen nachgehen, die bald gleichzeitig, bald abwechselnd von der Frau der Gegenwart Besitz ergriffen haben? In Wirklichkeit, es sind ihrer sieben, nämlich die Dämonen der freien Liebe – der politischen Agitation – der Vergötterung der Naturwissenschaften – der Rückkehr zur Natur – der gesetzlichen Ehelosigkeit – des wirtschaftlichen Materialismus – und des ästhetischen Dekadententums.

Alle diese Dämonen können täuschen und quälen, doch wirklich befriedigen können sie nicht, und zwar die weibliche Seele noch weniger als die männliche. Wahre Befriedigung gewährt nur die einzige Wahrheit, die nicht eine Wahrheit von heute oder von morgen sein kann, denn sie ist von Ewigkeit her.

Es handelt sich aber darum, daß die innere Aufnahmefähigkeit des Menschen für die ewige Wahrheit über ihre verschiedenen zeitlichen Ausdrucksformen und Wirkungsweisen hinauswächst. Ein vollkommen Neues, noch nie Gehörtes erwarten wollen, das ist natürlich eine kindliche Illusion. Das alleinige Wahrheitswort, es ist schon ausgesprochen, und ein anderes werden wir nicht hören, weil es ein anderes nicht gibt und nicht geben wird. Es ist nicht veraltet, wohl aber hat sich unser Verständnis für dasselbe überlebt. Eine neue Art des Verständnisses, eine neue Art, sich dieses ewige Wahrheitswort anzueignen und es zu verwirklichen, das ist immer möglich und heute ist das eine Forderung der Notwendigkeit geworden.

Die Verwirrung, die von der Frauenseele Besitz ergriffen hat, das ist ein sicheres Zeichen dieser Forderung und ihrer nahen Erfüllung. Die Lösung der Frauenfrage, wie auch alle anderen ernstesten Fragen, sie liegt in einem neubelebten, vernunft- und sinnerfüllten Christentume.

Frauen waren es zuerst, die dem auferstandenen Christus entgegeneilten. Der Sinn der heutigen Frauenbewegung liegt aber darin, sich zuerst von den sieben dämonischen Gewalten zu be-

freien, um neue Trägerinnen des heiligen Salböls für die künftige Auferstehung des ganzen Christentumes vorzubereiten.

(Das Evangelium der Woche: Die Trägerinnen des heiligen Salböls) Moskau, 27. April 1897.

XVI. DIE ORIENTALISCHE FRAGE

Die praktische Lösung dieser schwierigen Frage wird einer allgemeinen Einsicht zufolge auf eine unbestimmte Zeitdauer verlegt, die auf alle Fälle die Muße einer ruhigen Überlegung gewährleistet.

In der neueren Geschichte wurde diese Frage, das Erbe ältester Zeiten, vor 444 Jahren* durch die Umwandlung des griechischen Konstantinopels in das türkische Stambul entschieden. War dieser Untergang des oströmischen Kaiserreiches und die Unterwerfung des griechisch-slawischen Volkstumes auf der Balkanhalbinsel durch den Halbmond nur eine sinnlose Zufälligkeit?

Die von dieser Katastrophe betroffenen und unterdrückten Christen fanden aber doch eine Rechtfertigung für sie, denn sie sahen in dem Siege des feindlichen Kaiserreiches die göttliche Strafe für die Sünden der Christen. Diese mit kindlicher Naivität vorgebrachte Anschauung hat im Grunde genommen ihre tiefe Berechtigung. Es handelt sich natürlich nicht um persönliche Vergehungen, die es immer und überall gegeben hat, sondern um eine allgemeine historische Sünde. Von diesem Vergehen und von ihm nur allein hing und hängt auch heute noch das Schicksal der Kaiserburg ab und damit auch die Entscheidung der orientalischen Frage, die ihrem Wesen nach eine religiös-politische Frage ist. Nachdem Byzanz die letzte ernsthafte Abweichung von der christlichen Wahrheit auf dogmatischem Gebiete – den Kampf gegen die Heiligenbilder – überwunden hatte, hielt es an dem Buchstaben der orthodoxen Lehre fest, und seine Verdienste in dieser Beziehung dürfen nicht geleugnet werden. Während die Byzantiner aber den ertötenden Buchstabenglauben heilig hielten, vergaßen sie ohne Zweifel immer mehr

*Geschrieben im Jahre 1897, als der griechisch-türkische Krieg zu Ende ging.

und mehr den Geist, der allein lebendig macht. Dieser Geist verschwand aus dem Leben der Allgemeinheit, und ungeachtet aller vereinzelter Versuche, ihn zu erhalten, führte sein Verlust doch zur vollständigen Schwächung des Gesamtorganismus im Kaiserreiche. Der christliche Geist fordert sowohl von Völkern und Staaten als auch von einzelnen Personen ein strenges Urteil gegen sich selbst und das Streben nach Vollkommenheit. Denn ohnedem ist es nicht möglich, das Leben in Wahrheit zu erhalten und zu verbessern. Die Byzantiner aber beharrten ungeachtet aller Leiden, die sie durchgemacht hatten, in einer andauernden Selbstzufriedenheit und einer Verachtung alles Fremden, ohne die geringste Selbstkritik zu üben und ohne auch nur im geringsten danach zu streben, den Aufbau des wirklichen sozialen Lebens mit dem höheren Ideale des Guten, das sie in Worten und abstrakten Gedankengängen gelten ließen, in Einklang zu bringen.

War aber nun der Westen christlicher gesinnt als der Osten? Gewiß nicht, wenn wir nur das im Auge haben, was vom Ideal erreicht werden konnte, und gewiß ja, wenn wir das lebendige Streben, die wirkliche Bewegung zum Besseren hin betrachten. Trotz aller historisch nachweisbaren Mängel unterhielt das mittelalterliche Christentum im Westen ein tätiges religiöses Leben und als im fünfzehnten Jahrhundert die strenge Vormundschaft der Kirche ihrem Ende entgegenging, da konnten diese herangewachsenen Völker in der ganzen Fülle ihrer geistigen Kräfte hervortreten.

Die Schätze der alten hellenischen Kultur, die von den Griechen in Byzanz ohne jegliche Verwendung, wie die Schätze des Geizhalses, aufbewahrt wurden, sie beförderten, als sie in die Hände des Westeuropäers kamen, machtvoll die gewaltige »Wiedergeburt« der Künste und Wissenschaften in einer Weise, von der die byzantinischen Griechen sich nichts hatten träumen lassen.

Die erste Generation italienischer und deutscher Humanisten stellte sich die Aufgabe, für die Verschönerung und die Befestigung christlichen Geisteslebens die schönsten Blüten heidnischer Kultur zu verwenden. Damit zugleich wuchs das unermüdliche Streben, die äußeren Grenzen der christlichen Welt

zu erweitern, bis endlich die ganze Erdkugel von europäischem Unternehmungsgeiste erfaßt war.

Und endlich ist noch eine dritte gewaltige Bewegung zu verzeichnen, die an ihrer Quelle wohl rein war, in ihrem späteren Verlaufe aber vielfach abirrte, – das war die Bewegung, die für die Umgestaltung und Wiedergeburt der Kirche selbst tätig war.

Wie wir auch den Westen im Beginne der neueren Gesellschaft betrachten mögen, in jedem Falle stellt er einen direkten Gegensatz zu jenem Verfall der Macht und zu jener Entkräftung des Geisteslebens dar, an der die christlichen Völker des Ostens in jener Zeitepoche krankten. Die Lebensquellen waren damals unstreitig im Westen zu finden, und zu jenen Quellen mußte auch unser Vaterland gelangen, nachdem es von Byzanz alles das genommen hatte, was es uns als Erbe überliefern konnte.

Mittlerweile trat im achtzehnten Jahrhundert in Europa und dann noch stärker in Amerika die historische Einseitigkeit der westlichen Kultur immer stärker zutage. Der tätige und unternehmende Charakter derselben begann immer mehr und mehr eine rein äußerliche und oberflächliche Richtung zu zeigen, das heroische Streben nach großen Taten ging allmählich in eine unruhige, hastende Lebensführung über, und die Bejahung der menschlichen Persönlichkeit mit ihren zahllosen Begierden und Ansprüchen fing an das zu verneinen, was über der menschlichen Persönlichkeit steht, was höher ist als diese. Der Humanismus verbreitete sich zum Nachteile der Frömmigkeit und wurde seinerseits wieder vom Naturalismus verdrängt. Der menschliche Wesenskern verlor durch seine Trennung vom Göttlichen den höheren Sinn des Daseins, und trotz aller seiner formellen Errungenschaften erwies er sich in seinem eigentlichen Wesen kraftlos und geriet in die Sklaverei chaotischer, siecher und armseliger Elemente dieser Welt.

Das ist der vollendete Gegensatz zu all dem, wodurch Byzanz zugrunde ging. Im Westen geriet das Göttliche geradeso immer mehr und mehr in Vergessenheit, wie in Byzanz der Mensch in Vergessenheit geriet. Man vergaß dort in Wirklichkeit jenes

Grundprinzip des Christentums, das mit Worten so eifrig verteidigt wurde; – man vergaß, daß in Christus das vollkommene Göttliche untrennbar und wesentlich vereint ist mit dem vollkommenen Menschen, mit dem daher auch die ganze Menschheit sowohl im persönlichen Leben wie im Leben der Gesamtheit verbunden sein kann und soll.

Der Muhammedanismus, der unbedingt die Gottheit vom Menschen trennt, tat prinzipiell offen und ehrlich dasselbe, was der Byzantinismus, entgegen seinem eigenen Bekenntnisse, heimlich und lügnerisch tat.

Auf dem Gebiete ihrer gemeinsamen Irrtümer waren die Muhammedaner mehr im Recht und darum auch stärker als die Byzantiner und mußten sie daher auch überwinden, denn die Weltgeschichte ist in ihrem inneren Gefüge logisch und besitzt moralischen Sinn.

Doch gerade darum können Menschen, die einem Irrtum in voller innerer Überzeugtheit hingegeben sind und die daher mit gutem Rechte über andere den Sieg davontreiben, bei denen Worte und Taten sich widersprechen, nicht endgültig Sieger bleiben.

Die Einseitigkeit des starren Ostens muß sich ebenso unfähig erweisen wie das Einseitige in der beweglichen Kultur des Westens, und in der Tat, in demselben achtzehnten Jahrhundert, als die ersten Anzeichen der inneren geistigen Verödung sich im Westen bemerkbar machten, da geriet auch die äußere Macht der muhammedanischen Herrschaft ins Wanken. Welche der beiden historischen Mächte wird sich bei diesem Sturze aufrechterhalten können? Wer wird diese beiden einseitigen Entwicklungswege durch die lebensvolle Verwirklichung der vollen Wahrheit beiseitigen?

Gibt es eine solche Kraft im Weltenall, die im historischen Leben wahrhaft das göttliche Prinzip mit dem menschlichen, – Frömmigkeit mit Bildung, – Religion mit Humanismus, – die Wahrheit des Ostens mit der Wahrheit des Westens zu vereinigen stark genug wäre und die im Namen dieser vollen und

ganzen Wahrheit zum gelähmten griechisch-slawischen Volkstum sagen könnte:

«Stehe auf und wandle!»

(Das Evangelium der Woche: »Vom Gelähmten«) Moskau, 4. Mai 1897.

XV. ZWEI STRÖMUNGEN

Es ist früher Morgen. Der Eilzug, der von Moskau nach Petersburg eilt, hat die große Station Klein-Wischera verlassen, ist an der kleinen Station, die dafür Groß-Wischera heißt, vorübergerast und hält nun plötzlich in einer schmalen Lichtung zwischen zwei großen Wäldern still. Es erhebt sich Geschrei und ein wirres Durcheinander. Die Reisenden geraten in Aufregung, und einige steigen aus dem Coupé. Ich blicke aus dem offenen Fenster. Ein elegant und energisch aussehender Herr von unbestimmtem Alter ergießt seinen Unwillen in einer längeren Rede über den in ehrerbietiger Haltung vor ihm stehenden ersten Schaffner, indem er auf einen Eisenbahnbeamten, der sich in geringer Entfernung von ihnen befand, hinwies und der etwa – ich bin in dieser Beamtenhierarchie durchaus nicht erfahren – der erste Maschinist gewesen sein könnte. Obgleich der betreffende Beamte wahrscheinlich einer viel geringeren Rangklasse als der fünften angehörte, so besteht die Anrede des erzürnten Reisenden hauptsächlich in der Wiederholung zweier Worte, die sich so anhörten, wie die Anfangssilben von »Staatsrat«.

Ich erschrak ein wenig, als der Herr den Oberschaffner verließ und sich zum mutmaßlichen Urheber des Ereignisses begab. Es geschah aber nichts Schreckliches; der Reisende, der sich in seiner Rede immerzu auf einen Universalstaatsrat berief, war augenscheinlich nicht so stark, als er ärgerlich war. Ich hörte die laute, aber gutmütig-mürrische Stimme des Beamten sagen: »Nun, was ist denn weiter dabei? Das kann überall passieren! Es wäre doch schlimmer, wenn wir nicht angehalten hätten und Ihnen der Kopf abgerissen worden wäre!« »Nun, das hätte ich sehen mögen, wie Sie es gewagt hätten, mir den Kopf abzureißen.« »Nun,

wenn es der Kopf nicht gewesen wäre, so hätten vielleicht einige Rippen gefehlt. Jetzt werden wir anderthalb bis zwei Stunden hier warten, bis eine andere Lokomotive kommt – und das wird das ganze Unglück sein.«

Ungeachtet dessen, daß die Reisenden fortfuhren zu murren und mit beißenden Bemerkungen auf den augenscheinlichen Widerspruch zwischen dem Ausdruck »Schnellzug« und einem zweistündigen Aufenthalt hinwiesen, kam ich in die allerfröhlichste Stimmung und machte mich auf in den Wald, um die Herrlichkeit des Frühlings zu genießen.

Mehrere einfache Leute von den Mitreisenden, die damit beschäftigt waren, einige notwendige »Bestandteile« der Lokomotive zusammenzusuchen, die sie verloren hatte, setzten mich durch ihre vollkommene Ruhe in Erstaunen, mit der sie ihrer Beschäftigung nachgingen. Der Bahnwärter und seine Frau unterbrachen ihre sachliche Unterhaltung, um mir liebevoll und eingehend zu erklären, wie ich gefahrlos einen tiefen Graben überschreiten, einen Sumpf umgehen und auf den Waldweg gelangen könne. Bald nahm mich der Wald auf, Düfte von Gräsern und Blumen umgaben mich, und der Ruf des Kuckucks hallte mir entgegen, während ich mich meinen Gedanken überließ.

Wenn ein solcher Mensch, wie ich, »in die richtigen Jahre« kommt, wie Ostrowsky sagt, so fordert die allereinfachste Überlegung von ihm, sein Leben nicht mehr als Leben, sondern als die »noch übrige Lebenszeit« zu betrachten. Der Unterschied ist der, daß im eigentlichen sogenannten Leben, das heißt in den Jugendjahren, die höchste Anspannung der Kräfte willkürlich für nichtige oder phantastische Ziele verbraucht wird, während der Mensch in seiner »noch übrigen Lebenszeit,« wenn er den Sinn und die Würde seines Daseins nicht verlieren will, unwillkürlich den Rest seiner Kräfte für ein einziges, dafür aber das allergrößte und allerwichtigste Lebensziel – die Sicherung der Unsterblichkeit seiner ganzen Wesenheit – aufwenden muß.

Es gibt vielleicht noch solche engelhafte Naturen, die an allen Verlockungen der Schattenbilder des Lebens vorüberreifen und

sich von Anbeginn an für ein christliches Lebensende vorbereiten. Die Kinder der Menschen lernen aber im allgemeinen den Unterschied zwischen den eingebildeten Gütern des Lebens und dem wahren Gut, den Schattenbildern und der Wahrheit, nur durch Erfahrung erkennen. Und da ergibt sich eine paradoxe Aufgabe, nämlich wie durch Aufwand ganz geringer Kräfte eine unendliche moralische Größe realisiert werden kann.

Unser Dasein ist im allgemeinen überhaupt aus Leidenschaften und Taten zusammengesetzt. Ich spreche hier von dem notwendigen Materiale für unser Seelenleben. Wenn ein solches Material nicht vorhanden ist, dann treten Langweile, Sehnsuchtsqualen, Lebensüberdruß auf, und der Mensch beginnt den Strick zu suchen, an dem er sich aufhängen könnte, – ein klarer Beweis, daß er ohne Leidenschaften und Taten nicht leben kann. Darum kann der Lehre, die Leidenschaftslosigkeit und Tatenlosigkeit predigt, nur ein Mißverständnis zugrunde liegen, was schon dadurch einleuchtet, daß diese Lehre selbst ja an sich gewissermaßen eine Tat ist, die viele andere Taten zu ihrer Voraussetzung hat, wie z. B. die Arbeit der Abschreiber, der Schriftsetzer, der Buchhändler, und daß diese Tat auch eine gewisse Leidenschaft bedingt, nämlich die Leidenschaft zu lehren oder seine Ideen zu verbreiten. Ein scheinbar gerechter Grund, Leidenschaftslosigkeit und Tatenlosigkeit zu predigen, wird allerdings durch die Tatsache gegeben, daß die Leidenschaften der Menschen größtenteils unwürdig und sinnlos sind, und daß ihr Handeln in den meisten Fällen eitel und nichtig ist. Doch was folgt daraus? Sollen wir wirklich unsere Kerzen und Lampen und unseren Herd auslöschen, weil böswillige Leute das Feuer benützen, um Häuser anderer Menschen und öffentliche Gebäude anzuzünden? Sollen wir wirklich aufhören uns zu waschen und Tee zu trinken, weil vernunftlose Menschen sich im Wasser ertränken*?

Das Feuer der Leidenschaften und der Fluß der notwendigen menschlichen Handlungen, sie tragen durchaus keine Schuld an

*Hier folgt ein nicht wiederzugebendes Wortspiel, denn das Wort »ertränken« und »Utopie« sind fast gleichlautend in der russischen Sprache. Im Deutschen ist das Ganze sinnlos. (Der Übersetzer.)

der Art, wie wir von ihnen Gebrauch machen, wie auch Roß und Wagen, die den Mörder an den Ort seiner Tat bringen, schuldlos sind, denn sie würden ihn ebenso sicher und gut zu der Liebe Taten und des Glaubens bringen.

Das Übel ist nicht in den Leidenschaften und den Taten zu suchen, sondern in der Sinnlosigkeit der Leidenschaften, in dem Unverstand und der Nichtigkeit der Handlungen. Anstatt sich der Leidenschaftslosigkeit und der Tatenlosigkeit zu befleißigen, ist es nur notwendig, die Leidenschaften und die Taten in den Dienst des Guten und der Wahrheit zu stellen.

Wie soll das aber geschehen? Ja, wie geschieht es, daß Feuer und Wasser diesen Eisenbahnzug fortbewegen müssen? Durch Umwandlung und Zentralisation der Kräfte. Vermittels des Feuers verwandelt sich das Wasser in Dampf, und dieser Dampf, zusammengepreßt, zentralisiert im Kessel, gewinnt eine ungeheure mechanische Bewegungsfähigkeit. Jede Leidenschaft ist eine Kraft, jede Tat ist die Form, in der die Arbeit dieser Kraft zum Ausdruck kommt. Keine Kraft und keine Arbeit geht physisch verloren, doch praktisch können sie wohl für den Menschen verloren gehen, wenn sie ziellos nach außen hin zerstreut und verschwendet werden. Dasselbe Wasser, das, in Form von Dampf im Kessel eingeschlossen, diesen Eisenbahnzug fortbewegt, würde natürlich physisch nicht verloren gehen, wenn man es anstatt dessen in den Ozean oder meinetwegen in eine Pfütze ausgegossen hätte; die im Wasser ruhenden Kräfte aber, mit all ihrer unsichtbaren, molekularen Arbeit, sie wären für uns nutzlos geworden.

Das Seelen- und Geistesleben des Menschen ist in seinem Verlaufe hier auf Erden demselben allgemeinen Gesetze unterworfen, demzufolge nur auf Grund einer schon vorhandenen Kraft oder Arbeit eine andere Kraft sich offenbaren, eine andere Arbeit geleistet werden kann. So ist es von Gott selbst geordnet, und die Dualisten eifern vergeblich dagegen.

Ein Gesetz! Ich weiß mit unwiderleglicher Sicherheit, daß ich meine seelischen Energien zwecklos an die Außenwelt verschwendet hätte, wenn ich ärgerlich geworden wäre und ange-

fangen hätte über die Unterbrechung der Fahrt zu schelten und mich zu entrüsten; denn dann wären in mir keine Gefühle dafür übrig geblieben, um sorglos den Frühlingsmorgen im Walde zu genießen und über die Wahrheiten des physischen und moralischen Lebens nachzudenken. Ich weiß aber auch ebensogut, daß, wenn ich nicht die Fähigkeit zu zürnen und mich leidenschaftlich zu erregen besäße, wenn ich dieser dunklen Flamme beraubt wäre, ich auch nichts besäße, womit ich den Preis für die Klarheit meines seelischen Lebens und für jenen Unsterblichkeitstrunk, den dieser lichte Gottestag in mich ergießt, zahlen könnte. Wenn in mir überhaupt keine böse Leidenschaft als eine verborgene Kraft, eine potentielle Energie lebte, so wäre ich leidenschaftslos wie ein Leichnam, der sich leicht auflösen kann, wie ein Stück Holz, das zu zerschlagen keine große Mühe kostet, wie ein Sandhügel, den der erste Windhauch verweht.

Unser ganzes Dasein ist eine unaufhörliche Wechselwirkung unseres Geistes mit der äußeren Welt, die uns umgibt. Die Kräfte der Außenwelt, die in den verschiedenen Zufälligkeiten des Lebens verkörpert sind, sie streben von allen Seiten danach, soviel als möglich von unseren seelischen Kräften an sich zu ziehen, sie aufzusaugen und sie in äußerer Tätigkeit in den Naturprozessen zu verschwenden. Betrachten Sie diesen Menschen, der sich der Leidenschaft des Zornes hingeeben hat, – der allergefährlichsten und verderblichsten Leidenschaft im reiferen Alter, wie Wollust der Jugend und Geldgier im Alter am verderblichsten und gefährlichsten sind! Welch eine ungeheure Energieverschwendung! und worauf? Auf eine ungeordnete und die Gesundheit zerstörende Tätigkeit der Blutwege und Atmungsorgane, auf wildes, halbtierisches Geschrei, auf eine sinnlose Anspannung der Muskeln und Sehnen! Vor unseren Augen, kann man sagen, geht die Umwandlung einer vernunft erfüllten menschlichen Seele in eine blinde Elementargewalt vor sich, die widerstandslos vom dunkeln Strome stofflicher Naturprozesse dem endgültigen Verderben entgegengetragen wird.

Nun aber ein anderer Vorgang! Ebenso wie äußere Zufälligkeiten die Regsamkeit der leidenschaftserfüllten Seele hervorrufen, so ruft diese Seele, wenn sie nur, anstatt sich nach außen zu richten, sich nach innen wendet, notwendigerweise die Tätigkeit unserer höheren geistigen Natur durch diese erste Bewegung hervor. Unsere geistige Natur aber, da sie ihrem Wesen nach im Innern unendlich und folglich unveränderlich ist, sie kann wachsen und in ihrer sich offenbarenden Wirksamkeit stark werden in derselben Seele, der die Welt der Leidenschaften entweder eine vorübergehende Nahrung ihrer äußeren Kräfte oder aber eine unvergängliche Speise ihrem geistigen Wesensteile für das Leben in der Ewigkeit bietet.

Dieser Akt innerer Tätigkeit, durch welchen die erwachte Leidenschaft davon zurückgehalten wird, sich in der Außenwelt zum Ausdruck zu bringen, und durch den die Kraft der Seele nicht nach außen verschwendet, sondern konzentriert, nach innen gesammelt wird, – kann diese innere Tätigkeit, diese Energieform wirklich verloren gehen? Da sie sich aber in nichts Äußerliches verwandelt hat, so kann sie doch zu nichts anderem dienen als zur Stärkung des seelischen Wesenskernes, zur Nahrung seiner Unsterblichkeit. Gewiß, nicht durch äußere Zufälligkeiten werden die Leidenschaften in uns besonders stark geweckt, sondern das tritt erst dann ein, wenn eine derselben sich irgend jenseits böser Eigenschaften bedient, sie sich dienstbar macht und durch diese auf uns wirkt. Die Leidenschaft des Zornes wird natürlich am lebhaftesten geweckt, wenn jemand das Gefühl unserer Würde angreift, unsere Eigenliebe oder unseren Hochmut verletzt. Zu einer solchen Beleidigung kann man sich auf dreifache Weise verhalten: entweder der Mensch gibt sich rückhaltslos dem natürlichen Gefühle des Zornes hin und vergeudet die Kräfte seiner Seele sowohl auf sinnlose Bewegungen, wie die oben beschriebenen, als auch in noch höherem Maße auf eine ganze Reihe komplizierter, vom Zorn und Rachegefühl diktiertener Handlungen. Ein solcher Mensch wirft sich kopfüber in den das menschliche Leben davontragenden Strom physischer Vorgänge, hinter denen

unsichtbare, feindliche, unsere Seele verzehrende Gewalten verborgen sind. Oder aber wir wollen wie die buddhistischen und stoischen Weisen dem äußeren feindlichen Getriebe nur unsere Gefühllosigkeit oder Leidenschaftslosigkeit entgegenstellen, indem wir uns bemühen, im Strome der Zufälligkeiten des physischen Lebens ohne Wanken zu stehen. Und wenn das sogar gelingen könnte, welchen Nutzen brächte das? Und wer hätte einen Nutzen davon?

Es gibt eben noch eine dritte und vollkommenere Möglichkeit. Dem Strome des äußeren Lebens, der danach strebt, unsere Seele davonzutragen, darf nicht stoischer Gleichmut entgegengesetzt werden, sondern ein neues Gefühl, das Böses mit Gutem vergilt und das im Innern der Seele einen anderen, selbständigen Strom von Regsamkeit und Tatkraft erzeugen kann, der unser Wesen erweitert und festigt.

Die Wasser des ersten Stromes – die Befriedigung der Leidenschaften durch äußere Handlungen –, sie stillen nur für einen kurzen Augenblick den Durst der Seele. Die Wasser des zweiten Stromes – die Umwandlung der bösen leidenschaftlichen Empfindungen in gute innere Gefühle –, sie enthalten die dauernde und unendliche Befriedigung des Geistes, durch sie wächst und festigt sich das Leben, ohne Schaden und Verlust zu leiden.

Wer von diesen Wassern trinkt, den wird nicht dürsten in alle Ewigkeit; in seinem Innern aber wird es zum Quell jenes Wassers, dessen Ströme in das Leben der Ewigkeit fließen.

(Evangelium der Woche: Die Samariterin
am Brunnen) Petersburg, 11. Mai 1897.

XVI. BLINDHEIT UND VERBLENDUNG

Ihnen ist natürlich die berühmte Schilderung jenes begabten und thatenreichen Mannes bekannt, der nicht nur »Karten spielte und sich duellierte«, sondern der auch »gründlich lange Finger machte«:

»Spricht er jedoch von strengster Redlichkeit
Getrieben wie von Dämons Macht,
So flammt sein Aug', das Antlitz glüht –
Er weint – und alles weint mit ihm!«

Dieses geniale Bild, das nicht erdacht, sondern das von Gribojedoff aus dem Leben gegriffen und der Nachwelt überliefert worden ist, stellt einen wirklichen Typus dar, der nicht nur in Rußland, sondern in der ganzen Welt zu finden ist. Hier finden wir auch die deutliche Widerlegung der falschen Theorie, die von alters her in der Philosophie und in der öffentlichen Meinung verbreitet ist, und die sogar den weisesten aller Griechen, Sokrates, täuschte, mit dessen Namen sie auf immer verbunden bleiben wird.

Es wird nämlich behauptet, daß der Mensch in Wirklichkeit nur darum irre und die Wahrheit leugne, weil er sie nicht sehe. Darum sei es nur notwendig, alle Leute aufzuklären, und sie würden die Wahrheit erkennen, ihr nachleben, und die Tugend würde herrschen in der Welt.

Eine solche Meinung wird durch die wirkliche Erfahrung klar widerlegt; diese zeigt nämlich, daß die Folgen der klaren Erkenntnis der Wahrheit nicht einfacher, sondern dreifacher Art sind. Für die einen heißt nämlich die Wahrheit erkennen: sie auch in Wirklichkeit in sich aufnehmen. Andere bleiben ihr gegenüber gleichgültig, und die dritten bringt sie in Wut, wie Sokrates an sich selbst erfahren mußte, als sein vernunftentfällter Wahrheitsdienst ihm einerseits ergebene Freunde und Schüler erwarb, – andererseits aber auch das Todesurteil seiner Feinde, das von der »herzlosen Menge« bestätigt wurde.

Der von Gribojedoff verewigte Moralprediger, der gründlich lange Finger zu machen wußte, – er sah wenigstens die elementare Wahrheit voll und ganz ein, daß strenge Redlichkeit einem betrügerischen Wesen vorzuziehen sei. Diese klare Wahrheit, die seine Seele mit Begeisterung erfüllte, sie gab ihm wohl volle Befriedigung, ließ aber in seiner Seele nicht die kleinste Sorge aufkommen darüber, wie wohl die Handlungen mit den Worten und Gefühlen in Einklang zu bringen seien. Das ist der am meisten verbreitete Typus solcher Leute, die wohl die Wahrheit sehen, ihre Gebote aber nicht befolgen. Ich habe hierbei natürlich das Wesen der Sache selbst im Auge und nicht die künstlerische Klarheit des Bildes und die Schärfe der Kontraste.

Es gibt natürlich nicht viele, deren Begeisterung so groß ist, daß sie ihre Zuhörer mit schönen Reden zu Tränen rühren können, wie es auch nur sehr wenige gibt, die von ihrem mit Worten gepredigten Ideale so weit abweichen in ihren Handlungen, daß sie »lange Finger machen«. Typisch ist hierbei nur die psychologische Täuschung, die die moralische Befriedigung durch ästhetischen Genuß ersetzt. Eine sehr große Vielseitigkeit bietet dieser Typus bei jenen frommen Leuten, deren religiöses Bedürfnis vollkommen befriedigt wird durch den Genuß, den ihnen die Kirche in ästhetischer Beziehung und durch ihr Zeremoniell bietet, die aber auch nicht eine Spur von Interesse für die Lebensaufgabe des Christentums haben.

Eine andere Verschiedenartigkeit stellen die sogenannten Leute der vierziger Jahre, die turgenjeffschen Helden und andere dar. Alle diese Leute, so verschiedenartig sie auch in anderer Beziehung sind, haben das miteinander gemein, daß die Wahrheit für sie ein theoretischer Begriff und ein ästhetischer Genuß ist, daß sie die praktische Befolgung derselben aber einfach vergessen. Sie alle, auch der gribojedoffsche Prediger hoher Rechtschaffenheit nicht ausgenommen, verdienen ein entschuldigendes Wort, denn sie sind sowohl in ihrer Begeisterung als auch in ihrer Vergeßlichkeit, allgemein gesprochen, aufrichtig, und wenn sie auch die praktischen Forderungen der Wahrheit leicht verletzen, so befehlen sie sie doch nicht, sondern verherrlichen sie sogar in ihrem platonischen Liebesempfinden.

In unserer Zeit beginnt die bunte Schar jener platonischen Wahrheitsverehrer, die schon durch ihr Dasein die sokratische Anschauung widerlegen, daß die klare Erkenntnis der Wahrheit genüge, um tugendhaft zu sein, immer mehr und mehr abzunehmen, und immer kühner, aber auch immer toller treten Leute einer anderen Art auf, die die Wahrheit wohl erkennen, sie aber auch hassen – sie gerade deswegen hassen, weil sie sie zu gut erkennen, nicht theoretisch und ästhetisch nur, sondern mit allen ihren praktischen Forderungen und Folgen.

Sie hassen die Wahrheit darum, weil sie sie zu Handlungen verpflichtet, die sie nicht tun wollen. Außer den geistig Blinden, die die Fähigkeit des klaren Erkennens verloren haben, weil sie eine kranke Seele als Erbeil ihrer Vorfahren und als Folge der eigenen altgewohnten Sünden besitzen, – außer diesen geistig Blinden, die aber geheilt und wieder sehend gemacht werden können, und außer denen, deren geistiges Blickfeld nur eine Seite der Wahrheit umfassen kann und die, wenn auch mit großer Mühe, eine Heilung zulassen, – gibt es noch Seelen, die bewusst, aus eigener Entschliebung, sich blind für die Wahrheit machen, die sie vollkommen und von allen Seiten überschauen. Solche durch sich selbst Geblendeten können nicht geheilt werden, weil sie selber die Heilung nicht wollen.

Wenn wir uns von dem äußeren Anscheine nicht irremachen lassen, so werden wir den geistigen Hintergrund dieses Übels bald herausfinden: die Wahrheit wird gehaßt um des Guten willen, dessen Ausdruck sie ist, das sie fordert und zu dem sie führt. Es ist kaum möglich, anzunehmen, daß die theoretische Wahrheit, – die Wahrheit nur als solche – gehaßt werden kann. Wohl niemand hat haßerfüllt verneint, daß $2 \times 2 = 4$ sei; wenn aber ein äußeres Urteil, das ebenso beweiskräftig ist wie dieses, seinem Inhalte nach mit einer moralischen Forderung verbunden ist, so werden viele Menschen voll Wut dagegen eifern.

Diese Menschen hassen die Wahrheit, weil sie die Beziehung, die zwischen ihr und dem Guten da ist, durchschaut haben, sie wenden sich naturgemäß von ihr ab, hören auf sie zu erkennen und fühlen nur ihre Gegenwart wie einen Feind, der ihnen im Rücken steht. Vom Hasse in ihrem Herzen geblindet, gehen sie auch ihres verstandesmäßigen Erkennens verlustig und werden schließlich schwach und ungefährlich.

Die Sache verhält sich aber so, daß die innere und wesentliche Verbindung zwischen dem Guten und der Wahrheit endgültig nicht vernichtet werden kann. Wenn daher Menschen, die infolge ihrer ererbten oder selbstbegangenen Fehler und Sünden geistig erblindet sind, in ihrem Herzen aber den Kern des Guten

bewahrt haben, unweigerlich dazu gelangen, daß sie sehend werden und die Wahrheit erkennen, so ist es ebenso unweigerlich, daß diejenigen Menschen, die sehend sind und die Wahrheit gut erkennen, sie aber in ihrem Herzen um des Guten willen, das in ihr ist, hassen, dazu gelangen, geistig zu erblinden. Diese allmähliche Erleuchtung der Blinden, die eines guten Willens sind, und das Erblinden der Sehenden, die einen bösen Willen haben, das ist es, was den moralischen Sinn des historischen Prozesses oder des Weltgerichts ausmacht, wie es auch gesagt ist:

»Ich bin zum Gericht auf diese Welt kommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden.«
(Joh. 9, 39.) (Evangelium der Woche: Heilung des Blindgeborenen) 18. Mai 1897.

XVII. DIE BEDEUTUNG DES DOGMAS

Bei welchem Menschen der Gegenwart, der im Kalender blättert und als Bezeichnung des nächsten Sonntags die Worte liest: »Woche der 318 Kirchenväter in Nizäa«, würden wohl die Worte irgendeine Erinnerung, ein Gefühl oder einen Gedanken auslösen, wenn auch nur annähernd ähnlich dem, was wir empfinden, wenn etwa die Namen der Schlachtfelder von Kulikowo und Poltawa genannt werden? Für die weitaus größte Mehrzahl der gebildeten Menschen sind Nizäa und die 318 Kirchenväter nicht viel mehr als der Schnee des vergangenen Jahres. Und doch ist das Christentum unser geistiges Vaterland, mit dem wir in unserem tiefsten Schicksale verbunden sind, und Gleichgültigkeit und Vergessen seiner Geschichte, seiner großen Namen und Begebenheiten, sie können nur uns selbst, der Klarheit und Fülle unseres Bewußtseins schaden und uns als Menschen hinstellen, die sich dessen nicht erinnern wollen, was ihnen »blutsverwandt« ist. Es gab eine Zeit, wo das religiöse Dogma das vornehmste, ja fast einzige geistige Interesse ausmachte. Das war eine Anomalie, für welche Byzanz, das besonders in der zweiten Hälfte seines Daseins an dieser Anomalie krankte, bitter büßen mußte. Das Übel bestand hier aber keineswegs in

dem lebendigen Interesse an den Glaubenswahrheiten, sondern im Gegenteil in dem allzu äußerlichen und abstrakten, dem nicht genügend lebensvollen Interesse an diesen Wahrheiten. Die organische Verbindung zwischen Glauben und Leben ging verloren, und die Auseinandersetzung über die Dogmen wurde für die Vornehmen und das Volk eine Art beliebter Sport, der einem Pferderennen gleichkam. Es ist klar, daß der Inhalt der biblischen Wahrheit, der Sinn, den diese Wahrheit für das Leben hat, nicht der Gegenstand eines solchen Interesses sein konnte; sondern daß nur der Buchstabe des Dogmas, die äußeren technischen Einzelheiten, getrennt von jenen inneren religiösen Tatsachen und Forderungen, deren Ausdruck sie sein sollten, besprochen wurden. Kann es dem Dogma selbst aber zum Vorwurfe gemacht werden, wenn es so mißbraucht und als Liebhabersport betrachtet wird von unberufenen Geistern? Können die sinnlosen Wortfechtereien der späteren Scholastiker, die in der Satire »Die Sendschreiben der Dunkelmänner« der Nachwelt überliefert sind, als eine Widerlegung der Philosophie selbst gelten?

Als die christlichen Dogmen auf den allgemeinen Kirchenversammlungen festgelegt wurden, da waren sie für die wahren Vertreter der Kirche nicht jenes Spiel der Verstandeskkräfte, für das sich die späteren Byzantiner begeisterten, nicht solche fremden und längst vergessenen Worte, als welche sie an das Ohr des heutigen Menschen klingen. Das wahre Dogma ist das Wort der Kirche, das dem göttlichen Worte dann Antwort gibt, wenn eine solche Antwort durch den Gang der Geschichte und die Entwicklung des religiösen Bewußtseins gefordert wird. Und wenn das göttliche Wort selbst mißbraucht werden kann, wenn es dem Buchstaben nach, der tötet und keinen Nutzen schafft, gedeutet wird, wieviel mehr unterliegt da das Wort der Kirche einem solchen Mißbrauch! Die Wurzel des Übels liegt einzig und allein in der Trennung des Wortes vom Geist, der Form vom Inhalte. Von hier aus zweigen sich nach zwei entgegengesetzten Seiten zwei Pfade des Irrtumes ab, – die götzenhafte Anbetung

des Wortes oder der äußeren Form, ganz absehend von ihrem Sinn und Geiste – und die blinde Verneinung des Geistes der Wahrheit selbst um der – durch die Schuld der Menschen – toten Form willen, die den Geist verdeckt und die aufgehört hat verständlich und interessant zu sein.

Anders verhielt sich die Sache in den zwanziger Jahren des vierten Jahrhunderts. Nachdem das Christentum die Unwissenheit durch die Predigten seiner Apostel und die feindliche Vergewaltigung durch den Opfertod seiner Märtyrer besiegt hatte und nachdem sie die anerkannte Kirche der »Welt«, das heißt des Römischen Kaiserreiches geworden und daher vor äußeren Kämpfen gesichert war, – mußte es sein Augenmerk vornehmlich auf die Ausgestaltung seiner Wahrheiten in bestimmten und klaren Formen richten. Warum das? Gewiß, die Apostel und Märtyrer bedurften solcher Bestimmungen nicht; denn die Wahrheit, für die sie ihr Leben hingaben, war nicht von ihrem eigenen Wesenskern getrennt, er war ganz und gar beseelt und durchdrungen von dieser Wahrheit, und aus der Fülle ihres Herzens sprachen ihre Lippen und rissen diejenigen mit sich fort, die da hörten und schauten. Andererseits sind formale Bestimmungen der Wahrheit für solche Leute nutzlos, die ihr bewußt feindlich gegenüberstehen und sie im voraus schon abweisen. Die Aufgabe regelrechter und genauer Bestimmungen liegt darin, Mißverständnisse und Unklarheiten zu beseitigen; doch was sollte das wohl solchen Menschen nützen, die vollkommen klar und ohne jedes Mißverständnis gegen die Wahrheit feindlich gesinnt sind, einzig um des inneren Wertes der Wahrheit willen, und weil sie der Ausdruck des Guten ist? Wenn nun aber auch eine genaue und verstandesmäßige Bestimmung und Erläuterung der Wahrheit für die Gerechten unnötig und für die Bösen nutzlos sind, so sind sie doch nötig und nützlich für jene Durchschnittsmenschen, die von den Bösen verführt werden und für welche die Gerechten sich mühen und sorgen. Die verstandesmäßige Darlegung der Wahrheit ist für die Auserwählten des Guten und des Bösen nicht notwendig, sie ist aber notwendig für die Menge

der zum Guten Berufenen und zum Bösen Verführten. Darum liegt aber auch ein großer historischer Sinn darin, daß die Epoche der dogmatischen Streitigkeiten und Bestimmungen im Leben der Kirche gerade von der Regierung Konstantins des Großen an begann, – als infolge der offiziellen Anerkennung des Christentums im römischen Kaiserreiche die Schar der Durchschnittsmenschen, die passive, herdenmäßige Vielheit der christlichen Lehre zuströmte, die leicht erregt und verwirrt werden kann von jedem Wolfe, der in Schafsfell gehüllt einhergeht. Hier mußte die Aufgabe der Kirche als Hirte und Hüter ganz besonders zutage treten. Und diese Aufgabe erhielt in der Tat eine besondere Bedeutung.

Die Zeit vom vierten bis neunten Jahrhundert ist die Zeit der ausschließlichen Ausgestaltung des hierarchischen Prinzips. Alle Grundwahrheiten des Christentums wurden durch die einmütige Arbeit der Oberhirten der Kirche dargelegt und in ihren gemeinsamen Zusammenkünften, den sogenannten allgemeinen Kirchenversammlungen, in entscheidender und endgültiger Form bestimmt. Die erste dieser Versammlungen unterscheidet sich von allen anderen dadurch, daß in der Person vieler ihrer Mitglieder die oberpriesterliche Bedeutung als kirchlicher Führer von ihrer Bedeutung als Apostel und Märtyrer noch nicht getrennt war. Manche der Erzbischöfe, die dieser Kirchenversammlung beiwohnten, waren wegen der Bekehrung heidnischer Völker zum Christentume sehr gepriesen, andere, verstümmelt, mit glanzlosen, ihrer Augen beraubten Augenhöhlen, erinnerten deutlich an die letzten, nicht weit zurückliegenden Glaubensverfolgungen.

Die Wichtigkeit der Aufgabe dieser Versammlungen entsprach ihrer Zusammensetzung. Im Anfange fühlten die Vertreter des Christentums das Evangelium als eine absolute und endgültige Offenbarung der Wahrheit, als eine Botschaft der vollendeten Vereinigung mit der vollkommenen Gottheit. Wenn Christus nur ein Prophet oder auch eine übermenschliche Wesenheit, aber geringer als Gott gewesen wäre, so hätte dieses Gefühl vollkommener Befriedigung, das Bewußtsein, daß nicht

eine relative, sondern die absolute Wahrheit, der vollkommene Sinn und Wert des Lebens sich offenbart habe, – dieses Gefühl und Bewußtsein der Christen hätte falsch sein können; denn es hätte ein anderer Prophet erstehen und andere Lehren bringen können, es hätte sich ein anderes gottähnliches Wesen einer noch höheren Ordnung verkörpern und andere, vollkommen neue Aufgaben des Lebens offenbaren können.

Das aber, was von Christus im Worte Gottes gesagt worden war, das genügte vollkommen den wirklich Gläubigen, die »den Geist Christi« besaßen, – es ließ jedoch alle möglichen verführerischen Andersdeutungen zu von solchen Leuten, denen der Geist Christi abging. Es war notwendig, ein solches Wort auszusprechen, das eine Auffassung des Christus als eines Propheten oder als eines der Äonen nicht zuließ. Nach langen Erwägungen und Streitigkeiten sprachen die Kirchenväter von Nizäa eben ein solches Wort aus.

Die Heilige Schrift sagt: »Christus, der Sohn Gottes, der Erstgeborene unter den Sterblichen, der Eingeborene vom Vater« – alles das haben die Arianer auf ihre Weise gedeutet und haben damit Christus und dem Christentume seine absolute Bedeutung genommen.

Wesensgleich dem Vater, – so verkündete die Kirche durch den Mund ihrer 318 Väter, und hier hätten schon alle Umdeutungen dieser ersten Grundfrage des christlichen Glaubens ihren Abschluß finden müssen. Hier ist es nur möglich anzunehmen oder abzulehnen, »ja« oder »nein« zu sagen. Der Wesensgleiche, das heißt der gleichen Wesens oder gleicher Natur mit dem Vater, dem Allherrscher ist, also Gott seinem Sein nach, nicht weil er erwählt oder an Sohnes Statt angenommen wurde, also nicht der Propheten oder Äonen einer, sondern das, was in ihm von Anbeginn an alle durch ihn Wiedergeborenen fühlten und was jedem von ihnen den absoluten Sinn klarlegen konnte und was auch jedem von uns den absoluten Sinn klarlegen kann.

Geringfügig mag das Wort scheinen – wesensgleich dem Vater – im Vergleich mit der Fülle des religiösen Lebens; die

Kirchenväter von Nizäa erwiesen sich aber treu im Kleinen, und darum sind sie über vieles gestellt worden.

Die Gottheit, die sich uns offenbart hat, zu Der wir gelangen und Deren wir teilhaftig werden können, Sie ist die wahre, vollkommene Gottheit, und wollen wir daher zur Vergöttlichung gelangen, so können wir Sie nicht annähernd und teilweise erlangen, sondern voll und ganz. Das ist es, was das Wort bedeutet: Wesensgleich dem Vater.

(Die Woche der Kirchenväter
von Nizäa.) 25. Mai 1897.

XVIII—XX. NEMESIS

(In Veranlassung des Spanisch-Amerikanischen Krieges)

Es werden die alten Abrechnungen der Weltgeschichte beglichen, und neue werden vorgewiesen. Über den weiten Wassern des Ozeans brechen unter den Schlägen eines äußeren Feindes die letzten Trümmer der politischen Macht eines Staates zusammen, der einst der mächtigste in Europa war.

»Alles Große dieser Erde
Geht dahin wie Rauch,
Heute fiel das Los auf Troja,
Morgen stirbt ein anderes auch.«

In dem vor unseren Augen sich vollziehenden, aber schon drei Jahrhunderte dauernden Niedergange der spanischen Größe ist eine sehr bestimmte Lehre enthalten für diejenigen, die zu sehen verstehen und sehen wollen. Wir haben hier eine Nation, die mit Recht am Ausgange des Mittelalters die führende Stellung im Westen Europas erhalten hatte. Mehr als sieben Jahrhunderte dauerte ihr ununterbrochener, heldenmütiger Kampf mit der drohenden Macht des Islams. Bevor dies erst in Gestalt begriffene europäische Christentum an das fortschreitende Wachstum seiner Lebensgrundlagen denken durfte, mußte es vorerst sein Dasein behaupten. Ich will mich hier nicht mit einer endgültigen Beurteilung des Muhammedanismus befassen. Wie jedoch das Beispiel der christlichen Bevölkerung an den östlichen und südlichen Ufern des Mittelländischen Meeres klar gezeigt

hat, ~ würde eine Unterwerfung unter den Islam für sie entweder ~ wenn sie ihrem Glauben abtrünnig würde ~ ein sofortiges vollständiges Aufgehen in eine fremde, primitivere Kultur bedeuten, oder ~ wenn sie ihren Glauben beibehielte ~ so würde sie in ihrer historischen Entwicklung stehen bleiben, sich passiv einer ihr völlig fremden Welt einverleiben und ihr dienstbar werden, ohne alle Hoffnung auf eine selbständige Entwicklung in der Zukunft.

Es wird gesagt, daß die Mauren gebildeter waren als die Kastilianer und Katalonier des Mittelalters. Mit einigen Einschränkungen mag das gelten. Was folgt aber daraus? Wenn es sich um das Lebendige handelt, so kann es nicht nach seinen einzelnen Teilen oder nach bestimmten Zeitepochen beurteilt werden. Nehmen wir an, daß die Muhammedaner im zehnten oder zwölften Jahrhundert eine höhere Kultur besaßen als die Christen damals in Spanien und an anderen Orten. Und wenn auch die Spanier muhammedanische Rajahs geworden wären, hätten sie dann Amerika entdeckt? Hätten sie einen Roman von Cervantes und ein Drama Calderons schreiben können, ~ von der spanischen Malkunst schon gar nicht zu reden? Das Leben der Völker und der Menschen kann nicht in Segmente zerschnitten werden wie irgendwelche Würmer zu wissenschaftlichen Zwecken. Gewiß, der allermittelmäßigste Bürger von Stratford war mit dreißig Jahren gescheiter und gebildeter als Shakespeare mit drei Jahren, und das allergewöhnlichste Pferd, aber in viel höherem Grade noch das arabische Pferd, ist gescheiter als ein Säugling. Folgt aber daraus, daß Mittelmäßigkeit höher stehe als das Genie und das Tier höher als der Mensch? Das soll nur ein erklärender Vergleich sein, und ich will den Muhammedanern in keiner Weise zu nahe treten. Ich erkenne gerne alles Gute an, das im Islam vorhanden ist, lasse auch seinen positiven Wert in der Vergangenheit und die wichtige Rolle, die er noch in der Zukunft auf einem gewissen Gebiete der menschlichen Entwicklung spielen wird, durchaus gelten. Die Unterordnung aber des aktiven Teiles der christlichen Welt wäre im Mittelalter ein unge-

heures und glücklicherweise unmögliches Unglück, geradezu die Verneinung des welthistorischen Sinnes gewesen. Unter Unmöglichkeit verstehe ich hier nicht eine abstrakt logische, – denn warum sollte, abstrakt gesprochen, mit ganz Europa nicht dasselbe geschehen dürfen, was mit Westasien, Nordafrika und dem südöstlichen Teile eben dieses Europas geschehen war, – sondern eine realhistorische, von der Lebenskraft der westlichen und nördlichen christlichen Völker abhängige Unmöglichkeit, die diese Lebenskraft, sie und ihre Zukunft davor schützte, von einer fremden Macht aufgesogen und unterjocht zu werden.

Es ist hierbei ganz klar, daß Europa sich vor allen Dingen durch Waffengewalt gegen die kriegerisch ausgerüsteten Muhammedaner behaupten mußte. Die historische Notwendigkeit gerade des bewaffneten Selbstschutzes wird natürlich hier jeder anerkennen müssen, der nicht allen gesunden Menschenverstandes bar ist. Doch schon die einfache Überlegung zwingt, glaube ich, noch ein übriges dazu anzuerkennen. Als die christlichen Völker nämlich die historische Notwendigkeit eines bewaffneten Widerstandes gegen den kriegerischen Islam auf sich nahmen, wichen sie dadurch keineswegs vom christlichen Geiste ab, und ihre Siege auf dem Schlachtfelde waren christliche Siege.

Wie das? Aber die Worte Christi: »Wer das Schwert aufnimmt . . .«? Aber die Worte, daß wir unsere Feinde lieben und dem Bösen uns nicht widersetzen sollen? – Diese Worte sind allen bekannt, aber es hat den Anschein, daß nicht alle des Lehrsatzes eingedenk sind, der für das Verständnis dieser und aller anderen Worte des Evangeliums notwendig ist, der jedoch von diesem Christus selbst gegeben worden ist und der da lautet: »Meine Worte sind Geist und Leben.« Und aus diesem Lehrsatz geht klar hervor, daß es noch nicht heißt, den wahren Sinn dieses oder jenes Textes richtig zum Ausdruck zu bringen, wenn wir ihn dem Buchstaben nach wiederholen. Wenn wir uns mit diesem Sinne durchdringen wollen, so wird auch folgende Wahrheit begreiflich, die eigentlich so klar sein mußte wie die Sonne.

Durch das Aussprechen dieser Wahrheit habe ich viele geärgert, ärgere sie noch und werde noch viele ärgern; doch habe ich noch von niemand irgendeine Widerlegung derselben hören können und werde wohl auch niemals eine solche zu hören bekommen. Man kann nämlich dem Menschen den Gebrauch der Waffen für den Krieg gestatten, sowie auch alles, was damit verknüpft ist, ohne im geringsten zum Verräter am Christusgeiste zu werden, sondern im Gegenteil, man kann dabei ganz von diesem Geiste erfüllt sein. Ebenso aber können wir auch mit Worten und durch die Tat die Berechtigung jeder kriegerischen Handlung oder überhaupt jeder Zwangsmaßregel verneinen und durch diese Verneinung unbewußt oder sogar bewußt den Christusgeist verraten und ihm fremd gegenüberstehen.

Die Menschen, die diesem Geiste treu sind, lassen sich in ihren Handlungen nicht durch irgendwelche äußerliche, wenn auch dem Buchstaben der Lehre des Evangeliums nach entsprechende Vorschrift bestimmen, sondern durch eine innere Erwägung, durch ihr Gewissen und ihre augenblicklich gegebene Lebensstellung. Daraus wird es ersichtlich, warum der hl. Alexius als Metropolit zur Orda* ging, um die Tataren gnädig zu stimmen, und warum er die russischen Fürsten dazu bestimmte, sich dem Khan als dem rechtmäßigen Herrscher zu unterwerfen, und warum dann nach einigen Jahrzehnten der hl. Sergius von Radom dem Demetrius von Moskau seinen Segen gab zu einem bewaffneten Aufstand gegen ebendieselbe Orda und sogar zwei seiner durch ihre Stärke ausgezeichneten Mönche mit ihm in den Kampf sandte. Bei all dieser Gegensätzlichkeit handelte sowohl der hl. Alexius als auch der hl. Sergius gleicherweise aus dem Christusgeiste heraus zum Besten der Menschen. Die Handlungsweise des hl. Sergius war im offenen Gegensatz mit dem Buchstaben einiger Bibeltexte und doch in augenscheinlicher Übereinstimmung mit dem Christusgeiste. Wer aber im Jahre 1380, Bezug nehmend auf diese Texte, Demetrius Donskoy geraten hätte die Waffen zu strecken und dadurch Rußland den Mamaewschen Horden überliefert hätte,

* Die goldene Horde.

der hätte sich nicht das Zeugnis eines Christen, sondern eines herzlosen Buchstabenmenschen ausgestellt.

Ein ehrlicher Kriegszug der europäischen Völker gegen den Muhammedanismus war im Mittelalter die erste Christenpflicht und ein großer, der Menschheit geleisteter Dienst. Nach kurzen und ungenügenden allgemeinen Attacken – den Kreuzzügen – hat sich das Christentum durch vier Schildträger gegen den Anprall feindlicher Mächte sicher zu stellen gewußt, – vier jugendliche Nationen nahmen die Hauptlast des gemeinsamen Verteidigungswerkes auf ihre Schultern. Auf dem linken nord-östlichen Flügel der Verteidigungslinie empfing Rußland den wilden Anprall mongolischer und tatarischer Horden und warf ihn zurück. Das von den Türken des Osmanenreiches, die zuerst Byzanz umgingen, es dann aber doch nahmen und die südslawischen Balkanstaaten zerstörten, durchbrochene Zentrum wurde auf den Karpathen von zwei kriegerischen Völkern – den Polen mit Südrußland und den Ungarn mit Kroatien – wieder geschlossen; auf dem rechten südwestlichen Flügel der christlichen Verteidigungslinie drängten aber die Spanier Schritt für Schritt im Laufe von mehr als sieben Jahrhunderten die Mauren zurück, bis sie sie endlich ganz nach Afrika zurückwerfen konnten.

Die Schwierigkeit des Kampfes und darum auch das Verdienst wurden hier noch dadurch erhöht, daß der Feind nicht nur äußerst kriegstüchtig war, sondern daß er auch über alle Verführungen einer verfeinerten Bildung verfügte. Die Energie, welche dieser sieben Jahrhunderte währende Kampf den nationalen Kräften der Spanier zuführte, sie leitete sie auch über die Grenzen ihrer Heimat hinaus, gab ihnen Macht und Ansehen in Italien, im Gebiete des unteren Rheins, in Deutschland und brachte sie dazu, auf der anderen Halbkugel unserer Erde eine neue Welt zu entdecken und zu erobern.

Die Spanier verrieten den Christus dadurch nicht, daß sie mit den Waffen in der Hand treu und heldenmütig Wache hielten an den Grenzen der christlichen Erde. »Wer im wenigen treu war, den will Ich über viel setzen«, spricht der Herr. In seinem

Erdenleben schätzte Er diejenigen nicht gering, die seinen Bedürfnissen als Mensch dienten, und jetzt wird Er die nicht zurückweisen, die Sorge tragen für die äußeren Daseinsbedingungen seines Gesamtleibes, der sichtbaren christlichen Menschheit. Das ist gerade jener kleine Dienst, für dessen treue Erfüllung Er einen großen Lohn versprochen hat. Spanien empfing diesen Lohn zu seiner Zeit. Nachdem es siebenhundert Jahre treu im Kleinen gewesen war, wurde es am Ende des Mittelalters über vieles gesetzt. Doch das Ende des Kampfes um das Christentum erwies sich für Spanien auch als das Ende seiner Treue.

Wohl verrieten die Spanier nicht den Christusgeist, als sie um christliches Land kämpften, doch mit dem endgültigen Siege und der eroberten Macht ergab sich auch die Möglichkeit eines wirklichen und sehr wohlstandig aussehenden Verrates. Daß der einfache und dennoch für viele nicht leicht erfassbare Kernpunkt dieses Verrates richtig verstanden werde, ist nicht allein für Spanien wichtig.

2

Wie könnte ich wohl jenen schmalen, aber einzig sicheren Steg am klarsten bezeichnen und bestimmen, den die Menschheit zwischen zwei Abgründen überschreiten muß, – den Steg, der zum wahren und machtvollen Guten führt zwischen dem Abgrunde des toten und ertötenden »Sich nicht widersetzen dem Bösen« auf der einen Seite und dem Abgrunde der furchtbaren und ebenso ertötenden Vergewaltigung auf der anderen? Wo führt die Linie hinüber, die Vergewaltigung als moralische Pflicht und als Selbstaufopferung für andere von Vergewaltigung, wie Beleidigung, Lüge und Missetat, scheidet? Sie ist ja da, diese Linie, und ehe wir sie logisch bestimmen, wollen wir das menschliche Gewissen fragen!

Kann jemand – unabhängig von allen religiösen Überzeugungen – mit gutem Gewissen den christlichen Helden verurteilen, der Krieger und Kriegsführer segnet und ihnen Mut zuspricht, wenn sie ausziehen, um die Heimat Erde von der Unterdrückung durch Andersgläubige und fremde Völker

schaften zu befreien? Rufen Sie so klar als möglich dieses historische Bild in Ihrer Vorstellung hervor, und merken Sie auf, ob sich dabei ein Gefühl moralischer Entrüstung gegen den hl. Sergius z. B. oder gegen Demetrius Donskoy einstellt. Mag einer ein direkter Nachkomme irgendeines jener Tataren sein, die auf dem Schlachtfelde von Kulikowo starben, mag er ein Quäker sein, der verpflichtet ist, jeden Krieg zu verneinen, – ein wirkliches, aufrichtiges Gefühl des Unwillens wird er dabei sicherlich nicht empfinden. Wenn aber jede Gewalttat in Wahrheit eine Missetat wäre, so würde jeder Mensch, der seine moralische Empfindlichkeit noch nicht verloren hat, unbedingt vom größten moralischen Unwillen gegen diejenigen erfüllt sein, die an einer so furchtbaren Massenvergewaltigung, wie die mamaewschen Schlächtereien es waren, die Schuld trugen. Welche Unzahl von Menschen sind hingemordet und zu Krüppeln gemacht worden! Aber wie wir uns auch entrüsten mögen, wir werden hier keinerlei Entrüstung gegen irgend jemand aufbringen und folglich auch keine Missetat weder auf russischer noch auf tatarischer Seite in diesem Konglomerat äußerster Vergewaltigungen finden können. Und dennoch fühlt jeder, daß das Töten eines Menschen, nicht nur eines unschuldigen – wie es ja alle diese getöteten Tataren und Russen waren –, sondern auch des allerschlimmsten Verbrechers etwas Furchtbares ist, das heißt, daß es Abscheu vor dem einflößt, der solches tut, selbst in dem Falle, wenn er dazu durch gesetzliche Macht befugt ist. Was ergibt sich aber daraus? Doch nur, daß der Mensch, der freiwillig und mit einem Gefühle des Stolzes viele unschuldige Menschen tötet, bei niemand moralische Entrüstung hervorruft, während der Mensch, der vielleicht ungern, durch die Not gezwungen, die Verpflichtung eingeht, irgendeinen schädlichen Bösewicht zu töten, daß dieser Mensch bei allen moralisch empfindenden Leuten nicht nur moralische Entrüstung, sondern geradezu moralischen Widerwillen, Entsetzen und Abscheu hervorruft.

Dieser sonderbare Gegensatz in unserer Beziehung zu den beiden »Mördern« ist jedoch eine unzweifelhafte Tatsache. Wir

wollen nur versuchen, uns die Szene auszumalen, wie wir einem Greise, gestützt auf Krücken, begegnen, wir wollen ehrerbietig zur Seite treten, um ihm Platz zu machen, doch plötzlich bemerken wir ein gelbes Band in seinem Knopfloch – es ist ein St. Georgsritter, also ein »Mörder« –, wir wenden uns mit Entsetzen ab und laufen vor ihm davon. Wir müssen doch zugeben, daß wir eine solche Szene nur im Traume erleben können. Und nun wollen wir uns ein anderes Bild vorstellen! »Wer ist dieser Herr dort mit dem selbstzufriedenen und selbstbewußten Aussehen? Sie drückten ihm, wie es scheint, besonders warm die Hand?« – »O, das ist ein sehr ehrenwerter und sympathischer Mensch, – unser Henker hier, ein wahrer Beschützer und Wohltäter der Stadt!« Wir müssen gestehen, daß auch eine solche Begegnung nur im Traume möglich wäre.

Es ist also nicht möglich, weder psychologisch noch moralisch gegen den einen der beiden »Mörder« Entsetzen und Abscheu zu empfinden, während gegen den anderen gar nichts anderes als Gefühle des Entsetzens und des Abscheus auftauchen können. Diese »Linie« also, die wir suchen, kann jetzt auf eine bestimmte konkrete Beziehung zurückgeführt werden. Es fragt sich, wodurch sich der tapfere Krieger vom Henker unterscheidet? Sowohl der eine wie der andere tötet; und sowohl der eine wie der andere tötet nicht aus persönlicher Willkür, sondern sie sind von der Gemeinschaft, in der sie leben, dazu ermächtigt, und sowohl der eine wie der andere hat im Auge, die Gemeinschaft vor ihren Feinden zu schützen. Woher also diese Gegensätzlichkeit der Beziehungen zu ihnen? Woher diese unwandelbare Stimme des Gewissens, die den Krieger rechtfertigt und den Henker verurteilt? Woher dieser Gegensatz der Wertung bei aller Gleichheit der Tatsachen? Da die Ursache nicht in der Tatsache selbst liegt, so kann diese entgegengesetzte Wertung augenscheinlich doch nur von einem verschiedenartigen und an einer gewissen Stelle gegensätzlichen Verhältnisse zur Tatsache selbst von seiten des einen und des anderen der beiden Handelnden abhängen.

Der Krieger und der Henker vollziehen, wenngleich sie dieselben Tatsachen hervorbringen, bis zur Gegensätzlichkeit verschiedene Handlungen.

Das Vernichten des menschlichen Lebens überhaupt – vom Töten dieser oder jener bestimmten Persönlichkeit schon gar nicht zu reden – liegt durchaus nicht in den Absichten des Kriegers, ist nicht das, was er wirklich tun soll, und wir verehren natürlich den kriegesischen Heldenmut nicht um des Tötens willen, sondern ungeachtet dessen, daß im Kriege getötet wird. Ja, wenn auch überhaupt niemand getötet wird, so bleiben das Heldentum und die Verehrung für den Krieg doch dieselben. So erntet z. B. der Seemann, der mit Gefahr seines Lebens einen Torpedo heraufholt, oder der Soldat, der eine feindliche Kanone vernagelt, auch wenn es dabei nicht einen einzigen Toten gibt, ebensolchen, wenn nicht gar größeren Ruhm wie der Anführer eines Infanterieregiments, das auf den Feind tapfer mit dem Bajonett losgeht, oder wie der Kapitän, der ein feindliches Schiff entert.

Der Zweck des Krieges ist – die Herstellung der Sicherheit. Wenn dieses Ziel ohne grobe Vergewaltigung, ohne Blutvergießen erreicht werden kann, – um so besser. Den Feind, der die Waffen streckt, den tötet man nicht. Beim Henker liegt dagegen seine Bestimmung gerade darin, daß er ganz bestimmten Menschen das Leben nimmt, er muß den Verbrecher auf jeden Fall hinrichten, sonst ist sein Werk nicht getan. Der Henker tötet den Entwaffneten, das heißt den ungefährlich Gewordenen. Hier ist das Ziel geradezu das Töten und nicht die Herstellung der Sicherheit.

Hier wird auch der tiefste moralische Untergrund dieser Gegensätzlichkeit klar. Der Krieger verneint nicht die Menschenrechte des Feindes, und wenn er sein Leben faktisch bedroht, so tut er es doch nur, indem er sein eigenes Leben derselben Gefahr aussetzt. Der Krieg setzt eine Kraftentfaltung beider Parteien voraus, sie sind hier gleichberechtigt, und die Menschenwürde ist hier in keinem von beiden verletzt.

Bei einer Hinrichtung ist im Gegenteil das Verhalten zu dem Menschen, zu eben diesem bestimmten Menschen, wie das zu

einem passiven Objekte, zu einer rechtlosen Sache, und dem anderen Menschen, dem Henker, wird ein Recht, das niemand haben kann, eingeräumt, das Recht, über eine fremde Persönlichkeit wie über einen leblosen Gegenstand zu verfügen. Somit handelt es sich also darum, daß das Verhältnis des Kriegers zum Feinde, trotz aller seiner tatsächlichen Anomalie und trotz allen Elends und aller Schrecken des Krieges dennoch auf dem Boden natürlicher, moralischer und menschlicher Beziehungen bleibt, während das Verhältnis des Henkers zum Opfer seinem Wesen nach unmoralisch, unmenschlich und widernatürlich ist.

Das ist die klare und unüberschreitbare Grenze zwischen der erlaubten und der unerlaubten Vergewaltigung, zwischen der ehrlichen Gewalttat des Kriegers und der unehrlichen Gewalttat des Henkers. Es gibt ein moralisches Prinzip, die Grundlage aller menschlichen Rechte und Beziehungen, ein Gesetz der Wahrheit: »Ehre in dir selbst und in jeder anderen Persönlichkeit die Menschenwürde und mache niemals aus einem menschlichen Wesen das passive Werkzeug irgendeines äußeren Zweckes.« Dieses Gesetz wird vom Krieger nicht verletzt, während in seiner bewußten Verletzung die ganze Aufgabe des Henkers liegt. Das ist die Grenzlinie und die wahre Ursache der verschiedenen Beziehungen zu einer und derselben – rein äußerlich genommen – Tatsache. Und diese Linie kann durch keinerlei Sophistereien verwischt werden.

Es können noch viele Erklärungen von verschiedenen Seiten in dieser Frage verlangt und gegeben werden, die Hauptsache ist aber das, worauf ich eben hingewiesen habe.

Nun ist es aber Zeit, zu unseren Spaniern und zu ihrer einstigen verhängnisvollen Umwandlung von Kriegern zu Henkern zurückzukehren.

3

In zwei scharf umrissenen Bildern ist das historische Schicksal Spaniens verkörpert: im kreuztragenden Ritter, der für seinen Glauben und sein Vaterland kämpft, und im Henker im Mönchsgewande, der Glauben und Vaterland ins Verderben stürzt durch

seinen ungeheuerlichen, teuflischen Verrat am Christusgeiste. – Ein unerklärliches moralisches Gefühl veranlaßt jeden, vor einem gewöhnlichen Henker Abscheu zu empfinden, der den Verbrecher des Anrechts auf sein physisches Leben beraubt. Um wieviel schrecklicher ist aber das religiöse Henkertum, das unschuldigen Menschen ihr vornehmstes Recht, das Recht auf ihr geistiges Leben nimmt?

Die Kraft des geistigen Lebens besteht beim Menschen doch nicht darin, daß er von anderen gelernte, regelrechte religiöse Formeln immer wieder hersage; denn dazu ist es nicht nötig, Mensch zu sein, dazu genügt auch ein Starmatz oder ein Papagei, – sondern darin besteht die Kraft des geistigen Lebens, daß der Mensch selbst durch die innere freie Beweglichkeit seines Fühlens, Denkens und Wollens seine Beziehung zum wahrhaft Guten bestimme, das heißt selbständig seinem Glauben lebe. Und wenn alle das noch nicht erreicht haben, so können und sollen doch alle dazu erzogen werden. Das ist nicht nur das Interesse der Menschheit, sondern auch das eigentliche Ziel der Gottheit.

Entsprechend der christlichen Lehre ist der Mensch nicht nur für sich, sondern auch auf für die Gottheit nur wichtig als eine freie, schaffende Persönlichkeit, als einer, der die Möglichkeit in sich trägt, ein »Gottesfreund« werden zu können, – denn über passive Seelen oder vernunftlose Werkzeuge verfügt die Gottheit auch ohne den Menschen genugsam.

Und gerade weil die Menschheit ihrer weitaus größten Mehrzahl nach noch kein wirkliches geistiges Leben lebt, sondern erst zu einem solchen erzogen wird, darum ist es gerade richtiger als alles andere, die Keimanlagen, die Schößlinge und zarten Sprossen des erstehenden Lebens zu hüten. Ein fertiges, reifes geistiges Leben fürchtet äußere Vergewaltigung nicht. Sie ist nur verderblich für jene »Geringen«, zu deren Schutze das Wort gesagt wird: »Es wäre besser für den Menschen, der jener Geringen einen verführt, daß er nicht geboren wäre.« Der gewöhnliche Henker ist schlimmer als der gewöhnliche Mörder, der geistige Henker ist aber unendlich viel schlimmer als der ge-

wöhnliche Henker. Die Steigerung liegt hier klar auf der Hand. Der Mörder, der dem Menschen das Anrecht auf sein physisches Leben nimmt, macht diese ungesetzmäßige Handlung, diese Missetat nicht zum Prinzip, nicht zum Gesetz. Der Henker vollführt seinen physischen Mord als eine gesetzmäßige, prinzipielle Handlung. Der religiöse Henker aber macht seinen geistigen Totschlag, seinen Angriff auf das Prinzip des inneren Lebens selbst, ebenfalls zu einer gesetzmäßigen Handlung, und da der Mensch selbst für uns Geist und nicht eine Leiblichkeit ist, so ist der religiöse Henker, der geistige Mörder, der den Menschen selbst tötet, in erster Linie ein Menschenmörder, – die direkte Verkörperung dessen, der in der Hl. Schrift so genannt wird.

Wie konnte es nun geschehen, daß ein Volk von Heiligen und Rittern Träger dieses teuflischen Prinzips religiöser Vergewaltigung werden konnte, das wohl auch andere christliche Länder befleckte, aber nirgends so tief und fest in der Volksseele Wurzel schlug wie gerade in Spanien?

Nicht als Ursache natürlich, wohl aber als eine der fördernden Bedingungen ist die Besonderheit der Rasse oder wenigstens der vorwiegende Einfluß eines der Elemente, die diese Rasse ausmachen, zu bezeichnen. Der Unterschied zwischen der äußeren Umgebung, dem christlichen Gebiete, das mit Waffengewalt gegen feindliche Übermacht verteidigt werden sollte und mußte, und dem Christentume selbst, das heißt dem Gottesreich im Innern des Menschen, das eine solche Verteidigung nicht verlangt und nicht zuläßt, – dieser Unterschied erwies sich als zu fein für Menschen, deren Vorfahren ihrer Ehrfurcht vor der Gottheit dadurch Ausdruck verliehen, daß sie die eigenen Kinder* zur Opferspeise brieten, und deren jüngste Nachkommen noch als nationales Vergnügen die widerwärtige Tierquälerei der Stiergefechte besitzen.

* Ich meine den teuflischen Molochkult bei den Phöniziern oder Puniern, die das alte Spanien intensiver kolonisierten als die übrigen europäischen Länder. Das ganze Ufer der Iberischen Halbinsel war, wie die geographischen Benennungen beweisen, sowohl diesseits als jenseits der Säulen des Herkules von der phönizischen Kultur ergriffen.

In der Volksseele hat das Christentum nicht alle Elemente des Molochkultus überwinden können, und die Vorzeichen des kommenden Torquemada traten schon sehr früh, lange vor der Eroberung durch die Araber, zutage.

Am Ausgange des vierten Jahrhunderts erstreben die spanischen Bischöfe die Todesstrafe für die Ketzer, was in Gallien eine prinzipielle Verurteilung durch den hl. Martin von Tours – und in Italien durch den hl. Ambrosius von Mailand erfährt.

Der Spanier Theodosius macht im Osten das Kriminalverfahren gegen die Manichäer zum Gesetze, wobei zum erstenmal der juristische Ausdruck »inquisitio« bei einem Falle religiöser Verfolgung angewendet wird.

Man kann sich vorstellen, wozu Spanien selbst von dieser besonderen Neigung zu religiöser Vergewaltigung geführt worden wäre, wenn es nicht durch die Einfälle der Araber und die Notwendigkeit eines offenen und ehrlichen Kampfes mit ihnen sieben Jahrhunderte hindurch im Zaum gehalten worden wäre.

Der Spanier war schon bereit dazu, ein Henker im schlimmsten Sinne dieses Wortes zu werden, als die Vorsehung des weltgeschichtlichen Geschehens ihn auf eine lange Zeitenfolge zu einem heldenmütigen Krieger machte. Und damit wird durch eine Tatsache die Meinung jener Widersacher des Krieges zu nichte gemacht, die den Krieg für ein absolutes Übel und eine reine Sinnlosigkeit halten. Der sieben Jahrhunderte dauernde Kampf gegen die Mauren hatte, abgesehen davon, daß er tatsächlich notwendig war, für Spanien die Bedeutung eines großen Segens, denn er rettete die im Kindheitsalter stehende Nation vor einem frühen geistigen Untergange, ließ ihr Zeit und bot ihr die Bedingungen, um sich auszugestalten und reif zu werden für die freie Entschließung ihres moralischen und historischen Schicksals, und – wie auch diese Entschließung ausgefallen sein mag – er ermöglichte es den besten Kräften des Volksgeistes sich zu entwickeln, damit sie der Welt alles das an Positivem geben konnten, wozu sie fähig waren.

Ja, und bedeutet denn der Krieg seinem Wesen nach durchaus Feindschaft?

Der böse Drache im Menschen ist mit allen im Kampfe, auch in Zeiten des Friedens, und dem wahren Menschen eröffnet auch der Krieg, wenn er durch die Notwendigkeit geboten ist, ein Gebiet, von dem aus er wahrhaft sittliche Beziehungen nicht nur zu den Seinen, sondern auch zum Feinde anknüpfen kann, und gibt ihm den Impuls, sein Leben nicht nur für seine Freunde hinzugeben, sondern auch seine Feinde zu lieben. Diese Lehre ist ja nicht nur an einzelne Personen, sondern auch an ganze Völker gerichtet; für das Volk ist aber der Feind – ein anderes Volk, gegen das es kämpft. Und gerade diesen Feind soll man lieben. Der Krieg ist also, abgesehen von allem übrigen, für die Völker eine reale Schule der Liebe zu ihren Feinden. Das ist ja nicht nur logisch klar, sondern auch als reale Tatsache unzweifelhaft.

Im offenen Kampfe lernen die Gegner, wenn sie nicht Tiere sind, den gegenseitigen Wert, das beiderseitige Recht schätzen und empfinden Achtung voreinander. Dieses Gefühl ist aber schon nicht mehr weit von der Liebe entfernt. Und das wußten die wahr empfindenden Menschen aller Zeiten, jeder Rasse und jeden Glaubens. Das wußte der Muselman Saladin ebensogut wie der christliche Ritter. Es wird niemand behaupten, daß Peter der Große sich durch Feinheit oder Zartheit des Empfindens in religiöser oder sittlicher Beziehung besonders ausgezeichnet hätte. Das eine aber verstand und fühlte er, und dieser eine Zug an ihm ist durch unseren großen nationalen Dichter erkannt und auf immer festgehalten worden:

»Im Zelt, beim Mahl bewirtet er die Kampfhelden,
Die eignen Feldherrn und die Feldherrn andrer Völker
Und dankend grüßt er seine ‚Lehrer‘,
Erhebend den Pokal . . .«

Nicht nur in der Kriegskunst erwiesen sich die äußeren Feinde als unsere Lehrer, sondern sie lehrten uns auch die Pflege menschlicher Beziehungen zu anderen, fremden Völkern*.

* Das ist nicht in dem Sinne gemeint, als hätten die Schweden den Russen hier irgendwelche besonderen Beweise edler Exempel einer besonderen Menschenliebe gegeben, – was, soviel ich weiß, nicht der Fall gewesen ist, sondern

Solche Lehrer, nicht nur in der »Schule des Ruhmes«, sondern auch in der »Schule der Menschlichkeit« waren den Spaniern in den Arabern gegeben. Die geschichtliche Schulung dieses spanischen Volkes, das die Grenzwehr für die christlichen Länder bildete, war eine vorzügliche. Doch für die Völker sowohl als auch für die einzelnen Menschen bedeutet die Erziehung wohl unendlich viel, aber sie entscheidet ihre Lebensschicksale nicht. Gewiß, alle positiven Seiten des nationalen Geistes entwickelten sich, wurden stärker und stärker und brachten in der Folge reiche Früchte dank dieser lang andauernden mittelalterlichen »Schule der Liebe«. Aber nachher, ungeachtet dieser Schule, da siegte doch der uralte Moloch.

Es ist ja wahrscheinlich, daß die Spanier bei den unaufhörlichen kriegerischen Zusammenstößen recht oft Gelegenheit hatten, ihre christliche Gesinnung dem Feinde zu beweisen. Nun war aber endlich der Krieg zu Ende geführt und die letzte Feste der mohammedanischen Herrschaft gefallen. Was konnte das christliche Volk jetzt noch anderes tun als das Schwert in die Scheide stoßen und die Hand zum endgültigen Friedens- und Freundschaftsbund dem nunmehr entwaffneten und ungefährlich gewordenen einstigen Gegner bieten?

Nichts hinderte die Spanier, sich zu den unterworfenen Mauren so zu verhalten, wie z. B. unsere weit weniger kultivierten Vorfahren sich zu den besiegten Tataren des kasanschen und astrachanschen Khanats verhalten haben, die sie ruhig in ihrem Lande als gleichberechtigte Mitbürger leben ließen. Ebenso hatte ja das heidnische Rom gehandelt, das, wie sein Dichter uns sagt, es für seine Pflicht hielt, »die Unterworfenen zu schonen« – *parcere subiectis*. Aber das Volk, das sich schon seit zwölf Jahrhunderten zum Christentume bekannte, es wußte von keiner Schonung. Nachdem es in ehrlichem Kampfe die Macht des Feindes gebrochen hatte, wollte es ihm keinen ehrlichen Frieden gewähren. Zu mehreren Malen wurden viele Hunderttausende von Mauren hier ist gemeint, daß vor dem entscheidenden Zusammenstoße im Nordischen Kriege die Schweden mehr von ihrer negativen Seite, als »Deutsche« und nicht als Menschen bei uns bekannt waren, und daß wir sie erst in ihrem Kampfe um ihr Dasein als ebensolche Menschen, wie wir selbst, kennen lernten.

und mit ihnen auch Juden auf unmenschlich grausame Weise aus einem Lande vertrieben, das durch lange Jahrhunderte hindurch ihnen zur Heimat geworden war.

Mittlerweile eröffnete die Entdeckung Amerikas der siegreichen Nation in demselben Jahre, als sie mit dem Falle Granadas ihre mittelalterliche Kriegsschulung glänzend abgeschlossen hatte, neue, weite Gebiete für ihre Lebensbetätigung. Doch in diesen weiten äußeren Daseinsrahmen trugen die Spanier die traurige Begrenztheit ihres inneren Lebensprinzips hinein, nämlich das Prinzip religiöser Vergewaltigung.

Die historische Zeitepoche des Falles von Granada und der Entdeckung Amerikas war zugleich auch der Zeitpunkt der Gründung der spanischen Inquisition*. Nun beginnt ganz ausgesprochen die geistliche Henkerarbeit, die Wiederherstellung des alten Molochkultus unter der Fahne und den Abzeichen des Christentumes. Auf der Grundlage eines angeborenen Elements von Grausamkeit und Blutgier vollzog sich durch drei innere Entwicklungsmomente der Übergang von der Denkungsart und den Handlungen eines heldenhaften Ritters zur Denk- und Handlungsweise eines religiösen Verfolgers und Henkers. Erstens entwickelte sich und faßte Wurzel das Gefühl des Hasses gegen die Ungläubigen, zweitens wuchs und wuchs ein maßloser Nationalstolz; und drittens wurde die Idee der Glaubenseinheit als ein Stützpunkt der nationalen Einheit und Macht aufgegriffen und höher als alles andere gestellt.

Ein dreifacher Verrat am Christentume! Ein Volk, das den Christusglauben bekennt und dennoch im Hasse gegen die »Ungläubigen« lebt, beweist gerade dadurch, daß es in erster Linie selber »ungläubig« ist. Denn ungläubig oder Verräter kann man doch nur an seinem eigenen und nicht am fremden Glauben sein.

* Diese staatliche spanische Inquisition, die während der Regierung Ferdinands und Isabellas begründet wurde, darf nicht verwechselt werden mit der kirchlichen Inquisition Roms, die viel früher – im dreizehnten Jahrhundert – auch auf Veranlassung eines Spaniers, des hl. Dominikus, eingerichtet wurde, die aber im allgemeinen nicht den blutigen Charakter trug, durch den sich die spanische so traurige Berühmtheit erworben hat. Die römische Inquisition, als ein rein geistliches Tribunal, ist auch heute noch vorhanden.

Von den ungläubigen Muhammedanern und Juden war es doch augenscheinlich nicht zu verlangen, daß sie dem Christus Treue hielten, zu dem sie sich gar nicht bekannten, und von denen, die durch Betrug, durch Drohungen und Versprechungen zur Taufe gezwungen worden waren, eine wirkliche Glaubenstreue zu verlangen war gottlos und menschenunwürdig. Die »Christen«, die eine solche Forderung stellten, waren offenbar Verräter des Glaubens, zu dem sie sich bekannten und der unvereinbar ist mit solchen wissentlich begangenen Taten der Lüge und der Bosheit*.

Doch dieser unversöhnliche Haß gegen den Nächsten, der schon an sich ein Verrat am Christentume war, stand naturgemäß noch mit einem anderen Verrate in Verbindung. Fälschlicherweise schrieben sich die Spanier das Monopol der Treue für jenen Glauben zu, den sie in Wirklichkeit verrieten, und befestigten in sich einen nationalen Stolz, der in der Tat ihre charakteristische Eigentümlichkeit wurde. Sie waren stolz darauf, daß sie dem Christentume im Mittelalter so treu gedient hatten, während der von ihnen geleistete Dienst wohl notwendig, aber immerhin nur ein äußerlicher und in diesem Sinne ein geringer Dienst gewesen war. Und als dieser Dienst mit der Vertreibung der Mauren aus Europa beendet war, da sollten die Spanier eigentlich im Dienste der Menschheit eines neuen und großen Amtes, erfüllt vom Christusgeiste und dem Geiste der Wahrheit, zu walten beginnen; anstatt dessen aber erzeugten die Geister des Hasses und des Stolzes die berühmten »Taten des Glaubens« (Autodafé) – und natürlich nicht solche des Christus, sondern des Molochglaubens.

In ihrem Stolze und in ihrer Feindschaft gegen andere mußten die Spanier schließlich unwillkürlich als das Höchste, dem sie ihre Dienste weihten, nicht das Christentum und das Reich Gottes,

* Wie groß diese antichristliche Bosheit der Spanier gegen die Mauren war, erhellt daraus, wie der beste und genialste Spanier – Cervantes – über die Mauren spricht, indem er sie als ein »von Natur betrügerisches und lügnerisches Geschlecht« bezeichnet und als »unsere Feinde für alle Ewigkeit«. (Don Quijote, I. Teil, 9. Kap.) Und das noch hundert Jahre nach der Besiegung und Vertreibung der Mauren aus Spanien!

sondern sich selbst ansehen, ihre staatliche Einheit und Macht, für deren Hauptstütze die Glaubenseinheit gehalten wurde. Es vollzog sich die unheilvolle Umwandlung, daß das Mittel zum Zwecke und der Zweck zum Mittel wurde. Das reale Werkzeug dieses idealen Mittels wurde aber die königliche Inquisition, die durch den Leib jede andere Denkungsart aus der Seele ausmerzen wollte. Auf Hunderttausende – im ganzen nicht weniger als zwei Millionen geschlagener und vertriebener Muhammedaner und Juden – folgten Zehntausende – im ganzen nicht weniger als eine Viertelmillion – durch die königliche Inquisition zu Tode gefolterter Mauren und »heuchlerisch getaufter« Juden und Protestanten. Die religiös-politische »Verräterei« aus dem spanischen Staate auszurotten und alle Köpfe unter einen Hut zu bringen, das war das höchste Ziel der Spanier. Alles wurde der äußerlichen Einheit des orthodoxen Staates zum Opfer gebracht. Aber hier war es auch, wo die Nemesis lauerte. Es erwies sich, daß die äußere Einheit, getrennt von der inneren Grundlage geistiger Freiheit, zu ihrem Gegenteile, zum Zerfall und zur Zersplitterung führt. Die Spanier des Mittelalters, die im Dienste der Allgemeinheit sich selbst vergessen hatten, schufen dadurch nicht nur ihre nationale Einheit, sondern sie häuften auch eine solche Überfülle von Volkskräften an, daß sie den größten Teil des historischen Schauplatzes der Erde erobern konnten. Als sie aber, stolz auf diese Erfolge, sich das Ziel setzten, die gewaltige Einheit ihres Staatenwesens mit Feuer und Schwert zu befestigen, als sie sich von jener inneren Kraft der Liebe und Wahrheit lossagten, die allein imstande ist, viele und verschiedenartige Völkerschaften zu einem lebensvollen Ganzen zusammenzuschließen, da war ihnen gar nichts übriggeblieben, womit sie diese Völker halten konnten. Das geistig und physisch verödete Staatswesen ging unweigerlich seiner Auflösung entgegen, und vor unseren Augen entfallen diesem toten Körper die letzten Stützen, die ihn bis dahin aufrecht hielten.

Nationen gehen nicht unter. Die spanische Volksseele kann wiedergeboren werden. Jedoch als politische Macht muß Spanien zugrunde gehen, um die Missetat zu büßen, daß es drei Jahr-

hunderte hindurch hartnäckig die Lebensquellen des Christentums vergiftete. Politische Macht kann sich nur als Werkzeug jener geistigen Kraft fest behaupten, von der Spanien sich in der höchsten Blüte seines geschichtlichen Daseins losgesagt hatte.

5.-19. Juli 1898.

XXI. RUSSLAND IN HUNDERT JAHREN

Ein Wagen zweiter Klasse des Personenzuges der Nikolaibahn ist einer jener Plätze, wo der sogenannte »Nächste« aufhört im übertragenen Sinne zu existieren und wo er eine unerträgliche Realität wird. Und es gehört eine große Menge angeborenen oder erworbenen Altruismus dazu, um diesen lieben Nächsten nicht recht weit wegzuwünschen. Ich bemühe mich in solchen Fällen, meine menschenfreundliche Stimmung durch eine gewisse Ökonomie meiner seelischen Kräfte zu erhalten, indem ich die nachteilige Gereiztheit durch nutzbringende Aufmerksamkeit zu ersetzen suche. Unter anderem höre ich einem Gespräche zu: »Es ist wissenschaftlich erwiesen«, – verkündet eine angenehme Baritonstimme, »daß Rußland in hundert Jahren vierhundert Millionen Einwohner haben werde, während Deutschland nur fünfundneunzig Millionen, Österreich achtzig Millionen, England siebenzig Millionen und Frankreich fünfzig Millionen haben wird. Darum also . . .« Der so redet, ist ein hochgewachsener Mann mit graumeliertem Haar, und im übrigen hat sein Aussehen so etwas »Technisches«. Sowohl er als seine Zuhörer gehören offenbar dem weitaus glücklichsten Teile der Bevölkerung an. Ich verstehe darunter jene soziale Mehrheit, die in Prosa als »sehr geehrtes Publikum«, in der Dichtersprache aber als »die Menge« oder gar als »unaufgeklärte Masse« bezeichnet wird. Doch ungeachtet dieses dichterischen Schmähwortes ist das doch der glücklichste Teil der Bevölkerung. Einige Leute behaupten allerdings, daß das sogenannte »Volk« oder der »Bauer« am glücklichsten sei. Und es ist richtig, daß der Bauer über einige wichtige Bedingungen wahren Glückes verfügt. Doch zwei Eigentümlichkeiten des Bauernstandes verder-

ben die ganze Sache und sind den allerschönsten Möglichkeiten ein Hindernis, sich in eine, wenn auch nur mittelmäßige Wirklichkeit zu verwandeln. Erstens ist der Bauer nämlich den Unglücksfällen durch die Elemente ausgesetzt, vor denen die übrigen Bevölkerungsschichten – mit Ausnahme etwa der Hafenbeamten – geschützt sind. Und zweitens nimmt er sich – dumm, wie er seinem eigenen Bekenntnisse zufolge ist*, – sein Mißgeschick allzusehr zu Herzen, anstatt sich vom altruistischen Hinweise des berühmten tolstoischen** Diakons belehren zu lassen und seine Befriedigung im Wohlsein anderer zu finden. Wenn auf diese Weise der Bauersmann nicht glücklich sein kann, weil er ein hilfloses Opfer der Elemente und seiner eigenen Dummheit ist, so ist das Glück der Menschen, die grüblerischem Denken hingegeben sind, an seiner Wurzel schon untergraben durch die Unmöglichkeit, zur Ruhe zu kommen, weil sich unabweisbar ihnen zwei Fragen entgegenstellen: »Verhält es sich auch wirklich so?« und »Was dann weiter?«

Das ungetrübte Glück, das nur durch persönliche und Familienunglücksfälle – Eisenbahnunfälle nicht mitgerechnet – getrübt werden kann, bleibt also jenem »sehr verehrten Publikum« vorbehalten, dem sich das Mißgeschick durch die Gewalten der Elemente nur im schlechten Wetter offenbart und dessen denkerische Anforderungen befriedigt werden von scheinbaren Wahrheiten, die von irgendeiner scheinbaren Wissenschaft scheinbar bewiesen werden. Das »Publikum« denkt nicht selbst, wie es sich auch nicht selbst die Schuhe näht und das Brot bäckt. Sowohl in denkerischer als auch in materieller Beziehung lebt es von dem, was ihm fertig zugetragen wird, und die fertigen Gedanken erhöhen nur sein Wohlbefinden, weil sie die beiden beunruhigen«

* Ein Volkssprichwort sagt: »Der Bauer ist dumm und sein Weib eine Närrin«. ** Gemeint ist Alexius Tolstoi, der Neffe des Grafen Leo Tolstoi, und folgendes von ihm verfaßtes Gedicht:

»Vor den Toren des Gerichtes
Sammelt sich das Volk in Scharen,
Unschuldsvoll bekennt es, daß im
Bauch es spüre große Leere.

„Dummes Volk!“ sagt der Diakon,
„Jeder muß ja satt und fett sein!
Denn erst gestern in der Duma
Zwangen einen ganzen Stör wir!“

den Fragen: »Verhält es sich auch wirklich so?« und »Was dann weiter?« nicht in ihm anregen.

Dem Menschen aber, der sich sein geistiges Brot nicht fertig beim nächsten Bäcker holt, sondern der es sich im Schweiß seines Angesichts selbst erarbeitet, welche Qualen bereitet ihm zum Beispiel auch nur das Gefühl des Patriotismus! Wenn es irgend jemand unglaublich scheinen sollte, daß der Patriotismus wirkliche Qualen verursachen kann, so will ich mich bescheidener ausdrücken und »quälende Aufregung« sagen.

»In welchem Zustande befindet sich mein Vaterland? – Machen sich nicht Anzeichen geistiger und physischer Erkrankung bemerkbar? – Sind die alten historischen Sünden schon alle bezahlt? – Wie erfüllt ein christliches Volk seine Pflicht? – Steht der große Sühnetag nicht noch bevor?« – Alle diese Fragen sind nur die Varianten der zwei schicksalsschweren Fragen, die den naiven und selbstzufriedenen Optimismus des »sehr verehrten Publikums« an seiner Wurzel angreifen.

Das »sehr verehrte Publikum« weiß von diesen Fragen nichts, und sein Patriotismus gibt nur Veranlassung zur Freude und zum Frohlocken. Er ist durch die berühmte poetische Formel: »Erschalle, Siegesdonner!« vollauf erschöpft.

Gewiß, auch der denkende Patriot wünscht ebenso sehr wie das »Publikum«, daß der »Siegesdonner erschallen möge«, wenn er aber dem Alter schon entwachsen ist, wo eine Handvoll geschickt und rechtzeitig hingeworfener Knallbonbons unaussprechliches Entzücken bereiten können, da weiß der denkende Patriot, daß es zweierlei Art von »Siegesdonner« gibt, nämlich den wirklichen, den innerlich genügend begründeten, und den falschen, der richtig bezeichnet wird als »Donner, der nicht aus den Wolken kommt . . .«

Als Beispiel der letzteren Art kann die sogar für Freund und Feind bedrohliche Erklärung gelten, daß Rußland in hundert Jahren vierhundert Millionen Einwohner zählen werde. Hinter diesem Donner befindet sich offenbar keine andere Wolke, als eine Wolke grober Unwissenheit. Die Menschen, die eine solche

Sinnlosigkeit gläubig als eine wissenschaftliche Schlußfolgerung wiederholen, kommen nicht einmal auf den Gedanken, daß ja das Anwachsen der Bevölkerung in einer gewissen Progression ebenso wie jede Erscheinung durch eine Reihe anderer Erscheinungen bedingt ist und daß die Veränderung dieser letzteren, als der Ursache, auch die Veränderung der Wirkung zur Folge hat. Jedoch die Leute aus dem Publikum, die selbstbewußt sagen: »Die Wissenschaft hat es bewiesen«, die stellen sich überhaupt das Wachsen der Bevölkerung nicht als eine bedingte Tatsache, die von verschiedenen Faktoren abhängt, vor, sondern sie sehen darin irgendein unabänderliches Fatum, das unserem Vaterlande gnädig und den anderen Ländern ungnädig gesonnen ist.

Mittlerweile macht ja die einfachste Überlegung klar, daß das bisherige Anwachsen der Bevölkerung sowohl in Rußland wie in jedem anderen Lande für die Zukunft dieses Landes gar nichts besagen will, ebensowenig wie die Tatsache, daß irgend jemand, der gestern noch gesund war, es verhindern kann, daß er morgen schwer krank werde. Ja, warum soll auch von der Zukunft die Rede sein, wenn die Sachlage heute schon eine andere ist? Die vor kurzem veröffentlichten, durchaus verlässlichen statistischen Daten ergeben, daß die ganz bedeutende Progression, in der unsere Bevölkerungsziffer bis zu den achtziger Jahren wuchs, seither stark zurückgegangen ist und in einigen Teilen des Reiches auf Null sich reduziert hat; und besonders in den Gouvernements des mittleren schwarzen Erdstriches hat der Zuwachs der Bevölkerung seit dem Jahre 1885 bekanntlich ganz aufgehört, und jene bedeutende – wenn auch geringere, als anfangs angenommen wurde – Zunahme um zwölf Millionen innerhalb zehn Jahren, die durch die Zählung vom Jahre 1897 festgestellt wurde, sie verteilt sich vorzugsweise auf verschiedene nichtrussische oder halbbrussische Gebiete. Um von dieser traurigen Tatsache auf irgendeine Weise loszukommen, ist der vergebliche Versuch gemacht worden, sie durch Umsiedelung der Bevölkerung vom Zentrum des Reiches in Grenzgebiete zu erklären. Auf diese Erklärung muß aber verzichtet werden. Denn erstens ist die Zahl der Auswanderer aus

den inneren Gouvernements innerhalb von zehn Jahren – wenn sie auch an und für sich bedeutend genug ist – durchaus geringfügig im Vergleich mit der Zahl, die den natürlichen Zuwachs derselben Bevölkerung in der gleichen Zeit und in den gleichen Gebieten angeben müßte, wenn dieser Zuwachs sich in der früheren Progression vollzogen hätte. Und zweitens war die Auswanderung, abgesehen von den inneren Gouvernements, z. B. besonders lebhaft im Königreich Polen, ohne dadurch auch nur im geringsten den starken Zuwachs der Bevölkerung in diesen Gebieten selbst zu beeinflussen. Und endlich, wenn der Zuwachs der Landbevölkerung im Innern Rußlands infolge der Übersiedelung in andere Gebiete aufgehört hätte, wie könnte dann das Aufhören der Bevölkerungszunahme in Moskau erklärt werden, wo doch niemand auswandert, ja, wo im Gegenteile das Arbeitervolk in großer Anzahl hinströmt? Dennoch aber bleibt die Bevölkerungsziffer Moskaus im letzten Jahrzehnt die gleiche, das heißt etwas weniger als eine Million und geht absolut über diese Zahl nicht hinaus, während die Bevölkerung in den sechziger und siebziger Jahren sich verdoppelt und in den achtziger Jahren ebenfalls, wenn auch nicht mit solcher Schnelligkeit zugenommen hatte. Es gibt also, außer der rein mechanischen Umsiedelung der Menschenmassen noch irgendeine organische Ursache, die unser Wachstum aufhält.

Wir müssen uns daher, ob wir es wollen oder nicht, einem Patriotismus zuwenden, der denkt und fürchtet. Der gedankenlose, sorglos-glückliche Optimismus der frohlockenden Patrioten verliert, abgesehen von einer denkerischen und moralischen Arm-seligkeit, vor unseren Augen allen wirklichen Boden unter seinen Füßen. Auf die Frage, was mit Rußland in hundert Jahren geschehen werde, können wir nicht einmal mit solcher Bestimmtheit antworten, wie sie in der Voraussage der vierhundert Millionen Einwohner zum Ausdruck kommt.

Ist uns nun aber wirklich nichts bewußt über die Zukunft Rußlands? Wir wissen natürlich, daß mit Rußland das, was Gott will, geschehen wird. Ist das aber nicht Heuchelei, wenn wir uns mit

einem Hinweise auf den für uns gar nicht erkennbaren göttlichen Willen begnügen, – mit einem Hinweise, aus dem gar nichts folgt und der uns zu gar nichts verpflichtet? Ist es nicht so, daß wir ja gar nicht einmal wissen, was Gott von uns, von Rußland begehrt? und wenn wir das noch nicht wissen, so ist es unsere Schuld, und von uns hängt es ab, diese Schuld wieder gutzumachen und klar zu erkennen, was Gott von uns will. Es regiert uns ja nicht Laune und Willkür, es ist uns doch Vernunft und Gewissen gegeben, um den höheren Willen zu erkennen, und das ist auch die wirkliche und einzige Aufgabe eines denkenden Patriotismus.

26. Juli 1898.

XXII. DER GEISTIGE ZUSTAND DES RUSSISCHEN VOLKES

Ist es wahr, daß das russische Volk gleichgültig gegen religiöse Fragen geworden ist und daß es sich »seit den letzten zwanzig Jahren« in einem Zustande geistigen Niederganges befindet?

Wir wollen an dieser Stelle nicht vergessen, daß dieselbe Volkszählung des Jahres 1897, die das Aufhören der Bevölkerungszunahme des russischen Stammvolkes feststellen konnte, auch zugleich Gelegenheit bot, daß eine geistige Anomalie des russischen Volkslebens mit besonderer Schärfe in Erscheinung trat – eine Anomalie, die als Aberglaube, als finstere Unwissenheit, als Rohheit der Sitten, kurzum als alles mögliche andere, aber niemals als religiöser Indifferentismus bezeichnet werden kann. Ich spreche von den bekannten, aber bis heute noch lange nicht genügend gewürdigten Vorgängen auf den Meiereien von Ternowsk. In einem Winkel russischen Neulandes, der kürzlich erst mit großrussischen Auswanderern besiedelt worden war, kam die Nachricht von der allgemeinen Volkszählung, die sich an einem Tage vollziehen sollte. Hier gab es noch kein »sehr verehrtes Publikum«, dem es interessant gewesen wäre, zu erfahren, wie nahe die russische Bevölkerung schon an die berühmten vierhundert Millionen herangekommen sei, hier war nur Interesse für ein anderes »Kommen« vorhanden. Das ganze Volk auf einen Tag zählen wollen! das war nicht nur die Vorherverkündi-

gung des Antichristes, das warschon der Beginn seiner »Tätigkeit« selbst, – der Beginn schweren Leides und äußerster Prüfungen.

Zugleich mit der Nachricht von der Volkszählung tauchten unzweifelhafte Gerüchte auf von neuen Maßnahmen gegen die »althergebrachte Frömmigkeit«. Überall erschienen eifrige »griechisch-russische« Missionare, die unsere Raskolniki infolge ihrer Unbildung in keiner Weise von ihren »Verfolgern und Unterdrückern« unterscheiden konnten. Es war ihnen klar, daß die Gläubigen durch »Drohungen und schmeichlerische Reden« zum Abfall von der wahren Frömmigkeit gebracht und dann sofort in die Heerscharen des Antichristes eingereiht würden. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach! Wenn das eine Mittel nicht hilft, so wird ein anderes angewandt werden; wenn nicht durch Furcht, so wird man durch Täuschung verführen, und ehe es sich einer versieht, – ist seine Seele für die Ewigkeit verloren! Es ist schon besser, es gar nicht erst zur Versuchung kommen zu lassen. In alten Zeiten stürzten sich die Menschen in ganzen Scharen in die Flammen. Ist aber diese Todesart nicht Sünde, und ist sie nicht ein Hindernis für die baldige Auferstehung des Fleisches? Anstatt seine physischen Bestandteile gewaltsam durch Feuer zu zerstören, ist es nicht besser, sich still und unbemerkt in die Erde zu betten? Und siehe da, im Verlaufe einiger Monate – am Schlusse des Jahres 1896 und am Beginne des Jahres 1897 – läßt sich eine ganze Gemeinde, alt und jung, Weiber und Kinder, gruppenweise mit frommen Zeremonien und in unerschütterlicher Seelenruhe lebendig in der Erde begraben. Der von allen gefaßte Beschluß ist mit glänzendem Erfolge zu Ende geführt, fünfundzwanzig Menschen sind lebendig begraben, und nur einer, der aus »Gehorsam« die Ausführung auf sich genommen und alle in die Erde vergraben hat, unter anderen auch sein Weib und seine Kinder, um dann sich selbst dem Hungertode preiszugeben, er allein fällt dem Gerichte in die Hände, das, wie es scheint, bis heute noch nicht weiß, was es mit ihm anfangen soll. Mögen die verschiedenen Einzelheiten dieses furchtbaren Ereignisses ein ganz besonderes, ausschließliches Ge-

prägen tragen, das keine Verallgemeinerung zuläßt, die Hauptbedingungen und Ursachen jedoch dieses Geschehens, diese ganze religiös-sittliche Atmosphäre, in der sich alles abgespielt hat, sie ist natürlich dem ganzen Lande gemeinsam, und wenn diese Erscheinung krankhaft ist, so ist es eine nationale, eine geschichtliche Krankheitsform. Keineswegs ist aber hieraus ein Niedergang der geistigen Kräfte zu ersehen. Wohl kann ein äußerster Mangel an Gleichgewicht dieser Kräfte festgestellt werden, wohl sind sie sinnlos und ungeordnet, – doch bei alledem, welche erstaunliche Festigkeit und Energie des Geistes, der keine Hindernisse gelten läßt, wenn es sich um die Ausführung dessen handelt, was einmal als moralische Pflicht erkannt ist!

In der Tragödie von Ternowsk offenbart sich uns eine ungeheure geistige Anomalie. Doch kann als Niedergang und folglich als Tatenlosigkeit des Geistes nicht gelten, was als seine machtvoll und nur irregeleitete Tätigkeit anzusehen ist.

Ganz abgesehen von dieser ganz besonderen Äußerung religiöser Erregbarkeit wird das Interesse des russischen Volkes an religiösen Fragen noch genugsam bewiesen durch das alljährliche Auftreten neuer Sekten bei uns. Viel Interessantes ist darüber in dem kürzlich veröffentlichten alleruntertänigsten Jahresberichte des Oberprokurators des hl. Synods für die Jahre 1894 und 1895 zu lesen (St. Petersburg, Typographie des Synods 1898):

»In der Kirchengemeinde von Jakowlew in der orenburgschen Eparchie trat im Jahre 1895 eine neue Sekte auf. Das Volk nennt die Anhänger dieser Sekte die ‚Vorleser‘. – Die Sektierer selbst nennen sich ‚erwachte Seelen‘, ‚das Volk Gottes‘, ‚das vom heiligen Geist erfüllte Volk‘ usf. Ihr Gottesdienst besteht aus Gebeten, Predigten und dem Absingen von Liedern. Die Predigten und Gebete haben sie sich selbst zusammengestellt. Sowohl die Predigten als auch die Gebete sprechen sie mit besonders lebendigem Gefühle, wodurch sie auf die Zuhörer wirken . . . Im übrigen ‚suchen sie die rechtgläubige Kirche herabzusetzen‘, und machen ihr zum Vorwurfe, ‚daß sie keine Freiheit gewähre, dem Evangelium gemäß zu leben‘.«

»Im Gouvernement Pskow ist ebenfalls eine neue Irrlehre entdeckt worden. Verbreitet wird diese Irrlehre von einem Bauernmädchen des pskowschen Kreises, aus dem Dorfe Leschichin, Helene Petroff mit Namen, « . . . » Die bezeichnete Irrlehre stellt nichts anderes dar, als mit einigen äußeren Abänderungen und Ergänzungen die Fortsetzung der sogenannten Seraphimoff'schen Sekte, so genannt nach dem Namen ihres Begründers, des Mönches Seraphim aus dem Kloster von Nikandrowsk, die im pskowschen Kreise in den Jahren 1870-71 auftrat. Die Anhänger dieser Sekte sind unter dem Namen ‚Söhne und Töchter des Seraphim‘ oder als ‚ausgewählte Brüder und Schwestern‘ bekannt. «

»Als Pater Seraphim ins Kloster von Solowezk eingeschlossen worden war, da war ihm auch die Möglichkeit abgeschnitten, diese Lehre weiterzuverbreiten, aber als ihre eifrige Verkündigerin trat das Bauernmädchen, Helene Petroff aus dem Dorfe Leschichin, dem Kirchspiele Kolbischezk, dem Bezirke Palkin, dem Kreise Pskow, auf, und sie fand – wie wir weiter erfahren – ‚nicht wenig Anhänger‘ . . . « Auf diese Weise muß der Bericht, daß Pater Seraphim die Möglichkeit abgeschnitten worden war, seine Lehre weiterzuverbreiten, als nicht ganz genau angesehen werden. Es müßte vielmehr heißen, daß Pater Seraphim zu dem Zwecke in ein Kloster eingeschlossen worden sei, damit ihm die Möglichkeit genommen wäre, seine Irrlehre weiterzuverbreiten, daß dieser Zweck aber nicht erreicht worden sei.

»Bevor Pater Seraphim in die Klostergefangenschaft abgeführt wurde, weihte er die Jungfrau Helene Petroff zur Äbtissin und dann trug er ihr auf, in seiner Lehre fortzuleben, auch versprach er, bald aus der Gefangenschaft wiederzukehren. Im Jahre 1876-77 trat sie in das Frauenkloster von Alt-Wosnesensk in Pskow, wo sie bald einen Kreis junger Klosterschwestern um sich versammelte, mit denen sie sich an abgelegenen Orten heimlich unterredete . . . «

» . . . Ihren ausgewählten Klosterschwestern gab sie die Namen verschiedener Heiliger – so gab es unter ihnen ‚Nikolaus den

Wundertätigen', den ‚Apostel Paulus‘, ‚Nikodemus‘, ‚Johannes den Evangelisten‘ u. a. m. –, auch unterstützte sie sie, da sie selber leidlich wohlhabend war, mit Geldmitteln.«

»Wegen Verbreitung solcher Irrlehren wurde Helene Petroff im Jahre 1880 aus dem Kloster entfernt und mit ihr acht andere Klosterschwestern, denen sie die Mittel zum Leben gab . . .«

»Nachdem Helene Petroff sich im Hause ihres Vaters im Dorfe Leschichin niedergelassen hatte, fuhr sie fort, über die ihr zuteil gewordenen höheren Offenbarungen zu erzählen, dabei führte sie ein strenges Leben, teilte Armen Almosen aus, und infolgedessen, und weil ihre Anhängerinnen das ihrige dazu taten, begann man sie aufzusuchen und sie um geistigen Zuspruch und ihre Fürbitte bei den Heiligen anzugehen. Bei solchen Versammlungen wurden verschiedene Gebete gesungen, und außerdem erklärte Helene Petroff auf ihre Weise verschiedene Stellen aus den Evangelien und aus der Apokalypse. Sie erzählte dann davon, an welchen Orten sie im Jenseits diesen oder jenen gesehen habe, sie nahm es auf sich, durch die Kraft ihres Gebets aus der Hölle in den Himmel zu geleiten. Unter anderem lehrte sie, daß ihr der demnächstige Weltuntergang offenbart worden und auf welche Weise solches geschehen sei; daß alle Vorzeichen des zweiten Kommens Christi sich verwirklicht hätten; daß der Antichrist schon geboren sei und daß sich alle schnell zum jüngsten Gerichte vorbereiten und die Angelegenheiten dieser Welt lassen müßten, um sich nur der Gottesfurcht und Frömmigkeit und dem Gebete in der Einsamkeit hinzugeben . . .«

»Die Wohnung, die Helene Petroff innehatte, bestand aus zwei Zimmern, die sozusagen ein improvisiertes Bethaus darstellten. An den Wänden hingen etwa zwanzig Heiligenbilder und verschiedene kleinere Bilder und Kreuzlein, auf den Wandbrettern und auf dem Tische lagen Bücher frommen Inhalts, die Psalmen, Gebetbücher, der Akathistos (das ist ein Kirchengesang zu Ehren Christi, der heiligen Jungfrau und der Heiligen), spätere Psalmbücher, solche mit Erläuterungen und viel Bücher belehrenden Inhalts. Solche Bücher wurden auch in den anderen, von

den Brüdern und Schwestern Helenens bewohnten Wohnräumen, die drei Häuser einnahmen, in großer Anzahl vorgefunden. Außerdem fand man noch etwa fünfzehn Pfund Wachskerzen, einige Hostien, einen großen Musikkasten, zwei ebensolche kleine, irgendein getrocknetes Gras in einem Sacke, eine Anzahl ganz gleichartiger wollener Kopfhäuben und einige Rosenkränze.

In einem der Zimmer, die von der Familie Petroff bewohnt waren, wurde vom geistlichen Untersuchungsrichter ein Heiligenbild mit der Bezeichnung die ‚reine Seele‘ entdeckt, das mit verschiedenartigen symbolischen Darstellungen geschmückt war und unter den anderen Heiligenbildern hing.«

»Die genauere Besichtigung dieses Heiligenbildes ergab, daß auf der Holztafel, die einen Zoll dick ist, sieben Werschok in der Breite und zehn Werschok in der Höhe mißt, eine Jungfrau in ganzer Gestalt dargestellt ist, mit der Kaiserkrone auf dem Haupt, und über dem Haupte ist geschrieben: ‚Die reine Seele‘. Unter den Füßen der Jungfrau ist der volle Mond, unter dem Monde ein Löwe mit einer Kette um den Hals; das Ende der Kette geht in einen grünen Palmzweig über, den die Jungfrau in ihrer Rechten hält. In ihrer linken Hand hält sie einen Krug, aus der sie eine Flüssigkeit – die Tränen der Jungfrau – auf einen lodernnden Scheiterhaufen gießt. Der Scheiterhaufen ist aus zwölf Holzscheiten gebildet. Am Kopfe des Heiligenbildes ist Jesus Christus aufgezeichnet, auf der rechten Seite – die Sonne, etwas niedriger vier Tannen* auf einem Felsen, was dem Verdachte Nahrung gab, daß die ‚reine Seele‘ Helenens als Überschrift des Heiligenbildes gemeint sei. Unter den Tannen in einem Felsen befindet sich eine Höhle, in dieser Höhle sitzt ein nackter Jüngling in Feuerflammen und hält seine Blicke auf die Jungfrau gerichtet, als flehte er sie um ihre Fürbitte an. Zwischen der Höhle und dem flammenden Scheiterhaufen ist der böse Geist dargestellt, der vom Felsen kopfüber herabstürzt, darunter eine Ei-

* Tanne heißt auf russisch el (spr. jel), im Jargon des Ostens aber nicht el, sondern elina (spr. jelina). Helene heißt auf russisch Elena (spr. Jelena).

(Anmerkung des Übersetzers).

deckse mit zwei Füßen. Unter dem Heiligenbild steht eine Art von kurzem Lobgesang (Troparion) geschrieben, das also lautet: ,Die reine Seele, gleich einer geschmückten Jungfrau, steht über der Sonne und hat den Mond zu ihren Füßen, ihr Haupt schmückt die Kaiserkrone, sie steht vor Gott und betet; das Gebet ihrer Lippen aber steigt gen Himmel; mit ihren Tränen löscht sie die Feuerflammen und vernichtet den Stachel der Sünde; dann bindet sie den Löwen und bändigt durch Sanftmut den Drachen; der böse Feind, der Satan, fällt zur Erde wie eine Katze, weil er ihre Güte nicht ertragen kann.' Ein ebensolches Heiligenbild wurde bei einem der Anhänger Helene Petroffs gefunden, dem es auch abgenommen wurde . . . »

Die Irrlehre der Petroff fand zahlreiche Anhänger. Diese verbreiteten etwa folgendes: Helene führt ein frommes Leben, sie ist beständig im Gebet und daher weiß sie alles, Gott offenbart ihr alles. So hat Er ihr auch offenbart, daß das Ende der Welt gekommen und der Antichrist erschienen sei, der anfangs ein guter Mensch war, dann aber hat der böse Feind von ihm Besitz ergriffen, nun werden ihm Flügel wachsen, er wird in der Luft fliegen und Berge versetzen können . . . Helene und alle ihre Anhänger werden ins Gefängnis gesetzt und man wird sie schlagen . . . Am Ende der Welt wird Helene mit dem Erlöser, der sie schon jetzt seine Erbin nennt, Hochzeit halten. Diese Hochzeit wird im himmlischen Zion dreihundert Jahre dauern und zu ihr werden nur die Auserwählten Helenens kommen. Darum müssen wir jetzt an sie glauben und zu ihr beten und zu ihrem Preise den Lobgesang singen:

»Wir rühmen dich, allseligste Helene; du Braut Christi!
Wir ehren an dir deine Krankheiten und Mühen.
Durch sie wirkst du zum Ruhme des Allerhaltenden.
Bitte für uns bei Christus, unserem Gotte!

Diese eingehende, von mir etwas abgekürzte Beschreibung der Sekte Helenens und des von ihr hochgehaltenen Heiligenbildes ist natürlich im »alleruntertänigsten Jahresberichte« nur als Beispiel wunderlicher religiöser Phantastereien, die in unserer Be-

völkerung auftauchen, verzeichnet. Aber diese Phantasien selber zeigen schon durch ihre Kindlichkeit, wie weit das Volk von religiöser Gleichgültigkeit entfernt ist. In dem Berichte ist bedauerlicherweise nicht gesagt, welche praktischen Folgen die Haussuchung bei Helene Petroff gehabt hat. Es ist natürlich, daß die vom geistlichen Untersuchungsrichter bei diesem Bauernmädchen gefundenen »gleichförmigen Wollhauben«, wie auch diese »Irrlehre« vom Satan, der als »Kater« vom Himmel fällt, und von der »Eidechse mit zwei Beinen« an und für sich keine Beleidigung oder Gefahr für irgend jemand bedeuten können. Eine Gefahr würde sich nur in dem Falle ergeben haben, wenn die Prophezeiung der Sektierer darüber, daß sie »ins Gefängnis gesetzt und geschlagen werden würden«, sich auch nur annähernd erfüllt hätte. Das hätte ihnen sofort die Autorität von wirklichen Propheten verliehen, und wir wissen, daß ähnliche Maßnahmen, die im siebzehnten Jahrhundert gegen ebenso unschuldige Irrlehren über »das zweifache Halleluja« usw. verhängt wurden, das russische Volk in die größten historischen Wirren gestürzt haben, die noch heute in solchen Erscheinungen zum Ausdruck kommen, wie das lebendig Sichbegrabenlassen ganzer Gemeinden aus Furcht vor den angekündigten Missionären.

An zwei Stellen des Jahresberichts von den Jahren 1894 und 1895 sind sieben neue Sekten beschrieben. In demselben Jahresberichte finden wir interessante Mitteilungen über noch eine sehr wichtige Erscheinung aus dem religiösen Leben der letzten Zeit des russischen Volkes. Doch darüber im nächsten Briefe*.

* Der nächste Brief wurde nicht geschrieben. Alle »Sonntagsbriefe« sind in den Jahren 1897 und 1898 in der Zeitung »Russj«, die von W. P. Haydeburroff herausgegeben wird, abgedruckt worden. Der zweiundzwanzigste war der letzte Brief.

DREI GESPRÄCHE

1899—1900

VORWORT

Gewidmet dem Andenken der hin-
übergegangenen Freunde meiner
frühesten Jugend Nikolai Lopatin
und Alexander Sokolov.

Ist das Böse nur ein natürlicher Fehler, eine Unvollkommenheit, die von selbst mit dem Wachstum des Guten vergeht, oder ist es eine wirkliche Kraft, die durch Täuschung und Verführung unsere Welt beherrscht, so daß derjenige, welcher den Sieg behalten will, seinen Stützpunkt in einer anderen Daseinsordnung finden muß? Diese Lebensfrage kann nur in einem ganzen metaphysischen System gründlich untersucht und entschieden werden. Als ich an dieser Frage für diejenigen zu arbeiten begann, die fähig und geneigt zur Verstandeserkenntnis* sind, empfand ich jedoch, wie wichtig diese Frage über das Böse für alle ist.

Vor zwei Jahren rief eine besondere Veränderung in meiner Seelenstimmung, auf die hier nicht näher eingegangen zu werden braucht, den starken und unabweisbaren Wunsch in mir hervor, in einer anschaulichen und allgemein zugänglichen Form, Art und Weise diejenigen Hauptpunkte in der Frage über das Böse zu beleuchten, die für jeden wesentlich sind.

Ich konnte lange keine geeignete Form für die Ausführung meines Vorhabens finden. Jedoch im Frühling des Jahres 1899, als ich im Auslande war, gestaltete sich plötzlich in mir der erste Dialog über dieses Thema und wurde in einigen Tagen niedergeschrieben, darauf wurden auch – bei meiner Rückkehr nach Rußland – die beiden anderen Dialoge geschrieben. So ergab

* Der erste Anlauf zu dieser Arbeit ist in den drei ersten Kapiteln meiner »Theoretischen Philosophie« gedruckt worden.

sich auch von selbst diese Gesprächsform als der einfachste Ausdruck dessen, was ich zu sagen hatte. Durch diese Form eines zufälligen Salongesprächs wird schon genügend deutlich darauf hingewiesen, daß hier weder eine wissenschaftlich-philosophische Untersuchung noch eine religiöse Abhandlung gesucht werden darf. Meine Aufgabe ist hier eher als eine apologetische und polemische anzusehen.

Ich wollte so klar, als nur immer möglich, die mit der Frage über das Böse eng verknüpften lebendigen Wahrheiten des Christentums darstellen, die von verschiedenen Seiten, besonders in letzter Zeit, verdunkelt werden.

Viele Jahre zurück las ich die Mitteilungen über eine neue Religion, die sich irgendwo in den östlichen Provinzen gebildet hatte. Diese Religion, deren Anhänger sich Lochbohrer oder Lochanbeter nannten, bestand darin, daß in irgendeinem dunklen Winkel der Bauernhütte ein Loch von mittlerer Größe in die Wand gebohrt wurde; an dieses Loch nun legten die Leute ihre Lippen und wiederholten mehrere Male nachdrücklich: »Du Hütte mein, du Loch mein, errette mich!«

Wohl niemals noch ist ein Gegenstand göttlicher Verehrung bis zu einer solchen primitiven Form in seiner Darstellung gelangt. Wenn nun aber auch die Vergöttlichung einer gewöhnlichen Bauernhütte und eines gewöhnlichen, mit menschlichen Händen in die Wand gebohrten Loches ganz klar und unzweideutig eine Verirrung ist, so muß doch gesagt werden, daß diese Verirrung den Stempel des Wahrhaftigen an sich trägt, denn wenn diese Menschen sich auch einem wilden Wahne hingaben, so führten sie doch niemand in Irrtum: die Hütte nannten sie eben – Hütte, und das Loch, das sie in die Wand gebohrt hatten, nannten sie der Wahrheit angemessen – Loch.

Die Religion dieser Lochanbeter erlebte jedoch bald eine »Evolution« und machte eine »Transformation« durch.

Auch in dieser neuen Form bewahrte sie die frühere Schwäche des religiösen Gedankens, die Beschränktheit philosophischer Interessen, den früheren erdschweren Realismus, aber sie verlor

die bisherige Wahrhaftigkeit. Die Hütte erhielt jetzt den Namen: »Das Reich Gottes auf Erden«, und das Loch nannten sie fortan: »Das neue Evangelium«. Schlimmer als alles war aber, daß die neuen Evangelisten den Unterschied zwischen diesem falschen und dem wahren Evangelium, ein Unterschied, der dem Unterschied zwischen einem in einen Holzblock gebohrten Loche und einem lebendigen, ganzen Baume gleichkommt -, daß sie diesen Unterschied auf jede Weise totzuschweigen und zu verwischen suchten.

Ich stelle hiermit natürlich in keiner Weise den direkten historischen oder »genetischen« Zusammenhang zwischen der ursprünglichen Sekte der Lochbohrer und der Lehre vom vermeintlichen Reiche Gottes und dem vermeintlichen Evangelium fest. Das ist auch nicht wichtig für meine einfache Absicht, anschaulich die wesentliche Übereinstimmung beider »Lehren« - mit dem moralischen Unterschiede, auf den ich hingewiesen habe, - darzustellen. Denn die Übereinstimmung liegt hier in der absoluten Verneinung und der Inhaltslosigkeit beider »Weltanschauungen«. Die intelligenten Lochbohrer nennen sich wohl nicht Lochbohrer sondern Christen, und ihre Lehre nennen sie Evangelium, aber ein Evangelium ohne Christus und ein Evangelium, das heißt die gnadenvolle Botschaft ohne eine Gnade, die wert wäre, verkündigt zu werden, nämlich ohne die wirkliche Auferstehung zur Fülle eines seligen Lebens, - das ist eine ebensolche leere Stelle, wie ein gewöhnliches, in die Wand der Bauernhütte gebohrtes Loch.

Über dieses alles brauchte ja kein Wort verloren zu werden, wenn über diesem rationalistischen Loche nicht die nachgemachte Flagge des Christentums aufgestellt worden wäre, die eine Menge jener Geringen im Geiste verführt und irre macht. Wenn Menschen, die da denken und es auch im stillen behaupten, daß die Christus-idee veraltet, überholt, daß besseres an ihre Stelle getreten sei, oder daß Christus überhaupt nie existiert habe, daß seine Erscheinung eine vom Apostel Paulus erdachte Mythe sei, - zugleich eigensinnig fortfahren, sich echte Christen zu nennen und die

Lehre ihres »Nichts« mit zweckentsprechend umgedeuteten Worten des Evangeliums ausschmücken, dann ist Gleichgültigkeit oder ein nachsichtiges Übersehen nicht mehr am Platze. In Anbetracht der Ansteckungsgefahr der moralischen Atmosphäre durch systematisches Lügen verlangt das Gewissen dringend, daß das Böse bei seinem rechten Namen genannt werde. Die wirkliche Aufgabe dieser Polemik ist nicht Ablehnung einer vermeintlichen Religion, sondern Aufdeckung eines wirklichen Betrug. Dieser Betrug ist unverzeihlich. Zwischen mir, dem Verfasser dreier Schriften, die von der geistlichen Zensur verboten worden sind, und den Herren Verlegern vieler ausländischer Bücher, Broschüren und Flugschriften kann die Frage über äußerliche Hindernisse, die es nicht gestatten, mit vollster Aufrichtigkeit über diese Dinge zu verhandeln, nicht ernst genommen werden. Die Beschränkung der religiösen Freiheit, die bei uns noch vorhanden ist, – sie ist eine der größten Schmerzen meiner Seele, weil ich sehe und fühle, wie sehr dieser äußere Druck schädlich und lästig ist, nicht nur für diejenigen, die diesem Drucke unterworfen sind, sondern hauptsächlich für das Christentum selbst in Rußland und folglich auch für das russische Volk – folglich auch für den russischen Staat.

Keine äußere Stellung in der Welt kann jedoch einen überzeugten und gewissenhaften Menschen hindern, seiner Überzeugung erschöpfend Ausdruck zu verleihen. Wenn solches zu Hause unmöglich ist, so kann es ja im Auslande geschehen, – und wer macht wohl mehr Gebrauch von dieser Möglichkeit, als die Prediger des vermeintlichen Evangeliums, wenn es sich um einschlägige Fragen in Politik und Religion handelt? Um aber die wichtige und prinzipielle Forderung, daß wir Unaufrichtigkeit und Falschheit meiden sollen, zu erfüllen, ist es nicht notwendig, ins Ausland zu reisen. Denn keine russische Zensur verlangt von uns, daß wir solchen Überzeugungen Ausdruck verleihen, die wir nicht haben, das heißt so tun, als glaubten wir, wo wir nicht glaubten – als liebten wir und verehrten wir, wo wir verachten und hassen. Um ein gewissenhaftes Verhalten in bezug auf eine

gewisse historische Individualität und ihre Tat zu dokumentieren, wurde von den Predigern des »Nichts« nur eins verlangt: über diese Individualität zu schweigen, sie zu »ignorieren«.

Jedoch wie seltsam! Diese Leute wollen weder von der Freiheit, über diesen Gegenstand zu Hause schweigen zu dürfen, noch von der Freiheit des Wortes im Auslande Gebrauch machen. Hier sowohl als dort ziehen sie es vor, sich äußerlich zum Evangelium des Christus zu bekennen. Und hier wie dort wollen sie weder unmittelbar – durch ein entschiedenes Wort, noch mittelbar – durch bedeutsames Schweigen ihren wirklichen Beziehungen zu dem Begründer der Christenheit wahrhaft Ausdruck verleihen und zugeben, daß Er ihnen ganz und gar fremd ist, daß sie Ihn durchaus nicht brauchen und daß Er ihnen nur ein Hindernis auf ihrem Wege ist.

Von ihrem Standpunkte ist das, was sie predigen, aus sich selbst heraus begreiflich, wünschenswert und eine Rettung für jeden. Ihre »Wahrheit« ist auf sich selbst gestellt, und wenn eine gewisse historische Individualität mit ihr einverstanden ist, desto besser für diese Individualität! Das kann ihr aber keineswegs die Bedeutung einer höheren Autorität bei ihnen verleihen, um so weniger, als diese Individualität viele solche Dinge gesprochen und getan hat, die sie »Verführung« und »Wahnsinn« nennen.

Und wenn sogar diese Leute infolge menschlicher Schwachheit einen unwiderstehlichen Drang fühlen, ihre Überzeugungen nicht nur auf ihre eigene »Vernunft«, sondern auch auf irgendeine historische Autorität zu stützen, warum sollten sie in der Geschichte nicht nach einer andern, ihnen weit entsprechenderen Autorität suchen? Ja, eine solche ist seit langem schon da – der Begründer der weit verbreiteten buddhistischen Religion. Er hat ja wirklich das gepredigt, was sie brauchen. Sich nicht widersetzen, Leidenchaftslosigkeit, Nichthandeln, Nüchternheit usw., und es ist ihm sogar gelungen, ohne Märtyrertum seiner Religion eine (es sind nicht meine Worte) glänzende Karriere zu verschaffen. Die heiligen Schriften der Buddhisten verkünden wirklich das »Nichts«, und zu ihrer völligen Übereinstimmung mit der neuen Lehre über

denselben Gegenstand wäre nur eine teilweise Vereinfachung notwendig.

Dagegen ist die Heilige Schrift der Hebräer und der Christen erfüllt und durchdrungen von positivem geistigem, das alte und das neue »Nichts« verneinendem Inhalte, und um jene Lehre mit irgendeinem Ausspruche des Evangeliums oder der Propheten zu verknüpfen, ist es nötig, durch allerlei Unwahrheiten die Beziehung dieses Ausspruches sowohl zum ganzen Buche als auch zu dem nächstliegenden Texte zu zerreißen. Dagegen bieten die Sutthas der Buddhisten in Hülle und Fülle entsprechende Lehren und Legenden, und nichts findet sich in diesen Büchern, was dem Wesen oder Geiste nach dieser neuen Lehre widerspräche. Die vermeintlichen Christen würden nichts Wesentliches verlieren, wenn sie den »Rabbi von Galiläa« mit einem Einsiedler von der Art der »Shakihs« vertauschen würden. Ja sie würden sogar – wenigstens meiner Ansicht nach – etwas ungeheuer Wichtiges gewinnen, sie würden auch im Irrtume die Möglichkeit gewinnen, gewissenhaft zu denken und einigermaßen folgerichtig zu handeln. Aber sie wollen es nicht. . . .

Die Inhaltslosigkeit der Glaubenslehre in der neuen »Religion« und ihre logischen Widersprüche sind allzusehr in die Augen fallend, und von dieser Seite her konnte ich nur – im dritten Dialog – eine kurze, wenn auch vollständige Übersicht von Verhältnissen geben, wo augenscheinlich eins das andere aufhebt, und die kaum jemand anderen als solch einen hoffnungslosen Typus, wie es mein Fürst ist, zu entzücken imstande sind. Wenn es mir aber gelänge, irgendeines Menschen Augen für die andere Seite der Sache zu öffnen, und wenn ich manche in Täuschung befangene, jedoch lebendige Seele die ganze moralische Lüge dieser in ihrer Gesamtheit ertötenden Lehre fühlen lassen könnte – der polemische Zweck dieses Buches wäre erreicht.

Im übrigen bin ich fest davon überzeugt, daß das klar und deutlich gesprochene Wort, das eine Lüge aufdecken soll – auch wenn es vorerst auf niemand eine günstige Wirkung ausüben sollte –, außer dem subjektiven Bewußtsein eines erfüllten

sittlichen Pflichtgebotes für den, der das Wort spricht, auch noch eine geistig fühlbare sanitäre Maßregel für das Leben der ganzen Gesellschaft bedeutet, die ihr für die Gegenwart und die Zukunft wesentlich nützlich ist.

Mit der polemischen Aufgabe dieser Dialoge ist für mich noch eine positive verknüpft. Es soll die Frage nach dem Kampfe gegen das Böse und nach dem Sinn der Geschichte von drei verschiedenen Gesichtspunkten aus dargestellt werden, von welchen der eine, der allgemein religiöse, der der Vergangenheit angehört, besonders im ersten Dialoge in den Reden des Generals hervortritt. Der andere, der in unserer Gegenwart herrschende kulturfortschrittliche Gesichtspunkt wird besonders im zweiten Dialoge vom Politiker betont und verteidigt. Und auf den dritten, den ausschließlich religiösen Gesichtspunkt, dessen entscheidende Bedeutung erst in der Zukunft zutage treten wird, ist im dritten Dialoge, in den Gedankengängen des Herrn Z. und in der Erzählung des Paters Pansophius hingewiesen.

Ogleich ich selbst eigentlich nur den dritten Gesichtspunkt vertrete, so erkenne ich doch auch die relative Wahrheit der beiden anderen und konnte daher in völliger Leidenschaftslosigkeit die sich widersprechenden Urteile und Erklärungen des Politikers und des Generals wiedergeben. Die höhere absolute Wahrheit schließt die Vorbedingungen ihrer Erscheinung nicht aus, sondern gibt ihnen Berechtigung und Sinn und heiligt sie. Wenn von einem gewissen Gesichtspunkte aus die Weltgeschichte das Weltgericht ist, so setzt doch der Begriff eines solchen Gerichtes einen langen und schwierigen Prozeß zwischen den guten und bösen Mächten des geschichtlichen Werdeganges voraus, und zur endgültigen Entscheidung dieses Prozesses muß mit gleicher Notwendigkeit sowohl ein angestrengter Kampf ums Dasein zwischen diesen Mächten als auch ihre höchste innere und daher friedliche Entwicklung in einem gemeinsamen Kulturleben angenommen werden. Daher sind auch der General und der Politiker vor dem Lichte einer höheren Wahrheit im Rechte, und ich habe mich in vollster Aufrichtigkeit auf den Standpunkt sowohl des

einen als auch des anderen stellen können. Das absolute Unrecht liegt nur bei der Quelle des Bösen und Unwahren selbst, aber nicht sind solche Kampfmittel mit ihm unrecht, wie das Schwert, der Krieg und die Feder des Diplomaten. Diese Waffen müssen danach beurteilt werden, inwieweit sie gegebenenfalls wirklich zweckentsprechend sind, und jedesmal ist die Waffe die bessere, deren Anwendung mehr am Platze ist, das heißt die am erfolgreichsten dem Guten dienen kann.

Der heilige Metropolit Alexius war als friedlicher Vertreter der russischen Fürsten in der Orda ebenso wie der ehrwürdige Sergius, als er die Waffen des Fürsten Dmitri Donskoy gegen eben diese Orda segnete, ein Diener desselben vielfachen und vielgestaltigen Guten. ~

Diese »Gespräche« über das Böse, über den bewaffneten und friedlichen Kampf gegen das Böse sollten ihren Abschluß finden mit einem bestimmten Hinweise auf die letzte und schlimmste Erscheinung des Bösen in der Geschichte, mit der Darstellung seines kurzen Triumphes und seines endgültigen Falles. Anfänglich hatte ich diesen Gegenstand in derselben Form eines Dialoges wie das Vorhergehende behandelt und mit derselben Beimischung von Humor. Ein kritisches Gutachten von Freundesseite überzeugte mich aber davon, daß eine solche Art der Darstellung hier in zweifacher Beziehung nicht am Platze sei: erstens, weil die durch den Dialog bedingten Unterbrechungen und eingeschobenen Bemerkungen dem Interesse, das durch die Erzählung angeregt wird, hinderlich sind, und zweitens, weil die allgemein übliche, insbesondere scherzhafte Gesprächsweise der religiösen Bedeutung des Gegenstandes nicht entspricht.

Da ich diesen Einwurf gerechtfertigt fand, änderte ich die Form des dritten Dialoges, indem ich eine fortlaufende »kurze Erzählung über den Antichrist« aus dem Handschriftennachlaß eines Mönches einschob.

Diese Erzählung, die ich zuerst öffentlich vortrug, rief im Publikum und in der Presse nicht wenig Verwunderung und manche verkehrte Auslegung hervor. Die erste Ursache dafür liegt in

der einfachen Tatsache, daß wir so ungenügend mit den Hinweisen der Heiligen Schrift und der kirchlichen Überlieferungen auf den Antichrist bekannt sind.

Die tiefere Bedeutung des Antichristes, als eines religiösen Usurpators, der durch »Raub« und nicht durch eine geistige Opferstat die Würde des Sohnes Gottes erlangt, seine Beziehung zum Lügenpropheten und Thaumaturgen, der die Leute mit wirklichen und falschen Wundern bezaubert, die dunkle und besondere sündige Abstammung des Antichristes selbst, der durch die Wirkung böser Kräfte seine äußere Stellung als Weltenherrscher erlangt, der allgemeine Verlauf und Abschluß seiner Wirksamkeit, zugleich mit einigen besonderen Zügen, die charakteristisch für ihn und seinen Lügenpropheten sind, z. B. das »Herabholen des Feuers vom Himmel, die Tötung zweier Christuszeugen, die Ausstellung ihrer Leiber in den Straßen Jerusalems« usf. – alles das ist in der Heiligen Schrift und in den ältesten Urkunden zu finden. Um die Ereignisse miteinander zu verbinden und um auch die Erzählung anschaulich zu gestalten, waren Einzelheiten notwendig, die entweder auf geschichtlichen Erwägungen beruhten oder durch das Vorstellungsvermögen nahe lagen.

Ich habe natürlich Charakterzügen letzter Art – als da sind die halb spiritistischen, halb gauklerischen Kunststücke des Allergeweltmagiers mit unterirdischen Stimmen, mit Feuerwerk usw. – keine ernsthafte Bedeutung beigemessen und glaubte mit Recht von meinen »Kritikern« ein ebensolches Verhalten in dieser Beziehung erwarten zu dürfen. Was aber etwas anderes, sehr Wesentliches betrifft, nämlich die Charakteristik der drei als Personen dargestellten Glaubensbekenntnisse auf der allgemeinen Kirchenversammlung, so konnte diese nur von solchen, denen das Leben und die Geschichte der Kirche nicht fremd ist, beachtet und gewürdigt werden.

Der Charakter des Lügenpropheten, wie er in der Offenbarung dargestellt ist, und der Hinweis auf seine Aufgabe, der dort gegeben wird, – im Dienst des Antichristes die Menschen zu

hintergehen – sie verlangen geradezu, daß ihm verschiedene »Kniffe« als Zauberer und Gaukler zugeschrieben werden. Es ist sicherlich wahr, daß sein Hauptwerk ein »Feuer«werk sein wird: »und tut große Zeichen, daß er auch macht Feuer vom Himmel fallen vor den Menschen.« (Offenbar. Joh. 13, 13.)

Über die magische und mechanische Technik dieser Dinge können wir natürlich heute noch nichts wissen, wir können jedoch überzeugt sein, daß sie in zwei oder drei Jahrhunderten die heutige weit übertroffen haben wird. Was aber bei einem so raschen Fortschritte einem solchen Zauberkünstler alles möglich sein wird, darüber maße ich mir kein Urteil an. Einige konkrete Charakterzüge und Einzelheiten habe ich nur im Sinne einer anschaulichen Erzählung zu den wesentlichen und tatsächlichen Beziehungen gegeben, um diese nicht nur als nackte Schemen darzustellen.

In all dem, was von mir über den Panmongolismus und die asiatische Invasion in Europa gesagt wird, ist ebenfalls das Wesentliche von den Einzelheiten wohl zu unterscheiden. Natürlich hat aber auch die wichtigste Tatsache hier nicht diese absolute Glaubwürdigkeit, wie sie dem zukünftigen Erscheinen¹ und Schicksale des Antichristes und seines Lügenpropheten zukommt. In der Geschichte der mongolisch-europäischen Beziehungen ist nichts direkt der Heiligen Schrift entnommen, obgleich in ihr für vieles genügend Anhaltspunkte gegeben sind. Im übrigen ist diese ganze Geschichte die Darstellung einer Reihe von Wahrscheinlichkeitsschlüssen, die auf gegebenen Tatsachen beruhen. Persönlich bin ich ja überzeugt, daß diese Wahrscheinlichkeit der Wirklichkeit sehr nahekommt, und nicht nur mir allein, sondern auch anderen viel bedeutenderen Leuten will es so scheinen. . . .

Für den Zusammenhang der Erzählung war es notwendig, diese Annahme eines drohenden mongolischen Ungewitters durch verschiedene Einzelheiten auszugestalten, die ich natürlich nicht vertreten kann, aber mit denen keinen Mißbrauch zu treiben ich bemüht war. Wichtig war für mich, recht real diesen furchtbaren Zusammenstoß zweier Welten darzustellen – und dadurch die dringende Notwendigkeit des Friedens und aufrichtiger

Freundschaft unter den europäischen Nationen anschaulich klarzumachen.

Obgleich ich das Aufhören der Kriege überhaupt vor dem Eintritt der Endkatastrophe für eine Unmöglichkeit halte, so sehe ich doch im engsten Zusammenschlusse und in friedlicher gemeinsamer Arbeit aller christlichen Völker und Staaten nicht nur einen möglichen, sondern auch einen notwendigen und moralisch gebotenen Weg, um das gesamte Christentum vor dem Untergange durch niedere Elementargewalten zu erretten.

Damit meine Erzählung nicht allzulang und kompliziert würde, habe ich aus dem Texte der Dialoge eine andere Vorausschau, über die ich an dieser Stelle einige Worte sagen will, fortgelassen. Mir scheint nämlich, daß der Erfolg des Panmongolismus im voraus schon durch den zähen und erschöpfenden Kampf erleichtert wird, den einige europäische Staaten gegen den wieder rege gewordenen Islam im westlichen Asien und im nördlichen und mittleren Afrika aufnehmen müssen.

Eine viel größere Rolle, als gewöhnlich angenommen wird, spielt hierbei die geheime und unermüdlich tätige religiös-politische Bruderschaft der »Senussi«, die für die Bewegung des neuzeitlichen Muhammedanismus eine ebenso führende Bedeutung hat, als sie in der buddhistischen Bewegung der tibetanischen Bruderschaft der »Chelaner« in Chlassa mit ihren indischen, chinesischen und japanischen Verzweigungen zukommt. Ich bin von einer absoluten Feindschaft gegen den Buddhismus und noch mehr gegen den Islam weit entfernt, habe aber auch gar keinen Anlaß, die allgemeine Aufmerksamkeit von dem augenblicklichen und kommenden Stande der Dinge abzulenken, womit sich ohnedies schon eine genügend große Anzahl dienstwilliger Seelen gerne befassen möchte*.

* Mir werden fortgesetzt Aufsätze zugeschickt, welche die Begründerin des Neo-Buddhismus, die verstorbene H. P. Blawatsky, befehlen und entlarven sollen. In dieser Hinsicht halte ich es geboten zu erklären, daß ich ihr niemals in meinem Leben begegnet bin, daß ich mich niemals mit irgendwelchen Untersuchungen und Entlarvungen ihrer Persönlichkeit und der von ihr hervorgebrachten Phänomene beschäftigt habe und daß ich darüber niemals etwas habe im Druck erscheinen lassen. (Was die »Theosoph.

Die historischen, die ganze Menschheit beherrschenden Mächte müssen noch einmal zusammenstoßen und sich vermischen, ehe diesem sich selbst zerfleischenden Tiere ein neues Haupt erwächst – die weltumfassende Macht des Antichristes, der »große und schöne Worte« reden und einen strahlenden Teppich von Güte und Wahrheit über das Geheimnis der furchtbarsten Gesetzlosigkeit in der Zeit ihres letzten Erscheinens werfen wird, um – nach den Worten der Heiligen Schrift – auch die Auserwählten, wenn solches möglich ist, zum großen Abfall zu verführen. Im voraus auf dieses gleißende Trugbild, das einen furchtbaren Abgrund deckt, hinzuweisen, war mein vornehmster Gedanke, als ich dieses Buch schrieb.

Zu den drei Dialogen habe ich eine Anzahl kleinerer Aufsätze hinzugefügt, die in den Jahren 1897 und 1898 in der Zeitung »Russk«* gedruckt worden sind. Einige von diesen Aufsätzen gehören zu dem weitaus Besten, was je von mir geschrieben worden ist. Ihrem Inhalte nach ergänzen und erläutern sie die Hauptgedanken der drei Gespräche.

Schließlich muß ich Herrn A. P. Salomon, der meine Vorstellungen über die Topographie des neuzeitlichen Jerusalem korrigiert und ergänzt hat, meine herzliche Dankbarkeit aussprechen, sowie Herrn N. A. Weljaminov für die Beschreibung der von ihm im Jahre 1874 gesehenen Bachibuzuken-»Küche« und Herrn von Bibikov, der die Erzählung des Generals im ersten Dialog sorgfältig durchgesehen und auf die Fehler auf dem Gebiete der Kriegstechnik, die jetzt von mir korrigiert worden sind, aufmerksam gemacht hat.

Ich bin mir der verschiedenen Unzulänglichkeiten auch in dieser verbesserten Auflage genügend bewußt, doch auch das Herannahen des schon nicht mehr fernen Todesengels empfinde ich, Gesellschaft« und ihre Lehre betrifft, siehe meine Anmerkung im Wörterbuch von Wengeroff und meine Rezension des Buches der Blawatsky »Key of the secret doctrin« in der »Russ. Rundschau« [gedr. i. VI. Bd. d. Ausg.]) * Diese Aufsätze sind in die Zahl der in diesem Bande enthaltenen »Sonntagsbriefe« aufgenommen worden; sie heißen: »Die Nemesis« – »Rußland in 100 Jahren« – »Über die Verführung« – »Dichtung oder Wahrheit« und sieben Osterbriefe.
(Anmerkung des Übersetzers.)

der mir leise rät, den Druck dieses Büchleins nicht auf unbestimmte und unsichere Zeiten zu verschieben.

Wird mir Zeit und Muße zu neuer Arbeit geschenkt, so werde ich auch Zeit finden, die frühere vollkommener auszugestalten. Und sollte es nicht sein können – der Hinweis auf den bevorstehenden historischen Ausgang des moralischen Kampfes ist von mir in genügend klaren, wenn auch knappen Umrissen gezeichnet worden, und ich lasse diese kleine Arbeit mit dem dankbaren Gefühle einer erfüllten moralischen Pflicht hinausgehen*.

Geschrieben Ostersonntag 1900.

Im Garten einer jener Villen, die dicht am Fuße der Alpen sich in der blauen Tiefe des Mittelländischen Meeres spiegeln, kamen im Frühling dieses Jahres zufällig fünf Russen zusammen: ein General, ein alter Kriegsmann, ein »Mann des Rates«, der von der theoretischen und praktischen Beschäftigung mit Staatsangelegenheiten hier ausruhte – ich werde ihn den Politiker nennen, – ein junger Fürst, Moralredner, Volksfreund und Herausgeber verschiedener, mehr oder weniger guter Zeitschriften für sittliche und soziale Fragen; eine Dame mittleren Alters, der alles Menschliche ein Gegenstand ihrer Neugierde ist; und endlich ein älterer Herr, dessen Alter und gesellschaftliche Stellung schwer zu bestimmen sind, – nennen wir ihn Herrn Z.

Ich war ein stummer Zeuge der Gespräche, die sie miteinander führten; einige derselben kamen mir unterhaltend vor, und ich schrieb sie frisch aus dem Gedächtnis nieder.

Das erste Gespräch begann in meiner Abwesenheit und bezog sich auf irgendeinen Artikel aus einer Zeitung oder Broschüre,

* Diese Vorrede war in ihrer ursprünglichen Fassung in der Zeitung »Rußland« unter dem Titel »Über das gefälschte Gute« erschienen. Als W. S. Solovjeff die »Drei Gespräche« besonders in Buchform herausgab, brachte er ganz bedeutende Korrekturen. Das Verhängnis wollte es, daß eine dieser Korrekturen hätte unterbleiben können: einem Freundesrat zufolge waren nämlich die Worte, die allzu persönlich anmuten konnten, . . . »doch auch das Herannahen des schon nicht mehr fernen Todesengels empfinde ich, der mir leise rät, den Druck dieses Büchleins nicht auf unbestimmte und unsichere Zeiten zu verschieben« usf. gestrichen worden. Diese Worte aber, die allzubald Wahrheit wurden, müssen nun auch im korrigierten Texte bleiben. M. S. Solovjeff.

der den literarischen Feldzug gegen den Krieg und Kriegsdienst behandelte, den jetzt Baronin Suttner und Mr. Stead nach dem Beispiel des Grafen Tolstoi führen. Die Dame fragte den »Politiker«, was er von dieser Bewegung halte, und er bezeichnete sie als gut und nützlich; der General ärgerte sich sofort darüber und begann diese drei Schriftsteller arg zu verhöhnen, indem er sie die wahren Stützen aller Staatsweisheit, die Leitsterne am politischen Himmel und sogar die drei Walfische – die der Sage nach die russische Erde tragen – nannte, wozu der Politiker bemerkte, daß sich auch noch andere »Fische« finden würden. Das rief aus irgendeinem Grunde großes Entzücken bei Herrn Z. hervor, der behauptete, er habe dann beide Gegner veranlaßt, einmütig zu bekennen, daß sie wirklich einen Walfisch für einen Fisch hielten, ja sie hätten sogar gemeinsam bestimmen müssen, was eigentlich ein Fisch sei, nämlich ein Wesen, das teils dem Gebiete des Wassers, teils dem Departement der Verbindung zu Wasser angehöre. Ich glaube übrigens, daß Herr Z. sich solches selber ausgedacht hat. Wie dem aber auch sein möge, es war mir unmöglich, den Anfang dieses Gespräches richtig wiederzugeben. Ich konnte mich nicht dazu entschließen, nach dem Vorbilde Platos und seiner Nachfolger mir selber etwas auszudenken, und begann daher meine Aufzeichnungen mit den Worten des Generals, die ich vernahm, als ich zu den miteinander Redenden herantrat.

DAS ERSTE GESPRÄCH

»Audiatur et prima pars«

Der General (spricht aufgeregt, sich bald setzend, bald aufspringend unter lebhaften Bewegungen): Nein, erlauben Sie! Beantworten Sie mir nur eine Frage: Gibt es jetzt ein christliches, ruhmvolles russisches Heer oder gibt es keines? Ja oder nein?

Der Politiker (ausgestreckt auf einer Chaiselongue; er spricht in einem Ton, der an etwas erinnert, was ungefähr die Mitte hält zwischen der Redeweise sorgloser Götter Epikurs, eines preußischen Hauptmanns und Voltaires): Ob die russische Armee existiert? Es scheint, – sie existiert. Oder hätten Sie gehört, daß sie abgeschafft worden ist?

Der General: Äh, bitte, stellen Sie sich nicht so an! Sie wissen ganz genau, daß ich nicht davon rede. Ich frage, ob ich noch ebenso wie früher das Recht habe, die jetzige russische Armee als ein ruhmvolles christliches Kriegsheer anzusehen, oder ob diese Bezeichnung nicht mehr paßt und daher durch eine andere ersetzt werden muß?

Der Politiker: Äh. . . das ist es, was Sie beunruhigt! Nun, mit dieser Frage sind Sie nicht an den richtigen Mann gekommen. Da wenden Sie sich besser an das Departement für Heraldik, – dort werden ja die verschiedenen Titel geordnet und gesichtet.

Herr Z. (spricht so, als hielte er seine eigentlichen Gedanken zurück): Das Departement für Heraldik würde wahrscheinlich auf solche Anfragen des Generals antworten, daß das Führen früherer Titel gesetzlich nicht verboten ist. Denn nannte sich der letzte Prinz von Lusignan nicht ungehindert König von Zypern, obgleich er nicht nur Zypern nicht regierte, sondern auch den Wein von Zypern infolge seiner Leibesbeschaffenheit und seiner Geldverhältnisse nicht trinken konnte? Warum sollte also der Armee der Gegenwart der Titel eines christlichen Heeres abgesprochen werden? –

Der General: Betiteln! . . . Ist denn weiß und schwarz ein Titel? Ist süß und bitter ein Titel? . . . Held und Schuft, sind das Titel?

Herr Z.: Ja, das sage ja nicht ich, sondern so sprechen die Wächter des Gesetzes.

Die Dame: Warum klammern Sie sich an Ausdrücke? Wahrscheinlich wollte der General etwas sagen mit seinem »christlichen Heere«.

Der General: Ich danke Ihnen. Ich wollte und will folgendes sagen: Von jeher und bis zum gestrigen Tage wußte und fühlte jeder, der mit dem Kriegsdienste etwas zu tun hatte – einerlei ob Soldat oder Feldmarschall –, daß er nicht nur einer nützlichen und notwendigen Sache, wie etwa das Assainissement oder das Wäschewaschen, sondern einer im hohen Sinne guten, edeln und ehrenvollen Sache diene, der immer die Besten und Ersten, die Führer der Völker und die Helden gedient haben. Dieser unser Dienst, er wurde immer in den Kirchen geheiligt und gepriesen, und sein Ruhm war in aller Munde.

Und plötzlich, eines schönen Morgens erfahren wir, daß wir das alles vergessen müssen, daß wir uns unseren Platz hier unter der Sonne – im entgegengesetzten Sinne vorzustellen haben. Die Sache, der wir dienten und der zu dienen wir stolz waren, sie ist für etwas Schlechtes und Verderbliches erklärt worden, es erweist sich, daß sie den göttlichen Gesetzen und menschlichen Gefühlen widerspricht, sie ist das furchtbarste Verderben und Elend, und alle Völker müssen sich gegen sie vereinigen, und ihre endgültige Vernichtung ist nur eine Frage der Zeit.

Der Fürst: Ja, aber haben Sie denn früher von niemand gehört, daß der Krieg und der Kriegsdienst zu verurteilen seien als ein Überrest alten Kannibalentums?

Der General: Nun, wie sollte ich wohl so etwas nicht gehört haben? Ich habe davon gehört und habe davon gelesen in allen möglichen Sprachen. Aber alle diese Meinungen waren für uns – einen – entschuldigen Sie die Offenherzigkeit – ein Donner, der nicht aus den Wolken kam . . . man hörte ihn und vergaß ihn sofort. Jetzt aber steht die Sache ganz anders, das kann man schon nicht

mehr übersehen. Und daher frage ich auch: Wie sollen wir uns nun verhalten? Für was soll ich mich, das heißt für was soll sich jeder im Kriegsdienste Stehende halten, als was soll er sich ansehen? – als einen wirklichen Menschen oder als ein menschliches Ungeheuer? Darf ich eigentlich glauben, daß ich nach Maßgabe meiner Kräfte einer guten und wichtigen Sache diene, oder muß ich mich über dieses mein Tun entsetzen, es bereuen und demütig jeden Staatsbürger bitten, mir meine professionelle Ruchlosigkeit zu verzeihen?

Der Politiker: Was das für eine phantastische Art zu fragen ist! Als würde man irgend etwas Außerordentliches gerade von Ihnen verlangen! Die neuen Anforderungen sind nicht an Sie, sondern an die Diplomaten und andere Staatsbürger gerichtet, die sich übrigens ebensowenig für Ihre »Ruchlosigkeit« als für Ihre Christenliebe interessieren. An Sie ergeht jedoch wie früher, so auch jetzt nur die eine Forderung – die Befehle der Obrigkeit ohne Widerrede zu erfüllen.

Der General: Nun, da Sie sich für den Kriegsdienst nicht interessieren, so haben Sie natürlich auch – um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen – eine phantastische Vorstellung von ihm. Sie wissen augenscheinlich gar nichts davon, daß in gewissen Fällen der Befehl der Obrigkeit eben darin besteht, daß man auf diesen Befehl nicht wartet und nach ihm nicht fragt.

Der Politiker: Das ist?

Der General: Das ist – bitte stellen Sie sich das z. B. so vor –, daß ich durch den Willen der Obrigkeit an die Spitze eines ganzen militärischen Bezirkes gestellt werde. Mir ist aber damit zugleich der Befehl erteilt worden, den mir anvertrauten Truppen in jeder Beziehung ein Führer zu sein, eine gewisse Denkweise unter ihnen zu erhalten und zu befestigen, auf ihren Willen in einer bestimmten Richtung zu wirken, ihre Gefühle in gewisser Weise zu beeinflussen, mit einem Worte, sie sozusagen im Sinne ihrer Aufgabe zu erziehen. Das ist alles ausgezeichnet – man wird mir aber für diesen Zweck unter anderem auch gestatten, den Truppen meines Bezirkes von mir selbst aus und unter meiner

persönlichen Verantwortung allgemeine Verordnungen zu geben. Wenn ich mich nun an die höhere Obrigkeit wenden wollte mit der Bitte, mir diese Verordnungen zu diktieren oder mir wenigstens vorzuschreiben, in welchem Sinne sie abzufassen seien, würde ich da nicht beim ersten Male auf den Ehrentitel »Alter Dummkopf« und beim zweiten Male auf meine sofortige Entlassung zu rechnen haben? Das will aber sagen, daß ich selbst auf meine Truppen in gewissem Sinne wirken muß, der, wie anzunehmen ist, schon vorher und ein für allemal von der hohen Obrigkeit begutachtet und bestätigt worden ist, so daß eine Frage nach diesem Sinne entweder dumm oder naseweis wäre.

Dieser »gewisse Sinn« aber, der im Grunde genommen von Sargons und Assurbanipals Zeiten bis auf Wilhelm II. derselbe geblieben ist, er ist es, der plötzlich in Zweifel gezogen wird. Bis gestern wußte ich, daß ich unter meinen Truppen keinen anderen, als eben den kriegerischen Geist – das ist die Bereitschaft jedes Soldaten, den Feind zu töten und selber getötet zu werden – zu erhalten und zu stärken habe, wofür aber durchaus die volle Überzeugung davon, daß der Krieg etwas Heiliges sei, notwendig ist. Dieser Überzeugung aber wird nun ihre Grundlage genommen, dem Kriegsdienste geht seine – um mich gelehrt auszudrücken – »moralisch-religiöse Sanktion« verloren.

Der Politiker: Das ist alles furchtbar übertrieben. Nirgends macht sich solch ein radikaler Umschwung in den Anschauungen bemerkbar. Einerseits wußten auch früher alle Leute, daß der Krieg ein Übel sei und daß es desto besser wäre, je weniger Krieg geführt würde, anderseits wissen auch heute alle ernsthaften Leute, daß er eine solche Art Übel ist, dessen vollständige Ausrottung in der gegenwärtigen Zeit noch nicht ganz möglich ist. Es handelt sich also gar nicht darum, die Kriege ganz aufzuheben, sondern darum, ihre Möglichkeit allmählich, und vielleicht vorerst ganz langsam, immer enger und enger zu begrenzen. Im Prinzip bleibt die Anschauung über den Krieg so bestehen, wie sie auch früher war: es ist ein unabwendbares Übel, ein Elend, das in den äußersten Fällen geduldet werden muß.

Der General: Und weiter haben Sie nichts zu sagen?

Der Politiker: Nein.

Der General (springt von seinem Platze auf): Hatten Sie einmal Gelegenheit, die Daten der Heiligen einer näheren Beobachtung zu unterziehen?

Der Politiker: Sie meinen wohl, ob ich mal im Kalender geblättert habe? Gewiß; schon der verschiedenen Namenstage wegen.

Der General: Und haben Sie bemerkt, was für Heilige dort vermerkt sind?

Der Politiker: Es gibt verschiedene Heilige.

Der General: Ja, aber welchem Berufe gehörten sie an?

Der Politiker: Das wird wohl verschieden gewesen sein, denke ich.

Der General: Das ist es eben, daß er gar nicht so sehr verschiedenartig war.

Der Politiker: Wie? Sie meinen doch wohl nicht, daß sie alle zum Militär gehörten?

Der General: Nicht alle, aber die Hälfte.

Der Politiker: Ach, was das wieder für eine Übertreibung ist!

Der General: Wir wollen sie ja nicht für irgendeine Statistik zählen. Ich stelle nur fest, daß eigentlich alle Heiligen unserer russischen Kirche nur in zwei Klassen geteilt werden können: sie waren entweder Mönche verschiedener Rangordnung oder Fürsten, was in alten Zeiten durchaus soviel sagen will, wie Krieger, und andere Heilige gibt es bei uns nicht -, womit ich natürlich nur die Heiligen männlichen Geschlechts gemeint haben will. Sie sind entweder Mönche oder Krieger.

Die Dame: Die Gottesnarren haben Sie wohl vergessen?

Der General: Keineswegs! Aber unsere Gottesnarren sind doch etwas, wie eine Art irregulärer Mönche. Was der Kosak für die Armee bedeutet, das ist der Gottesnarr für das Mönchtum. Übrigens - wenn Sie mir unter den russischen Heiligen auch nur einen Weltgeistlichen, oder Kaufmann, oder Diakon, oder Beamten, oder Kleinbürger, oder Bauern - mit einem Worte

jemand, der irgend etwas anderes als Mönch oder Krieger war, – ausfindig machen können, so gehört Ihnen alles, was ich nächsten Sonntag aus Monte Carlo mitbringe.

Der Politiker: Besten Dank! Ich überlasse Ihnen Ihre Schätze und die Hälfte aller Heiligen oder, wenn Sie wollen, auch alle. Nur möchte ich Sie bitten, mir zu erklären, welche Schlußfolgerung Sie eigentlich aus Ihrer Entdeckung oder Beobachtung ziehen möchten. Sie wollten damit doch nicht etwa sagen, daß nur Mönche oder Krieger sittliche Vorbilder sein können?

Der General: Da haben Sie etwas vorbeigeraten. Ich kenne unter Weltgeistlichen, Bankiers, Beamten und Bauern hochsittliche Menschen, und das tugendsamste Wesen, dessen ich mich erinnern kann, war die Kinderfrau eines meiner Bekannten. Doch davon wollen wir ja nicht reden. Ich habe darum auf die Heiligen hingewiesen, um zu fragen, wie es möglich ist, daß ihnen ebenso viele Krieger als Mönche zugezählt und diese sogar allen anderen friedlichen, bürgerlichen Berufsarten vorgezogen werden können, wenn der Kriegsdienst immer als ein Übel angesehen worden wäre, das man etwa so dulden muß wie den Handel mit Spirituosen oder sonst noch etwas Schlimmeres?

Es ist klar, daß die christlichen Völker, die ja doch den Kirchenkalender zusammengestellt haben – (*es ist ja nicht nur bei den Russen, sondern auch bei den anderen Völkern annähernd ebenso*) –, nicht nur persönliche Verehrung, sondern besondere Verehrung dem Kriegsberufe entgegenbrachten und von allen Berufsarten der Welt einzig diesen als Erziehungsmittel ansahen, das die beste Anwartschaft, sozusagen, zur Heiligkeit bot. Und diese Anschauung ist es, die so gar nicht mit dem gegenwärtigen Feldzuge gegen den Krieg übereinstimmen will.

Der Politiker: Ja, habe ich denn gesagt, daß keinerlei Veränderung eingetreten ist? Es geht ohne Zweifel eine gewisse Veränderung, die wünschenswert ist, vor sich. Die religiöse Aureole, welche den Krieg und die Krieger in den Augen der Menge umgab, sie schwindet dahin – das ist gewiß –, aber das hat ja schon lange sich vorbereitet. Und wen geht das in prak-

tischer Beziehung etwas an? Etwa die Geistlichkeit, weil die Anfertigung von Heiligenscheinen in ihrer Kompetenz liegt? Nun, in dieser Beziehung täte eine kleine Säuberung not. Was man nicht verschwinden machen kann, das wird im entgegengesetzten Sinne ausgelegt, und der Rest ist – Schweigen und Vergessen.

Der Fürst: Ja, eine wohlwollende Hilfsbereitschaft ist schon im Gange. Ich bin im Interesse unserer Verlagsarbeiten auf dem laufenden in bezug auf religiöse Literatur. Da hatte ich denn schon in zwei Zeitschriften das Vergnügen, zu lesen, daß die christliche Lehre den Krieg unbedingt für ein Unrecht ansehe.

Der General: Es ist nicht möglich!

Der Fürst: Ich habe auch meinen Augen nicht getraut. Ich kann es Ihnen aber zeigen.

Der Politiker (zum General): Sehen Sie! Was sollten Sie also für Sorge dabei haben? Sie sind doch Leute der Tat und haben mit Schönrederei nichts gemein. Oder plagt Sie beruflicher Ehrgeiz oder Hochmut? Das wäre nicht schön. In praktischer Beziehung, ich sage es nochmals, bleibt für Sie alles beim alten. Denn, wenn auch das System des Militarismus, das uns schon seit dreißig Jahren nicht mehr zu Atem kommen läßt, – verschwinden muß, so wird das Heer in einer gewissen Ausdehnung doch bleiben; und soweit es da ist, das heißt für eine Notwendigkeit gehalten wird, wird man auch von ihm dieselben kriegerischen Tugenden verlangen wie bisher.

Der General: Es ist schon meisterhaft, wie Sie es verstehen, vom toten Stier Milch zu verlangen! Wie werden Sie denn diese kriegerischen Tugenden, die Sie beanspruchen, haben können, da doch die Tugend des Kriegers – die Tapferkeit – ohne die alle anderen nichts gelten, auf dem Glauben an die Heiligkeit seines Berufes beruht? Wie aber soll er diesen haben können, wenn allgemein anerkannt wird, daß der Krieg ein Verbrechen und etwas Verderbliches ist, das nur in den äußersten, unvermeidlichen Fällen geduldet werden kann?

Der Politiker: Aber von denen, die im Kriegsdienste stehen, wird solch ein Bekenntnis ja gar nicht verlangt. Mögen sie sich doch zu den Ersten in der Welt zählen; wen geht das etwas an? Es wurde Ihnen ja schon auseinandergesetzt, daß es dem Prinzen von Lusignan gestattet war, sich König von Zypern zu nennen, wenn er nur von uns kein Geld verlangte, um den Wein von Zypern zu zahlen. Wenn Sie nur an unsere Tasche keine größeren Anforderungen stellen, als gerade erlaubt ist, so können Sie sich meinerwegen für das Salz der Erde und die Zierde des Menschengeschlechts halten; wer wird Sie daran hindern?

Der General: So sagen Sie wohl . . . ! Führen wir dieses Gespräch etwa auf dem Monde? Wollen Sie die Soldaten etwa in einem Torricellischen Vakuum unterbringen, damit sie allen anderen Einflüssen entzogen bleiben? Wie wollen Sie denn das möglich machen bei der allgemeinen Wehrpflicht, der Kürze der Dienstzeit und der Billigkeit der Tagesblätter? Nein, die Sache liegt ganz klar auf der Hand. Wenn der Kriegsdienst für alle und jeden eine erzwungene Sache sein wird und wenn in der ganzen Gesellschaft, angefangen von den Vertretungen des Staates, wie Sie z. B., eine andere, negative Anschauung über den Kriegsdienst Wurzel faßt, dann wird diese Anschauung beim Militär selbst auch Platz greifen. Wenn der Kriegsdienst von allen, angefangen von den Vorgesetzten, für ein vorläufig unvermeidliches Übel angesehen werden wird, so wird niemand diesen Beruf für die Zeit seines Lebens wählen, er sei denn irgendein Auswurf der Menschheit, der sonst nichts mehr mit sich anzufangen weiß; und zweitens werden alle diejenigen, die unfreiwillig diesen Beruf eine Zeitlang üben müssen, ihn mit solchen Gefühlen ausüben, wie etwa die an ihren Karren gefesselten Sträflinge ihre Ketten tragen. Haben Sie die Güte, unter solchen Bedingungen von »Kriegstugenden« und »militärischem Geiste« zu reden!

Herr Z.: Ich war immer davon überzeugt, daß die Abschaffung der Heeresmacht und in der Folge auch der Einzelstaaten nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nur

eine Frage der Zeit, und zwar einer nicht allzufernen Zeit, sein würde bei dem jetzigen beschleunigten Gange der Weltgeschichte.

Der General: Es ist möglich, daß Sie recht haben.

Der Fürst: Und ich nehme an, daß Sie bestimmt recht haben, obgleich mir dieser Gedanke in dieser Form noch nicht gekommen war. Das ist ja aber großartig! Überlegen Sie nur: der Militarismus erzeugt als seine letzte Ausgestaltung das System der allgemeinen Wehrpflicht, und dank diesem System geht nicht nur der Militarismus in seiner neuesten Form zugrunde, sondern auch die alten Grundlagen dieses Baues stürzen zusammen. Das ist herrlich!

Die Dame: Der Fürst hat ein ganz vergnügtes Gesicht bekommen! Das ist gut, denn er ging so finster einher, wie es einem »wahren Christen« keineswegs zusteht.

Der Fürst: Es ist schon allzuviel Trauriges in der Welt – es bleibt einem nur eine Freude, der Gedanke an den unvermeidlichen Sieg der Vernunft, allem zum Trotz.

Herr Z.: Daß der Militarismus in Europa und in Rußland sich selbst vernichtet, das ist unzweifelhaft. Welche Freuden und Triumphe uns aber daraus erwachsen werden, das wollen wir noch sehen.

Der Fürst: Wie? Sie zweifeln daran, daß der Krieg und alles, was mit ihm zusammenhängt, ein absolutes und sehr großes Übel sei, von dem die Menschheit unbedingt und sofort befreit werden müsse? Sie zweifeln daran, daß die vollständige und augenblickliche Vernichtung dieses Kannibalismus in jedem Falle ein Triumph der Vernunft und des Guten wäre?

Herr Z.: Ja, ich bin sogar vom Gegenteile überzeugt.

Der Fürst: Das heißt, wovon sind Sie überzeugt?

Herr Z.: Nun davon, daß der Krieg kein absolutes Übel und der Friede kein absolutes Gutes ist, oder besser gesagt, daß ein guter Krieg absolut möglich ist und vorzukommen pflegt, ebenso wie ein fauler Friede möglich ist und auch vorkommt.

Der Fürst: Ah! Nun verstehe ich den Unterschied zwischen Ihrer Ansicht und der des Generals; er glaubt, daß der Krieg immer eine gute Sache und der Friede immer ein Übel sei.

Der General: O nein! Auch ich verstehe, daß der Krieg ein sehr schlimmes Ding sein kann, nämlich wenn wir geschlagen werden, wie z. B. bei Narwa und bei Austerlitz, und daß der Friede etwas Wunderschönes sein kann, wie z. B. der Nystädter Friede oder der Friede von Kütschük-Kainardschi.

Die Dame: Das scheint mir eine Variante des bekannten Ausspruches jenes Kaffern oder Hottentotten zu sein, der dem Missionar erklärte, er kenne den Unterschied zwischen Gut und Böse ausgezeichnet: »Gut ist,« sagte er, »wenn ich die Weiber und Kühe anderer fortführe, und schlecht ist, wenn meine Kühe und Weiber fortgeführt werden.«

Der General: Ach, Ihr Afrikaner und ich, wir haben nur geschertzt, er unabsichtlich und ich mit Absicht. Aber nun möchte ich gern hören, wie kluge Leute die Kriegsfrage vom moralischen Standpunkte aus beurteilen werden.

Der Politiker: Ach, wenn unsere »klugen Leute« diese klare und von historischen Tatsachen bedingte Frage nur nicht mit irgendwelchen scholastischen und metaphysischen Gedankengängen verquicken möchten!

Der Fürst: Von welchem Gesichtspunkte ist diese Frage so klar?

Der Politiker: Mein Gesichtspunkt ist der gewöhnliche, in Europa allgemein übliche, den übrigens die gebildeten Leute anderer Weltteile sich auch allmählich zu eigen zu machen beginnen.

Der Fürst: Und das Wesentliche an diesem Gesichtspunkte ist natürlich, daß alles relativ genommen und kein absoluter Unterschied zwischen dem, was man tun und was man lassen muß, zwischen Gut und Böse zugelassen wird. Nicht wahr, so ist es?

Herr Z.: Ich bitte um Entschuldigung, aber dieser Widerspruch scheint mir für unsere Frage nicht von Belang zu sein. Ich erkenne z. B. den absoluten Gegensatz zwischen dem sittlich Bösen und Guten durchaus an, es ist mir aber zugleich ganz klar,

daß die Frage über Krieg und Frieden so nicht behandelt werden darf und daß es unmöglich ist, den Krieg rabenschwarz und den Frieden schneeweiß zu malen.

Der Fürst: Aber das ist ja ein innerer Widerspruch! Wenn das, was an sich böse ist, wie z. B. der Totschlag, in bestimmten Fällen – wenn es Ihnen beliebt, diesen Totschlag Krieg zu nennen – gut sein kann, wo bleibt denn da der absolute Unterschied zwischen Gut und Böse?

Herr Z.: Das ist ja furchtbar einfach: »Jeder Totschlag ist ein absolutes Böses, der Krieg ist ein Totschlag; folglich ist der Krieg ein absolutes Böses.« Das ist doch ein großartiger Syllogismus. Sie haben nur vergessen, daß Ihre beiden Sätze, sowohl der Vorder- als der Nachsatz, noch bewiesen werden müssen und daß die Schlußfolgerung daher vorläufig noch in der Luft hängt.

Der Politiker: Habe ich es nicht gesagt, daß wir in die Scho-lastik geraten werden?

Die Dame: Wovon sprachen Sie eigentlich?

Der Politiker: Von irgendwelchen Vor- und Nachsätzen. (Über irgendwelche große und kleine Pakete*.)

Herr Z.: Verzeihen Sie, wir werden gleich zur Sache kommen. Sie behaupten also, daß töten, das heißt einem anderen das Leben nehmen, in jedem Falle ein absolutes Böses ist?

Der Fürst: Ohne Zweifel.

Herr Z.: Nun, und getötet werden? Ist das ein absolutes Böses oder nicht?

Der Fürst: Bei den Hottentotten – selbstverständlich ja. Wir sprachen jedoch vom sittlich Bösen, und dieses kann nur in den persönlichen Handlungen eines vernunftbegabten Wesens und nicht in dem beschlossen sein, was von seinem Willen unabhängig mit ihm geschieht. Folglich ist getötet werden dasselbe, wie an der Cholera oder Influenza sterben, – und daher nicht nur nicht absolut böse, sondern überhaupt kein Böses. Das haben uns schon Sokrates und die Stoiker gelehrt.

* Ein Wortspiel, das nicht wiederzugeben ist, denn im Russischen heißt »posylka« sowohl Satz – in der Logik – als auch Sendung = Paket.

Herr Z.: Nun, für Leute aus so längst vergangenen Zeiten wage ich keine Verantwortung zu übernehmen. Aber Ihre Unbedingtheit bei der moralischen Abschätzung eines Totschlages scheint auch sehr zu hinken. Ihrer Meinung nach besteht das absolute Böse darin, daß einem anderen etwas zugefügt wird, was gar kein Böses ist. Möge dem nun sein wie ihm wolle, aber hier scheint mir doch etwas nicht richtig zu sein. Lassen wir übrigens diese hinkende Geschichte, sonst geraten wir wirklich noch in die Scholastik. Bei einem Totschlage liegt also das Böse nicht in der konkreten Tatsache der Vernichtung des Lebens, sondern in der moralischen Ursache dieser Tatsache, das ist im bösen Willen dessen, der da tötet, nicht wahr?

Der Fürst: Nun, natürlich. Denn ohne diesen bösen Willen kann es ja auch gar keinen Totschlag geben, sondern nur ein Unglück etwa oder eine Unvorsichtigkeit.

Herr Z.: Das ist klar, – wenn der Wille zu töten gar nicht da ist, wie z. B. bei einer mißlungenen Operation. Aber man kann sich auch eine andere Sachlage vorstellen, wenn der Wille zwar nicht direkt den Totschlag zum Ziele hat, sich aber im voraus schon im Falle der äußersten Notwendigkeit dafür entscheidet, – ist eine Tötung in diesem Sinne Ihrer Meinung nach auch ein absolutes Böses?

Der Fürst: Sobald sich der Wille für die Tötung entschieden hat – gewiß.

Herr Z.: Kann es aber nicht vorkommen, daß der Wille, obgleich er sich für die Tötung entschieden hat, dennoch kein »böser« Wille wäre, und daß daher auch die Tötung, von dieser subjektiven Seite her betrachtet, kein absolut Böses wäre?

Der Fürst: Nun, das ist schon ganz unverständlich... übrigens, jetzt errate ich, was Sie meinen: Sie denken an den berühmten Fall, wo irgendein Vater in irgendeiner einsamen Gegend sieht, wie ein von wilden Leidenschaften entbrannter Wüstling sich auf seine unschuldige – (des größeren Effektes wegen ist sie auch immer minderjährig) – Tochter wirft, um an ihr eine gräßliche Schandtat zu verüben, und der unglückliche Vater, der seiner Tochter nicht

anders helfen kann; tötet den Bösewicht. Diese Argumente habe ich schon tausendmal gehört.

Herr Z.: Bemerkenswert bei dieser Geschichte ist nicht, daß Sie sie schon tausendmal gehört haben, sondern daß niemand jemals von Ihren Gesinnungsgenossen eine sachliche oder irgendwie zutreffende Erwiderung auf dieses einfache Argument gegeben hat.

Der Fürst: Ja, worauf erwarten Sie eigentlich eine Erwiderung?

Herr Z.: Da haben wir es! Nun, wenn Sie es nicht in Form einer Erwiderung tun wollen, so beweisen Sie doch auf irgendeine andere Art gerade und unumwunden, daß es in allen Fällen ohne Ausnahme, also auch in diesem Falle, von dem eben hier die Rede war, besser ist, dem Bösen keinen Widerstand entgegenzusetzen, als auf die Gefahr hin, einen schlechten und schädlichen Menschen töten zu müssen, Gewalt anzuwenden.

Der Fürst: Was benötigt es eines besonderen Beweises für einen Einzelfall? Haben Sie einmal zugegeben, daß der Totschlag vom sittlichen Standpunkte aus ein Böses ist, so ist es klar, daß er es auch in jedem einzelnen Falle ist.

Die Dame: Nun, das war schwach.

Herr Z.: Das war sogar sehr schwach, mein Fürst. Darüber, daß es überhaupt besser ist, nicht zu töten, als zu töten, darüber kann es keinen Streit geben, darin sind sich alle einig. Hier handelt es sich nur um die Einzelfälle. Die Frage ist, ob der allgemeine oder allgemein anerkannte Grundsatz: »Du sollst nicht töten!« absolut gültig ist und folglich keinerlei Ausnahme in keinem Falle und unter keinerlei Umständen zuläßt, oder ob dennoch eine Ausnahme denkbar und der Satz folglich keine absolute Gültigkeit hat?

Der Fürst: Eine derartige bestimmte Formulierung der Frage kann ich nicht zugeben. Und wozu soll das führen? Nehmen wir an, ich gäbe zu, daß in Ihrem besonderen Falle, den Sie absichtlich für unseren Streit konstruiert haben . . .

Die Dame (tadelnd): Ah! Ah!

Der General (ironisch): Ohoho!

Der Fürst (ohne davon Notiz zu nehmen): Nehmen wir an, es wäre in dem von Ihnen konstruierten Falle besser zu töten, als nicht zu töten! Faktisch gebe ich das ja natürlich nicht zu, aber nehmen wir einmal an, Sie hätten wirklich recht, nehmen wir sogar an, Ihr Fall wäre kein erdachter, sondern ein wirkliches Geschehnis, aber, wie Sie selbst zugegeben haben, ein ganz seltener Ausnahmefall! Wir reden aber doch vom Kriege – also einer allgemeinen Welterscheinung; und nun werden Sie uns doch nicht versichern wollen, daß sich Napoleon oder Moltke oder Skobeljev in einer Lage befunden hätten, die in irgendeiner Weise der Lage jenes Vaters ähnlich war, der die Unschuld seiner minderjährigen Tochter gegen einen Bösewicht verteidigen mußte?

Die Dame: Das hört sich schon bei weitem besser an. Bravo, mon prince!

Herr Z.: Das war wirklich ein sehr gewandter Sprung, um eine unangenehme Frage zu umgehen. Wollen Sie mir jedoch gestatten, zwischen diesen beiden Erscheinungen – dem einen Totschlag und dem Krieg – den logischen und zugleich historischen Zusammenhang festzustellen! Nehmen wir zu diesem Zweck wieder unser Beispiel, aber ohne jene Einzelheiten, die seine Bedeutung scheinbar erhöhen, sie in Wirklichkeit aber nur abschwächen! Wir wollen von einem Vater und einer minderjährigen Tochter ganz absehen, weil dadurch der rein ethische Charakter der Frage verloren geht und sie aus dem Gebiete einer vernünftigen sittlichen Erkenntnis in die Welt natürlicher sittlicher Empfindung übertragen wird. Denn die Elternliebe veranlaßt natürlich diesen Vater, den Bösewicht auf der Stelle zu töten, ohne vor der Frage haltzumachen, ob er im Sinne eines höheren sittlichen Prinzips dieses tun soll und darf. Nehmen wir also nicht einen Vater, sondern einen kinderlosen, von sittlichen Ideen erfüllten Menschen, vor dessen Augen ein fremdes, ihm unbekanntes wehrloses Geschöpf von einem rasenden Bösewicht überfallen wird. Soll nun Ihrer Meinung nach dieser moralische Mensch die Hände falten und Tugend predigen, während ein

vom Satan besessenes wildes Tier über sein Opfer herfällt? Wird nun dieser moralische Mensch Ihrer Meinung nach nicht den sittlichen Impuls haben, gegen dieses Tier Gewalt anzuwenden, selbst wenn die Möglichkeit, einen Totschlag zu begehen, ziemlich wahrscheinlich ist? Und wenn er nun die Missetat ruhig geschehen läßt, während er dazu Moral predigt, glauben Sie nicht, daß ihn sein Gewissen quälen und daß er Scham bis zum Abscheu über sich selber empfinden wird?

Der Fürst: Es ist sehr möglich, daß alles, was Sie da sagen von diesem moralischen Menschen, der nicht an die Realität der sittlichen Ordnung glaubt oder vergißt, daß Gott nicht in der Kraft, sondern in der Wahrheit zu finden ist, daß alles das wirklich von ihm empfunden wird.

Die Dame: Das ist auch sehr gut gesagt. Nun, was haben Sie jetzt darauf zu antworten?

Herr Z.: Ich habe darauf zu sagen, daß ich wünschte, diese Antwort wäre besser, das heißt deutlicher, einfacher und der Sache entsprechender ausgedrückt worden. Sie wollten doch sagen, daß der moralische Mensch, der wirklich an die göttliche Wahrheit glaubt, sich in einem solchen Falle, ohne gegen den Bösewicht mit Gewalt vorzugehen, an Gott wenden müßte mit der Bitte, daß die böse Tat nicht geschehen möge entweder durch ein Wunder auf sittlichem Gebiete, z. B. die plötzliche Bekehrung des Bösewichts, oder durch ein Wunder auf physischem Gebiete, z. B. einen plötzlichen Schlaganfall oder sonst etwas Ähnliches...

Die Dame: Es geht auch ohne Schlaganfall: Der Bösewicht kann durch etwas erschreckt oder überhaupt in irgendeiner Weise von seinem bösen Vorhaben abgelenkt werden.

Herr Z.: Eigentlich ist das einerlei, weil das Wunder ja nicht im Vorgange selbst liegt, sondern in der zweckvollen Verbindung dieses Vorganges – sei er nun eine physische Lähmung oder irgendeine seelische Erregung – mit dem Gebete und seinem moralischen Gegenstande. In jedem Falle führt das vom Fürsten vorgeschlagene Mittel doch auf das Gebet um ein Wunder zurück.

Der Fürst: Ja, . . . das heißt . . . warum auf das Gebet . . . und das Wunder?

Herr Z.: Ja, worauf denn sonst?

Der Fürst: Wenn ich glaube, daß die Welt von einem guten und vernünftigen Lebensprinzip regiert wird, glaube ich damit auch, daß in der Welt nur das geschehen kann, was damit, das heißt mit dem göttlichen Willen übereinstimmt.

Herr Z.: Entschuldigen Sie, bitte, die Frage: Wie alt sind Sie?

Der Fürst: Was soll diese Frage?

Herr Z.: Sie enthält nichts Beleidigendes – ich versichere Sie. Sie sind doch immerhin schon dreißig Jahre alt?

Der Fürst: Das ist zu wenig gerechnet.

Herr Z.: Da werden Sie also wohl Gelegenheit gehabt haben, zu sehen oder zu hören oder zu lesen, daß dennoch böse und unmoralische Dinge in dieser Welt geschehen.

Der Fürst: Und?

Herr Z.: Ja also . . . das heißt doch, daß die »moralische Ordnung der Dinge«, oder die Wahrheit, oder der göttliche Wille sich augenscheinlich von selbst in der Welt nicht verwirklichen können . . .

Der Politiker: Endlich ein vernünftiges Wort! Wenn das Böse existiert, so können oder wollen die Götter es nicht verhindern – in beiden Fällen aber gibt es dann absolut keine allmächtigen und wohlthätigen Götter. Dieser Schluß ist alt, aber wahr.

Die Dame: Ach, wie Sie aber sind!

Der General: Nun sind Sie aber hübsch weit gekommen! Von dieser Philosophie wird einem schwindlig!

Der Fürst: Diese Philosophie taugt nicht viel! Als ob Gottes Wille mit irgendwelchen Vorstellungen, die wir uns von Gut und Böse machen, zu tun hätte.

Herr Z.: Mit irgendwelchen Vorstellungen hat er allerdings nichts zu tun, aber mit dem wirklichen Begriff des Guten ist er aufs engste verbunden. Andernfalls, wenn Gut und Böse der Gottheit überhaupt gleichgültig sind, so haben Sie sich selber damit endgültig widerlegt.

Der Fürst: Auf welche Weise?

Herr Z.: Ja, – wenn es Ihrer Meinung nach der Gottheit gleichgültig ist, daß der physisch überlegene Übeltäter unter dem Einfluß seiner tierischen Leidenschaft ein schwaches Geschöpf vernichtet, so wird die Gottheit erst recht nichts dagegen haben, wenn jemand von uns unter dem Einfluß des Mitgefühls dem Übeltäter den Garaus macht. Sie werden doch nicht eine solche Ungerechtigkeit verteidigen wollen, daß nur der Totschlag eines schwachen und hilflosen Geschöpfes kein Übel vor Gott, daß der Totschlag eines starken und bösen Tieres aber wohl ein solches sei.

Der Fürst: Das scheint Ihnen nur eine Ungereimtheit, weil Sie das nicht in Betracht ziehen, worauf es ankommt: Vom moralischen Standpunkte ist nicht wichtig, wer getötet wird, sondern wichtig ist, wer tötet. Sie selbst sagten ja, daß der Übeltäter ein Tier, das heißt ein Wesen ohne Vernunft und Gewissen sei, – welch ein moralisches Übel kann also in seinen Handlungen liegen?

Die Dame: Ach, ach! Ja, handelt es sich denn um ein Tier – im buchstäblichen Sinn des Wortes? Das wäre ja ebenso, als wenn ich meiner Tochter sagte: Mein Engel, was sprichst du für Dummheiten! Und Sie würden mich anschreien: Was fällt Ihnen ein, können Engel Dummheiten reden? Ach, ach, ist das ein dummer Streit! –

Der Fürst: Entschuldigen Sie, – ich begreife sehr gut, daß Sie nur metaphorisch den Übeltäter ein Tier nannten und daß dieses Tier weder Klauen noch Schweif hat; es ist aber auch klar, daß die Unvernunft und Gewissenlosigkeit hier im buchstäblichen Sinne gemeint sind: Denn ein mit Vernunft und Gewissen begabter Mensch kann doch nicht solche Dinge tun.

Herr Z.: Das ist ein neues Spiel mit Worten! Natürlich verliert der Mensch, der tierisch handelt, Vernunft und Gewissen in dem Sinne, daß er aufhört auf ihre Stimme zu hören, daß aber Vernunft und Gewissen überhaupt in ihm schweigen – das müssen Sie mir erst noch beweisen. Vorerst nehme ich aber ruhig weiter an, daß der tierische Mensch sich von Ihnen und mir nicht dadurch unterscheidet, daß ihm Vernunft und Ge-

wissen fehlen, sondern daß er entschlossen ist, ihnen zuwider zu handeln – je nach der Laune seines Tieres. Ein ebensolches Tier sitzt auch in uns, nur halten wir es für gewöhnlich an der Kette, während jener Mensch es von der Kette losgelassen hat, um sich nun, an seinem Schwanze hängend, von ihm ins Schlepptau nehmen zu lassen. Auch er hat die Kette – nur benutzt er sie nicht.

Der General: Das ist es eben. Wenn aber der Fürst anderer Meinung ist als Sie, so schlagen Sie ihn mit seinem eigenen Geschütz! Denn wenn der Bösewicht nur ein Tier ohne Vernunft und Gewissen ist, so kann man ihn ebenso totschiessen, wie einen Wolf oder Tiger, die einen Menschen anfallen, – das ist, wie mir scheint, auch vom Tierschutzverein noch nicht verboten.

Der Fürst: Sie vergessen aber wieder, daß es sich nicht um diesen Menschen handelt – möge sein Zustand wie immer, das ist, seine Vernunft und sein Gewissen völlig atrophiert oder er selbst bewußt unmoralisch sein, wenn solches möglich ist, – sondern daß es sich um Sie selber handelt: Ihre Vernunft und Ihr Gewissen sind nicht atrophiert, und Sie wollen nicht bewußt den Forderungen Ihrer Vernunft und Ihres Gewissens zuwiderhandeln. – Also werden Sie auch diesen Menschen, wie er immer auch sei, nicht töten.

Herr Z.: Gewiß würde ich ihn nicht töten, wenn Vernunft und Gewissen mir das absolut verbieten würden. Aber stellen Sie sich vor, daß Vernunft und Gewissen mir etwas ganz anderes, und wie mir scheint, etwas viel Vernünftigeres und Ehrlicheres sagen.

Der Fürst: Das ist interessant. Lassen Sie hören!

Herr Z.: Zu allererst sei bemerkt, daß Vernunft und Gewissen zum mindesten bis drei zu zählen verstehen . . .

Der General: Nun . . . nun!

Herr Z.: Darum werden auch Vernunft und Gewissen, wenn sie mich nicht täuschen wollen, zu mir drei sagen, wenn es in Wahrheit drei ist . . .

Der General (ungeduldig): Nun – nun!

Der Fürst: Ich begreife gar nichts.

Herr Z.: Ja, aber Ihrer Meinung nach sprechen Vernunft und Gewissen zu mir nur von mir selbst und von dem Bösewicht, und die ganze Angelegenheit dreht sich Ihrer Meinung nach darum, daß ich nicht irgendwie unsanft mit dem Finger an diesen Bösewicht herankomme. In Wahrheit kommt hier aber noch eine dritte Person, und wie es scheint, die Hauptperson in Betracht – das Opfer der bösen Gewalttat, das meine Hilfe verlangt. Dieses Opfer vergessen Sie immer, das Gewissen spricht jedoch auch von ihm, und zwar von ihm in erster Linie, und der göttliche Wille besteht darin, daß ich dieses Opfer rette und dabei nach Möglichkeit den Übeltäter schone. Dem Opfer aber muß ich helfen um jeden Preis und auf jeden Fall: wenn es möglich ist durch Zureden und Vorstellungen, und wenn das nicht geht, – durch Gewalt. Sind mir aber die Hände gebunden, dann greife ich erst zu dem äußersten Mittel, dem äußersten von oben – auf das Sie vorzeitig hinwiesen und das Sie so leicht wieder aufgaben – nämlich zum Gebete, das heißt jener höchsten Anspannung eines guten Willens, das – ich bin davon überzeugt – wirklich Wunder wirkt, wenn es nötig ist. – Welches von diesen Hilfsmitteln jedoch anzuwenden ist, das hängt von den inneren und äußeren Bedingungen des Ereignisses ab, nur eins ist hier absolut sicher: ich muß dem helfen, der beleidigt wird. Das ist, was mir mein Gewissen sagt.

Der General: Hurra . . . das Zentrum ist genommen!

Der Fürst: Ich habe allerdings keine so weite Auffassung des Gewissens zur Verfügung. Das meine spricht in diesem Falle kürzer und bündiger: »Du sollst nicht töten!« Das ist alles. Übrigens sehe ich auch jetzt nicht, daß wir irgendwie in unserem Wortstreit weiterkommen. Wenn ich nun auch wieder mit Ihnen einverstanden wäre, daß in dem Falle, den Sie anführen, jeder – auch der sittlich hochstehende und durchaus gewissenhafte Mensch aus Mitleid, und weil er nicht genügend Zeit hat, sich über die moralische Seite seiner Handlungsweise klar zu werden – dazu käme, einen Totschlag zu verüben, so möchte ich wissen, was

sich daraus für unsere Frage ergibt? Haben etwa – ich wiederhole die Frage – Tamerlan oder Alexander von Mazedonien oder Lord Kitchener Menschen getötet, um schwache Geschöpfe vor Bösewichtern, die ihnen nach dem Leben trachteten, zu schützen?

Herr Z.: Die Zusammenstellung Tamerlans mit Alexander von Mazedonien weissagt wenigstens für unser historisches Darstellungsvermögen nichts Gutes; da Sie aber schon das zweite Mal ungeduldig dieses Gebiet streifen, so gestatten Sie mir einen historischen Hinweis, der es uns wirklich möglich macht, die Frage der persönlichen Verteidigung mit der Frage der Verteidigung des Staates zu verbinden! Es war im zwölften Jahrhundert in Kiew. Die Teilfürsten weigerten sich – weil sie augenscheinlich schon damals Ihrer Ansicht über den Krieg waren und annahmen, daß nur zu Hause gestritten und geprügelt werden dürfe – die Polowzen mit Krieg zu überziehen, indem sie sagten, daß es ihnen leid tue, den Leuten das Elend des Krieges zu bringen. Darauf redete der Großfürst Wladimir Monomach folgendermaßen zu ihnen: »Ihr bemitleidet den gemeinen Mann, aber daran denkt ihr nicht, daß der Frühling kommen und der gemeine Mann hinausfahren wird auf sein Feld . . .«

Die Dame: Ach bitte, seien Sie doch wählerischer in Ihren Ausdrücken!

Herr Z.: So steht es in der Chronik zu lesen.

Die Dame: Sie kennen sie ja doch nicht auswendig, also bedienen Sie sich gefälligst Ihrer eigenen Ausdrücke! sonst klingt es nämlich gar so dumm: »Es kommt der Frühling« . . . und man erwartet: »Es blühen die Blumen, es singen die Nachtigallen« . . . anstatt dessen reden Sie uns aber plötzlich von irgendeinem gemeinen Manne!

Herr Z.: Es ist gut . . . Also: »Es kommt der Frühling, der Bauer fährt mit seinem Pferde aufs Feld, um es zu pflügen, – da kommt der Polowze, erschlägt den Bauer und führt sein Pferd fort; dann erscheinen die Polowzen in Scharen, erschlagen alle Bauern, nehmen die Weiber und Kinder gefangen, treiben das

Vieh fort und stecken das Dorf in Brand. Warum habt ihr hier kein Mitleid mit den Menschen? Ich aber habe Mitleid mit ihnen, und darum rufe ich euch zum Kampfe gegen die Polowzen!«

Diesmal gehorchten die beschämten Fürsten, und das Land kam zur Ruhe unter Wladimir Monomach. Darauf aber kam die Friedensliebe wieder über sie, sie vermieden äußere Kriege, um sich zu Hause desto schlimmer aufzuführen, und das Ende davon war für Rußland das Tatarenjoch und für die eigenen Nachkommen – jenes schöne Geschenk, das die Geschichte ihnen in der Person Iwans IV. bescherte.

Der Fürst: Ich verstehe gar nichts. Bald erzählen Sie uns eine solche Geschichte, die keinem von uns jemals passiert ist und wohl auch niemals passieren wird, bald reden Sie von irgendeinem Wladimir Monomach, der vielleicht niemals existiert hat und mit dem wir jedenfalls gar nichts zu schaffen haben . . .

Die Dame: Parlez pour vous, monsieur!

Herr Z.: Stammen Sie nicht aus dem Hause Rurik, mein Fürst?

Der Fürst: Man sagt so; meinen Sie, daß ich mich deshalb für Rurik, Sineus und Truvor interessieren muß?

Die Dame: Wenn man seine Vorfahren nicht kennt, so ist das meiner Ansicht nach dasselbe, wie wenn die kleinen Kinder denken, daß man sie im Gemüsegarten unter einer Kohlstaude gefunden habe.

Der Fürst: Ja, was sollen denn die Unglücklichen tun, die keine Vorfahren haben?

Herr Z.: Jeder von uns hat zum mindesten zwei große Vorfahren, die zum allgemeinen Nutz und Frommen ihre genauen und lehrreichen Aufzeichnungen hinterlassen haben, das sind – die Geschichte des eigenen Vaterlandes und die Weltgeschichte.

Der Fürst: Diese Aufzeichnungen können aber nicht für uns die Frage darüber entscheiden, wie wir jetzt sein sollen, was wir jetzt tun sollen. Mag Wladimir Monomach wirklich und nicht nur in der Phantasie irgendeines frommen Laurentius oder Hypatius existiert haben – mag er sogar ein ausgezeichnete Mensch gewesen sein und aufrichtiges Mitgefühl mit dem »gemeinen

Manne« gehabt haben! In diesem Falle war er sogar im Rechte, daß er mit den Polowzen Krieg führte, weil in jenem wilden Zeitalter das moralische Bewußtsein sich noch nicht über den groben byzantinischen Begriff des Christentums erheben konnte und um eines scheinbaren Guten willen das Töten von Menschen gestatten mochte. Wie können aber wir so etwas tun? Denn wenn wir einmal begriffen haben, daß Töten böse ist, dem göttlichen Willen zuwider und von alters her durch das göttliche Gesetz verboten, so kann es auch in keiner Weise und unter keinem anderen Namen uns erlaubt sein und kann nicht aufhören, ein Übel zu sein, wenn man statt eines Menschen tausend Menschen erschlägt und das Krieg nennt. Das ist vor allen Dingen eine persönliche Gewissensfrage.

Der General: Wenn das eine Frage des persönlichen Gewissens sein soll, so gestatten Sie mir gefälligst, Ihnen folgendes zu sagen: Ich bin in moralischer und jeder anderen Beziehung nur ein Durchschnittsmensch, nämlich weder weiß noch schwarz, sondern grau. Ich besitze weder besondere Tugenden, noch habe ich besondere Missetaten verübt. Und bei den guten Handlungen gibt es immer eine Schwierigkeit: wir können niemals der Wahrheit gemäß gewissenhaft bestimmen, was uns zum Handeln veranlaßte, wahrhafte Güte oder nur seelische Schwäche, Lebensgewohnheit und manchmal gar Ehrgeiz. Und so klein ist alles das. In meinem ganzen Leben gab es nur einen einzigen Fall, da war nichts Kleinliches da, und was die Hauptsache ist, ich weiß genau, daß es da bei mir keine zweifelhaften Beweggründe gab, daß nur gute Gewalten mich führten. Einmal nur im Leben habe ich volle sittliche Befriedigung – ja sogar eine gewisse Ekstase – empfunden, so daß ich ohne jegliches Bedenken und Zaudern handelte. Und diese gute Handlung ist bis jetzt meine schönste und reinste Erinnerung und wird es auch für immer bleiben. Nun, und diese meine einzige gute Tat war – ein Totschlag, und zwar nicht ein einfacher Totschlag, sondern ich tötete damals in einem Zeitraume von etwa einer Viertelstunde sehr viel mehr als tausend Menschen . . .

Die Dame: Quelles blagues . . . und ich bildete mir ein, daß Sie ernsthaft sprächen!

Der General: Gewiß, ganz ernsthaft, und ich kann Zeugen anführen. Natürlich habe ich nicht mit meinen eignen Händen, meinen sündigen Händen getötet, sondern mit sehr wohl-tätigen, heilsamen Kartätschen aus sehr reinen, unschuldigen Stahlgeschützen.

Die Dame: Und worin besteht hier das Gute?

Der General: Nun . . . obgleich ich nicht nur ein Krieger, sondern nach heutigen Begriffen auch eine »Militärperson« bin, so werde ich doch nicht die einfache Vernichtung von Tausenden von Menschen, seien es Deutsche oder Ungarn, Engländer oder Türken, eine gute Tat heißen. Dies aber war eine ganz besondere Sache. Ich kann auch heute noch nicht gleichmütig von ihr erzählen – so sehr hat sie meine ganze Seele durchschüttelt und durchrüttelt.

Die Dame: Also erzählen Sie schnell!

Der General: Da ich von Geschützen sprach, so werden Sie erraten haben, daß es im letzten türkischen Kriege war. Ich war bei der kaukasischen Armee, nach dem 3. Oktober . . .

Die Dame: Was ist's mit dem 3. Oktober?

Der General: Das war die Schlacht auf den Höhen von Aladjadagh, als wir zum ersten Male den »unüberwindlichen« Mukhtar Pascha gründlich durchbleuten. . . . Also nach dem 3. Oktober waren wir plötzlich im asiatischen Gebiete. Ich befand mich auf dem linken Flügel und befehligte die Vorhut, die das Terrain auszukundschaften hatte. Meine Division bestand aus Nishnij-Nowgoroder Dragonern, dreihundert kubanschen Kosaken und einer reitenden Batterie.

Die Gegend bietet ein trauriges Bild – in den Bergen geht es noch, ist es noch schön, aber unten im Tale fällt das Auge nur auf leere, abgebrannte Dörfer, auf zertretene Felder. Wir kommen also hinab in ein Tal – es war am 28. Oktober – auf der Karte ist ein großes armenisches Dorf verzeichnet. Natürlich war kein Dorf mehr vorhanden – es war aber vor kurzem wirklich noch

ein solches und zwar ein großes dagewesen: man sieht den Rauch auf mehrere Werst Entfernung.

Ich ziehe meine Leute zusammen, weil es heißt, daß man hier auf eine starke Kavallerieabteilung stoßen könne; ich reite mit den Dragonern, die Kosaken bilden den Vortrab. Ganz in der Nähe des Dorfes macht der Weg eine Biegung. Ich sehe, meine Kosaken kommen an die Biegung und bleiben stehen wie festgewurzelt – rühren sich nicht. Ich galoppiere nach vorn. Ehe ich noch etwas sehen kann, errate ich an dem brenzlichen Fleischgeruch, daß die Baschibuzuken hier ihre Küche verlassen haben. Ein riesig großer Troß flüchtiger Armenier hat sich nicht retten können, sie haben ihn hier eingeholt und nun auf ihre Art gewirtschaftet. Unter den einzelnen Wagen haben sie Feuer angemacht und die Armenier, – den einen mit dem Kopf, den anderen mit den Füßen, den dritten mit der Brust oder dem Rücken über dem Feuer am Wagen angebunden und sie langsam schmoren lassen. Den Frauen sind die Brüste abgeschnitten, die Leiber aufgeschlitzt. Auf alle Einzelheiten will ich nicht eingehen. Nur eins steht mir jetzt noch lebendig vor Augen: eine Frau liegt rücklings auf der Erde und ist an den Schultern und dem Halse an die Deichsel des Wagens gebunden so, daß sie den Kopf nicht wenden kann – sie liegt so und ist weder geschunden noch verbrannt, nur das Gesicht ist verzerrt, als sei sie augenscheinlich vor Entsetzen gestorben . . . vor ihr aber ist eine hohe Stange in die Erde geschlagen und an ihre Spitze ein nackter Säugling angebunden – wohl ihr Sohn – ganz schwarz gebrannt und mit hervorquellenden Augen . . . daneben am Boden liegt ein Rost mit glühenden Kohlen! . . .

Da kam es über mich, zuerst wie eine tödliche Seelenqual – die Welt Gottes war mir ekelhaft anzuschauen – und ganz mechanisch war, was ich sagte und tat.

Ich kommandierte leichten Trab vorwärts, wir kamen in das niedergebrannte Dorf – weder Haus noch Hof, alles ist dem Erdboden gleichgemacht. Plötzlich sehen wir – aus einem ausgetrockneten Brunnen kriecht etwas Seltsames, Menschenähnliches . . .

es kriecht heran rauchgeschwärzt, zerlumpt, fällt mit dem Gesicht zur Erde nieder und murmelt etwas Unverständliches in seiner Sprache, auf armenisch. Wir hoben ihn auf, fragten ihn aus; er erwies sich als ein Armenier aus dem benachbarten Dorfe, – ein aufgeweckter/ Bursche. Er war in Handelsgeschäften in dieses Dorf gekommen, als die Einwohner sich gerade anschickten zu flüchten. Kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, als die Baschibuzuken hereinbrachen – in großer Menge, etwa vierzigtausend an der Zahl. Nun, ihm lag natürlich alles andere näher als zu zählen. Er versteckte sich im Brunnen. Dort hörte er das Schreien und Stöhnen – übrigens wußte er auch so, wie das enden würde. Dann hörte er, wie die Baschibuzuken zurückkamen und einen anderen Weg nahmen.

»Nun gehen sie gewiß,« sagte er, »in unser Dorf und tun den Unsrigen dasselbe.« Er jammerte und rang die Hände.

Hier kam es plötzlich wie eine Erleuchtung über mich. Es war, als ob mein Herz sich aus seiner Erstarrung löse und Gottes Welt wieder ein Lächeln für mich hätte. Ich frage den Armenier, ob die Teufel sich schon lange fortgemacht haben, – er meint, vor etwa drei Stunden.

»Wie weit ist es zu Pferde zu euerm Dorfe?«

»Reichlich fünf Stunden.«

»In zwei Stunden kann man sie nicht einholen . . . Ach Gott, gibt es denn keinen anderen, kürzeren Weg zu euch?«

»Gewiß, gewiß« – und er wird ganz lebendig – »es gibt einen Weg durch eine Schlucht . . . er ist ganz kurz . . . wenige kennen ihn.«

»Kann ein Reiter ihn passieren?«

»Ja wohl.«

»Und die Geschütze?«

»Es wird schwierig sein, aber es ist möglich.«

Ich befahl, dem Armenier ein Pferd zu geben, und vorwärts ging es mit der ganzen Division hinter ihm drein, – in den Engpaß. Wie wir dort in den Bergen krochen und kletterten, ich habe es kaum bemerkt. Ich bewegte mich wieder ganz mechanisch;

nur in der Seele war solch eine Leichtigkeit, als würde ich von Flügeln getragen, und die volle Gewißheit lebte in mir, daß ich weiß, was getan werden muß und daß es getan werden wird.

Als wir den letzten Engpaß verlassen, nach welchem unser Weg sich mit der Hauptstraße wieder vereinigen soll, sehe ich, wie der Armenier zurückgaloppiert und mit den Händen winkt; das soll heißen: sie sind da! Ich ritt an den Vortrab heran, lugte durch das Fernrohr: es stimmte – viele, viele Reiter bewegten sich vorwärts, natürlich waren es nicht vierzigtausend, aber dreibis viertausend sicher, wenn nicht gar fünftausend.

Als die Teufel der Kosaken ansichtig wurden, machten sie kehrt und nahmen die Richtung auf uns zu – wir kamen beim Austritt aus der Schlucht gerade an ihren linken Flügel heran. Sie gaben Flintenschüsse auf die Kosaken ab. Diese asiatischen Ungeheuer schossen mit den europäischen Gewehren ganz, als wären sie wirkliche Menschen. Bald hier, bald dort sinkt ein Kosak vom Pferd. Der älteste Kommandeur der Sotnien* reitet an mich heran:

»Wollen Euer Exzellenz den Befehl zur Attacke geben? Diese verfluchten Kerle werden uns wie die Rebhühner herunterschießen, während die Geschütze auffahren. Wir können sie selber auseinander Sprengen.«

»Kinder, wartet noch einen Augenblick!« sag' ich. »Auseinandersprengen könnt ihr sie natürlich schon, aber was ist denn das für ein Genuß? Mir hat Gott nicht befohlen, sie auseinanderzusprengen, sondern ein Ende zu machen mit ihnen.« Den Kommandeuren von zwei Sotnien befahl ich, in offenen Formationen vorzugehen und das Geplänkel mit dem Teufelspack zu beginnen, dann aber, das Gefecht entwickelnd, in der Richtung der Geschütze zurückzugehen. Eine Sotnie ließ ich zurück, um die Geschütze zu decken, die Nishnij-Nowgoroder aber stellte ich in Abständen links von der Batterie auf. Ich selbst zittere vor Ungeduld. . . . Den gebratenen Säugling mit den hervorgequollenen Augen sehe ich immer vor mir . . . die Kosaken fallen . . . ach, mein Gott!

* Sotnie = 100 Reiter.

Die Dame: Wie endete nun die Geschichte?

Der General: Sie endete ausgezeichnet, ganz tadellos! Die Kosaken entwickelten das Gefecht und wichen zugleich mit lautem Hurraschreien zurück – die Teufelskerle folgten ihnen auf dem Fuß, – vom Eifer hingerissen, – sogar das Schießen stellten sie ein und sprengten mit ihrer ganzen Schar auf uns los. Als die Kosaken auf etwa zweihundert Faden an die ihrigen heran gekommen waren, liefen sie auseinander, jeder seines Weges. Nun, ich sehe, die Stunde des Gottesgerichts ist gekommen.

»Die Sotnie – auseinandertreten!« Meine Deckung teilt sich – die eine Hälfte nach rechts, die andere nach links – alles fertig! . . . Gott helfe uns!

Ich befahl der Batterie, das Feuer zu eröffnen.

Und Gottes Segen war wirklich mit meinen Geschützen. Solch ein teuflisches Geheul habe ich in meinem Leben nicht gehört. Ehe sie sich besinnen konnten, folgte eine zweite Kartätschen salve. Ich sehe, wie die ganze Horde sich zurückwirft. – Die dritte Salve folgt. Nun folgte so ein Durcheinander, wie wenn in einen Ameisenhaufen einige brennende Zündhölzer geworfen würden. Sie werfen sich nach allen Seiten, drücken einander nieder.

Jetzt gingen wir mit den Kosaken und Dragonern vom linken Flügel vor und mähten sie herunter wie die Kohlköpfe. Ganz wenige entkamen – wer der Kartätsche entwichte, der mußte über die Klinge springen. Ich sehe, daß einige schon die Flinte wegwerfen, vom Pferde springen und um Pardon bitten. Da kam es aber nicht mehr auf meine Befehle an – meine Leute begriffen selbst, daß hier von keinem Pardon die Rede sein kann, – die Kosaken und Dragoner machten alle nieder.

Wenn diese hirnlosen Teufel nach den beiden ersten Salven, die, man kann wohl sagen, aus nächster Nähe – etwa auf zwanzig bis dreißig Faden Entfernung – auf sie abgeschossen wurden, auf die Geschütze losgesprengt wären, anstatt sich zurückzuwerfen, so hätten sie uns schon endgültig den Garaus gemacht, zur dritten Salve wäre es nicht gekommen.

Nun, Gott war mit uns! Die Sache war erledigt. In meiner Seele war ein – frohes Auferstehungsfest.

Wir sammelten unsere Toten – siebenunddreißig hatten ihre Seelen Gott gegeben. Wir bahrten sie auf einer Stelle, wo der Boden etwas eben war, in einigen Reihen auf, schlossen ihnen die Augen. In der dritten Sotnie hatte ich einen alten Unteroffizier, Odartschenko, einen großen Bibelkundigen und überhaupt einen mit wunderbaren Fähigkeiten begabten Mann. In England wäre er unbedingt Premierminister geworden. Jetzt sitzt er in Sibirien wegen Auflehnung gegen die Amtsgewalt bei Aufhebung irgendeines Klosters der Raskolniki und der Zerstörung des Grabes irgendeines bei dieser Sekte besonders verehrten Greises. Ich rief ihn herbei: »Höre, Odartschenko«, sage ich zu ihm, »wir leben jetzt in Kriegszeiten und können uns nicht lang mit Hallelujasingen abgeben, – sei du an Stelle des Priesters – und halte das Totenamt für unsere Toten!« Für ihn war das natürlich ein Hauptvergnügen. »Ich werde mich bemühen, Exzellenz,« und dabei strahlt die Bestie ordentlich über das ganze Gesicht. Es fanden sich auch Kirchensänger unter den Unsrigen. Die Totenmesse wurde gehalten, wie es sich gehört. Nur die priesterliche Absolution konnte nicht erteilt werden, aber sie war in diesem Falle auch nicht nötig: es hatte ihnen schon im voraus das Christuswort, das von denen redet, die für die Ihrigen ihr Leben lassen, Absolution erteilt. Als wäre es erst heute gewesen, so steht mir dieses Totenamt vor Augen. Es war ein Herbsttag, und der Himmel ganz bewölkt, doch da – bevor die Sonne unterging, teilten sich die Wolken, unter uns dunkelte die Schlucht, aber über uns am Himmel schwammen farbige Wolken wie himmlische Heerscharen, die sich hier versammelten. In meiner Seele war noch immer dieselbe Osterstimmung, solch eine Ruhe und eine ungreifliche Leichtigkeit fühlte ich, als wäre aller Schmutz des Lebens von mir abgewaschen und alle Erdenlast von mir genommen, mit einem Worte – ein himmlischer Zustand, – ich fühlte Gott, und damit ist alles gesagt. Und als Odartschenko der hinübergegangenen Krieger betend gedachte, die für ihren Glauben,

ihren Kaiser und ihr Vaterland auf dem Schlachtfelde Leib und Leben gelassen hatten, und jeden einzelnen beim Namen nannte – da begriff ich, daß es sich hier nicht um Vielrederei und um irgend-eine Formalität handelte, wie Sie zu sagen geruhten, sondern daß es wirklich und wahrhaftig ein christliches Heer gibt und daß der Krieg eine große, ehrliche und heilige Sache war, ist und sein wird . . . bis ans Ende der Welt . . .

Der Fürst (nach einigem Schweigen): Und als Sie nun die Ihrigen in dieser lichten Seelenstimmung begraben hatten, haben Sie da gar nicht an die Feinde gedacht, die Sie in so großer Anzahl erschlagen hatten?

Der General: Gott sei Dank gelang es uns, früher fortzukommen, ehe dieses Aas-Zeug anfang, sich selbst in Erinnerung zu bringen.

Die Dame: Ach, nun haben Sie den ganzen Eindruck verdorben! Wie kann man nur so sein?

Der General (wendet sich an den Fürsten): Was verlangen Sie eigentlich von mir? Sollte ich diesen Schakalen, die weder Christen noch Muselmänner, sondern, der Teufel weiß was waren – ein christliches Begräbnis geben? Und wenn ich wirklich, in einem Anfall von Wahnsinn, den Befehl gegeben hätte, daß ihnen mit meinen Kosaken zusammen die Totenmesse gelesen werden müsse, so würden Sie mich jetzt vielleicht einer religiösen Gewalttat beschuldigen. Wie sollte es wohl anders sein? Diese armen herzigen Wesen machten bei Lebzeiten dem Teufel ihre Reverenz, beteten das Feuer an, und ich wollte sie nach ihrem Tode den abergläubischen und groben Zeremonien eines falschen Christentums aussetzen? Nein, ich hatte eine ganz andere Sorge. Ich berief die Befehlshaber der einzelnen Sotnien und die Hauptleute und gab den Befehl, daß niemand von unseren Leuten sich auf eine Distanz von drei Saschen diesem Teufels-A. . . nähern dürfe, denn ich sah, daß meinen Kosaken, ihrer Gewohnheit gemäß, schon lange die Hände danach juckten, deren Taschen zu untersuchen. Wer weiß, welche Pestilenz sie da über uns gebracht hätten! Hol' sie der Kuckuck!

Der Fürst: Habe ich Sie recht verstanden? Sie fürchteten, daß die Kosaken die Leichen der Baschibuzuken plündern und dadurch irgendeine Ansteckung auf Ihre Division übertragen könnten?

Der General: Jawohl, das war es, was ich fürchtete. Ich denke, das ist klar.

Der Fürst: Wahrhaftig, ein christliches Kriegsheer!

Der General: Sie meinen die Kosaken? Eine richtige Räuberbande sind sie! Das waren sie übrigens immer.

Der Fürst: Was soll das heißen? Reden wir denn im Traume?

Der General: Mir scheint auch etwas nicht zu stimmen. Ich kann gar nicht verstehen, worauf sich eigentlich Ihre Frage bezieht.

Der Politiker: Der Fürst wundert sich wahrscheinlich, daß Ihre idealen und fast heiligen Kosaken sich plötzlich Ihren eigenen Worten nach als eine richtige Räuberbande erweisen.

Der Fürst: Ja, so ist es, und ich frage mich, auf welche Weise der Krieg eine »große, ehrliche und heilige« Sache sein kann, wenn aus Ihren eigenen Worten folgt, daß er eigentlich der Kampf einer Räuberbande mit einer anderen ist.

Der General: Ah! Das ist es also! . . . »Der Kampf einer Räuberbande mit einer anderen!« Ja, das ist es ja gerade, daß es »andere« sind, eine ganz andere Sorte. Oder glauben Sie wirklich, daß es ein und dasselbe ist, ob man bei gegebener Gelegenheit einmal etwas stiehlt, oder ob man Säuglinge vor den Augen der Mutter auf Kohlen brät? Ich will Ihnen etwas sagen: mein Gewissen ist in dieser ganzen Sache so rein, daß ich jetzt noch zuweilen bedaure, nicht sofort danach gestorben zu sein, nachdem ich das Kommando für die zweite Kartätschensalve abgegeben hatte. Und ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß ich, wenn ich damals gestorben wäre, sofort mit meinen siebenunddreißig Kosaken vor dem Throne des Allerhöchsten hätte erscheinen dürfen, und daß wir unseren Platz im Himmel neben dem bußfertigen Sünder, der seine Sünden am Kreuze bereut hat, bekommen hätten. Denn nicht umsonst ist er an dieser Stelle im Evangelium angeführt.

Der Fürst: Jawohl, aber sicherlich werden Sie im Evangelium keine Stelle finden, die darauf hinweist, daß mit dem reuigen

Sünder nur diejenigen, die mit uns gleicher Nation und gleichen Glaubens sind, und nicht Angehörige jeder Nation, jeden Glaubens sich vergleichen dürfen.

Der General: Warum fallen Sie so über mich her, als wäre ich schon tot und könnte mich nicht mehr verteidigen? Wann habe ich in dieser Sache in bezug auf Nationalität und Glauben Unterschiede gemacht? Sind die Armenier meine Landsleute und Glaubensgenossen? Und habe ich gefragt, welchen Glaubens und welchen Stammes diese Teufelsbrut ist, die ich mit Kartätschen niedermachte?

Der Fürst: Sie haben sich aber bis jetzt noch keinen Augenblick daran erinnert, daß diese Teufelsbrut Menschen waren, daß in jedem Menschen Böses und Gutes vorhanden ist und daß jeder Räuber, sei er nun ein Kosak oder ein Baschibuzuk, dem reuigen Sünder aus dem Evangelium gleich werden kann.

Der General: Werde aus Ihnen einer klug! Bald sagen Sie, daß ein böser Mensch dasselbe sei wie ein unverantwortliches Tier, und gleich darauf behaupten Sie, daß der Baschibuzuk, der Säuglinge brät, dem bußfertigen Sünder aus dem Evangelium gleichzustellen sei. Und das einzig alles darum, damit das Böse in keiner Weise bloßgestellt werde. Meiner Ansicht nach ist aber nicht das wichtig, daß in jedem Menschen die Keime des Guten und Bösen vorhanden sind, sondern das ist wichtig, welche dieser beiden Kräfte in jemandem die andere besiegt hat. Nicht das ist interessant, daß aus dem Saft der Weinrebe sowohl Wein als auch Essig gemacht werden kann, sondern wichtig ist, was sich in dieser Flasche dort befindet – Wein oder Essig. Wenn es nämlich Essig ist und ich trinke aus Gläsern davon und ich bewirte andere damit mit der Erklärung, daß der Essig aus demselben Stoffe gewonnen worden ist, wie der Wein, so werde ich mit dieser Weisheit außer einer verdorbenen Verdauung niemand einen weiteren Dienst erweisen. Alle Menschen sind Brüder. Ausgezeichnet – ich freue mich sehr, daß es so ist. Was folgt aber weiter daraus? Brüder pflegen doch untereinander sehr verschieden zu sein. Und warum sollte ich mich nicht dafür

interessieren, wer von meinen Brüdern Kain und wer Abel ist? Und wenn mein Bruder Kain meinem Bruder Abel das Fell über die Ohren zieht, und ich – weil ich mich eben nicht gleichgültig dazu verhalte – meinem Bruder Kain dafür einen solchen Rippenstoß versetze, daß ihm dieser Spaß vergeht, – dann machen Sie mir plötzlich den Vorwurf, daß ich die Bruderliebe vergessen hätte. Ich habe sie absolut nicht vergessen – darum habe ich mich ja gerade in die Angelegenheit gemischt, – wenn ich nicht daran gedacht hätte, dann wäre ich ruhig vorübergegangen.

Der Fürst: Woraus ergibt sich aber gerade dieses Dilemma: entweder ich gehe vorüber, oder ich gebe einen Rippenstoß?

Der General: Ja, einen dritten Ausweg werden Sie wahrscheinlich in diesen Fällen schwerlich finden. Sehen Sie, Sie schlagen ja als Ausweg das Gebet zu Gott vor, er möge direkt eingreifen, das heißt mit anderen Worten, er möge selbst mit eigener Hand jeden Bösewicht plötzlich zur Vernunft bringen, – aber ich glaube, Sie haben dann selbst von diesem Ausweg Abstand genommen. Ich sage aber, daß dieser Ausweg in allen Fällen gut ist, daß er aber an sich eine Tat niemals ausschließen kann. Fromme Leute beten wohl vor der Mahlzeit, aber kauen tun sie doch selber mit ihren eigenen Kauwerkzeugen. Ich habe ja auch nicht ohne Gebet meine reitende Artillerie kommandiert.

Der Fürst: Solch ein Gebet ist natürlich Gotteslästerung; es ist ja nicht notwendig, zu Gott zu beten, sondern Gottes Willen zu tun.

Der General: Und das heißt?

Der Fürst: Wer in der Tat vom wahren Geiste des Evangeliums durchdrungen ist, der findet in sich, wenn es notwendig ist, die Fähigkeit, durch Worte, Gebärden und durch sein ganzes Wesen so auf seinen armen Bruder, der in der Finsternis lebt und einen Totschlag oder eine andere Missetat begehen will, zu wirken, – er versteht es, ihn so zu erschüttern, daß er mit einem Male seinen Irrtum begreift und den falschen Weg verläßt.

Der General: Ihr Heiligen allesamt! Ihrer Meinung nach sollte ich also vor den Baschibuzuken, die Säuglinge zu braten pflegen, mit rührseligen Mienen rührende Worte sprechen?

Herr Z.: Hier wären wohl Worte wegen der großen Entfernung und wegen der Verschiedenheit der Sprache nicht ganz am Platze gewesen. Was aber Gebärden betrifft, die eine erschütternde Wirkung ausüben können, so bin ich doch mit Ihrer Erlaubnis der Ansicht, daß hier etwas Besseres als eine Kartätschensalve nicht gut denkbar ist.

Die Dame: In der Tat, in welcher Sprache und mit Hilfe welcher Instrumente hätte der General sich wohl mit den Baschibuzuken verständigen sollen?

Der Fürst: Ich habe gar nicht davon gesprochen, daß er im Sinne des Evangeliums hätte auf die Baschibuzuken wirken können. Ich sagte nur, daß ein vom wahren Sinne des Evangeliums erfüllter Mensch auch in diesem, wie in jedem anderen Falle die Möglichkeit gefunden hätte, in diesen dunkeln Seelen das Gute zu erwecken, das in jedem menschlichen Wesen verborgen ist.

Herr Z.: Glauben Sie das in der Tat?

Der Fürst: Ich zweifle absolut nicht daran.

Herr Z.: Nun, und glauben Sie auch, daß Christus vom wahren Sinne des Evangeliums genügend durchdrungen war oder nicht?

Der Fürst: Was bedeutet diese Frage?

Herr Z.: Sie bedeutet, daß ich wissen möchte, warum denn Christus durch die Kraft des evangelischen Geistes nicht so wirkte, daß er das Gute weckte, das in den Seelen des Judas, Herodes, der jüdischen Hohenpriester und endlich jenes unbußfertigen Sünders verborgen war, dessen man gewöhnlich gar nicht denkt, wenn von seinem bußfertigen Gefährten die Rede ist? Für die positive christliche Anschauung gibt es hier eigentlich keine unüberwindliche Schwierigkeit. Sie sind aber gezwungen, eins von beiden zu opfern; entweder Ihre Gewohnheit, sich auf Christus und das Evangelium als auf die höchste Autorität zu berufen, – oder aber Ihren moralischen Optimismus. Denn der dritte, ziemlich abgebrauchte Ausweg – die Verneinung der Tatsachen des Evangeliums als einer späteren Erfindung oder willkürlichen Auslegung der Geistlichkeit, – der ist Ihnen in diesem

Fälle durchaus versperrt. Wie Sie auch den Text der vier Evangelien für Ihre Zwecke verdrehen und verkürzen mögen, als unwiderleglich bleibt für unsere Frage doch die Hauptsache bestehen: daß Christus grausame Verfolgung und einen schimpflichen Tod durch die Bosheit seiner Feinde erdulden mußte. Daß er selbst auf seiner sittlichen Höhe über dem allen stand, daß er keinen Widerstand leisten wollte und daß er seinen Feinden verzieh – das ist verständlich sowohl von meinem als von Ihrem Standpunkte aus. Wenn er aber seinen Feinden verzieh, warum – um mit Ihren Worten zu reden – befreite er ihre Seelen nicht von der furchtbaren Finsternis, in der sie sich befanden? Warum besiegte er ihre Bosheit nicht durch die Kraft seiner Sanftmut? Warum weckte er nicht das in ihnen schlummernde Gute? Warum erleuchtete er ihre Seelen nicht? Warum bewirkte er ihre geistige Umwandlung nicht? Mit einem Worte, warum wirkte er auf Judas, Herodes und die Hohenpriester nicht so, wie er eben nur auf den einen bußfertigen Sünder wirkte? Ich kann nur wiederholen: entweder konnte er nicht, oder wollte er nicht. In beiden Fällen sind Sie gezwungen, die Konsequenz zu ziehen, daß er nicht genügend erfüllt war vom wahren Geiste des Evangeliums. Und da es sich, wenn ich nicht irre, um das Evangelium des Christus handelt und nicht um irgend etwas anderes, so erweist es sich Ihren Gedankengängen zufolge, daß Christus nicht genügend vom wahren christlichen Geiste durchdrungen war, zu welcher Schlußfolgerung ich Ihnen bestens gratuliere.

Der Fürst: Ich will mich keineswegs in ein Wortgefecht mit Ihnen einlassen, wie ich auch gern darauf verzichte, ein christliches Degengefecht mit dem General zu bestehen . . .

(Hier stand der Fürst auf und war augenscheinlich im Begriff, etwas so Starkes zu sagen, daß der Gegner mit einem Schlage ohne Kampf niedergeworfen worden wäre, – da schlug es vom nächsten Glockenturm sieben Uhr.)

Die Dame: Es ist Zeit zum Diner? Es ist auch nicht möglich, einen solchen Streit schnell zum Abschluß zu bringen. Nach Tisch haben wir unsere Partie, aber morgen muß dieses Gespräch durchaus auf alle Fälle fortgesetzt werden. *(Zum Politiker):* Sind Sie einverstanden?

Der Politiker: Mit der Fortsetzung dieses Gespräches? Und ich hatte mich so darüber gefreut, daß es ein Ende hatte! Denn der Streit nahm doch schon diesen gewissen durchaus unangenehmen und spezifischen Charakter an, der Religionskriegen eigen zu sein pflegt. Und das entspricht doch so wenig der Jahreszeit! Mir ist jedenfalls mein Leben lieber als alles andere.

Die Dame: Stellen Sie sich doch nicht so an! Sie sollen auf alle Fälle an der Fortsetzung teilnehmen! – Denn was sollte das heißen, daß Sie da saßen und sich das geheimnisvolle Aussehen eines wirklichen Mephisto gaben?

Der Politiker: Es kann sein, daß ich morgen in der Stimmung bin, am Gespräch teilzunehmen, doch nur unter der Bedingung, daß nicht soviel die Religion dabei vorkommt. Ich verlange ja nicht gerade, daß sie ganz ausgeschaltet werde, denn das scheint unmöglich zu sein, – aber weniger davon, um Gottes willen, weniger davon!

Die Dame: Ihr »um Gottes willen« ist in diesem Falle wirklich allerliebste!

Herr Z. (zum Politiker): Das beste Mittel, um das zu erreichen, wäre, wenn Sie – möglichst viel reden wollten.

Der Politiker: Was ich auch verspreche. Obgleich ich durchaus finde, daß Zuhören angenehmer ist als Reden, besonders in diesen reinen, von Wohlgerüchen erfüllten Lüften; aber um unsere kleine Gesellschaft vor inneren Streitigkeiten zu bewahren, die sich besonders verderblich bei unserer Partie Piquet äußern könnten, – bin ich bereit, mich für zwei Stunden zu opfern.

Die Dame: Das ist ausgezeichnet. Für übermorgen also – den Abschluß unserer Religionsstreitigkeiten. Der Fürst hat Zeit, irgendeine vollständig unwiderlegliche Entgegnung vorzubereiten. Nur müssen Sie auch wirklich dabei sein. Eine kleine Gewöhnung an geistige Dinge tut doch not.

Der Politiker: Übermorgen auch noch? Nun, – nein, soweit geht meine Selbstaufopferung nicht, außerdem muß ich übermorgen nach Nizza fahren.

Die Dame: Nach Nizza? Wie naiv ist doch diese Diplomatie! Aber das hilft nichts: Sie sind schon längst durchschaut, und jeder weiß, daß wenn Sie sagen, ich muß nach Nizza, das einfach heißt, ich will mich in Monte Carlo amüsieren. Gut also – übermorgen werden wir auch ohne Sie fertig. Versinken Sie nur in die Materie, wenn Sie nicht fürchten, nach einiger Zeit ein Geist zu werden. Gehen Sie nach Monte Carlo, und mag die Vorsehung Sie nach Verdienst belohnen!

Der Politiker: Mit der Vorsehung haben meine Verdienste nichts zu tun, sondern nur mit der Durchführung unumgänglicher Maßregeln. Erfolg jedoch und ein wenig Berechnung – das finde ich erlaubt – sowohl bei der Roulette als auch bei allem anderen.

Die Dame: Morgen müssen wir uns aber durchaus wieder alle zusammenfinden.

DAS ZWEITE GESPRÄCH

»Audiatur et altera pars«

Am folgenden Tage, zur verabredeten Stunde vor dem Diner, saß ich mit den anderen am Teetisch unter den Palmen. Es fehlte nur der Fürst, auf den wir warten mußten. Da ich nicht Karten spielte, schrieb ich am Abend noch dieses ganze Gespräch von Anfang an nieder. Der Politiker sprach dieses Mal viel, und so lang spann er den Faden seiner Rede, daß es unmöglich war, alles wiederzugeben. Ich habe eine genügende Anzahl seiner Aussprüche wortgetreu angeführt und habe mich bemüht, den Ton im großen und ganzen festzuhalten, aber natürlich konnte ich in vielen Fällen nur mit meinen eigenen Worten den Sinn seiner Rede wiedergeben.

Der Politiker: Schon lange habe ich eine Eigentümlichkeit beobachtet: die Menschen, die sich ein besonderes Steckenpferd aus irgendeiner höheren Moral zurechtgemacht haben, die sind absolut nicht imstande, sich die ganz einfache und notwendige, ja meiner Meinung nach allein notwendige Tugend der Höflichkeit anzueignen. Daher bleibt einem nichts anderes übrig, als dem Schöpfer dafür zu danken, daß es eine verhältnismäßig so geringe Anzahl von Leuten gibt, die von irgendeiner Idee einer höheren Moral besessen sind, – ich sage »Idee«, denn der Moral selbst ist noch niemand wirklich begegnet, und ich habe daher auch gar keine Veranlassung, an das Vorhandensein von etwas Ähnlichem zu glauben.

Die Dame: Nun, das ist eine alte Geschichte; was die Höflichkeit aber anbetrifft, so ist es wahr, was Sie sagen. Versuchen Sie es doch, solange das »sujet en question« noch nicht da ist, zu beweisen, daß Höflichkeit die einzige unentbehrliche Tugend ist! – Versuchen Sie es so leichthin, wie man etwa ein Instrument im Orchester vor Beginn der Ouvertüre zu stimmen versucht.

Der Politiker: Ja, in solchen Fällen hört man nur vereinzelte Töne, und so monoton würde die Sache auch jetzt, denn bis zum Erscheinen des Fürsten würde kaum jemand eine andere Meinung geltend machen, . . . nun, und in seiner Gegenwart wäre es heute sehr unhöflich, von Höflichkeit zu reden.

Die Dame: Gewiß. Nun aber Ihre Beweise?

Der Politiker: Ich denke, Sie werden damit einverstanden sein, daß man sehr wohl in einer Gesellschaft leben kann, in der es keinen einzigen reinen, uneigennütigen, keinen einzigen aufopferungsfähigen Menschen gibt. Ich wenigstens könnte mich sehr gut in einer solchen Gesellschaft zurechtfinden . . .

Die Dame: Zum Beispiel in Monte Carlo.

Der Politiker: Auch in Monte Carlo und an allen anderen Orten. Nirgends macht sich das Verlangen auch nur nach einem einzigen Vertreter höherer Tugenden geltend! Versuchen Sie es dagegen, in einer Gesellschaft zu leben, in der nicht ein einziger höflicher Mensch zu finden wäre! . . .

Der General: Ich weiß nicht, von welchen Gesellschaften Sie zu reden belieben, ich kann nur sagen, daß es in der Kampagne* von China oder auch in der türkischen Kampagne noch ohne einige andere Tugenden außer der Höflichkeit nicht recht gegangen wäre.

Der Politiker: Wollen Sie nicht auch noch sagen, daß für diejenigen, die durch Afrika reisen, etwas mehr als nur Höflichkeit notwendig sei! Ich rede doch nur vom regelrechten Alltagsleben in einer zivilisierten menschlichen Gesellschaft. Sehen Sie, diese braucht keine höheren Tugenden und kein sogenanntes Christentum. (*Zu Herrn Z.:*) Sie schütteln den Kopf?

Herr Z.: Ich denke an eine traurige Begebenheit, die mir vor einigen Tagen mitgeteilt wurde.

Die Dame: Und die ist?

Herr Z.: Mein Freund N. ist plötzlich gestorben.

Der General: Der bekannte Romanschriftsteller?

* Ein Wortspiel, das hier nicht wiederzugeben ist; Kampagne heißt auch Gesellschaft auf russisch.

Herr Z.: Jawohl.

Der Politiker: Ja, die Zeitungsberichte über seinen Tod waren so unklar.

Herr Z.: Das war es eben. Die Berichte waren durchaus unklar.

Die Dame: Warum mußten Sie gerade in diesem Augenblick daran denken? Ist er an irgend jemandes Höflichkeit gestorben?

Herr Z.: Im Gegenteil, – er starb an nichts anderem als an seiner eigenen übermäßigen Höflichkeit.

Der General: Also auch in diesem Punkte werden unsere Gesinnungen, wie es scheint, auseinandergehen.

Die Dame: Erzählen Sie doch davon, wenn es möglich ist!

Herr Z.: Es ist kein Geheimnis. Mein Freund war auch der Ansicht, daß die Höflichkeit zwar nicht die einzige Tugend, wohl aber in jedem Falle die erste notwendige Stufe der gesellschaftlichen Moral sei, und hielt es daher für seine Pflicht, allen ihren Anforderungen auf das strengste nachzukommen. Er betrachtete unter anderem auch als seine Pflicht: alle Briefe, auch von Unbekannten, ebenso alle Bücher und Broschüren, die ihm zur Rezension zugesandt wurden, zu lesen, alle Briefe zu beantworten und alle Rezensionen, die man von ihm verlangte, zu schreiben; überhaupt alle an ihn gerichteten Bitten und Anliegen genau zu erfüllen; infolgedessen war er den ganzen Tag mit fremden Angelegenheiten beschäftigt und für die eigenen blieben ihm nur die Nächte; ferner – alle Einladungen anzunehmen, und, wenn er zu Hause war, alle Besuche zu empfangen. Solange mein Freund jung war und geistige Getränke leicht vertrug, wurde dieses Sträflingsleben, das er sich infolge seiner Begriffe über Höflichkeit geschaffen hatte, wenn es ihn auch bedrückte, doch nicht zur Tragödie: der Wein erfreute sein Herz und rettete ihn vor Verzweiflung. Wenn er schon bereit war, nach dem Strick zu langen, ergriff er die Flasche, und nach einem guten Zug aus ihr trug er wieder tapferer seine Ketten. Aber seine Gesundheit war schwach, und mit fünfundvierzig Jahren mußte er auf Spirituosen verzichten. Im nüchternen Zustande wurde

ihm sein Zuchthausleben zur Hölle, und jetzt teilt man mir mit, daß er seinem Leben ein Ende gemacht habe.

Die Dame: Was? Einzig und allein um der Höflichkeit willen? Nun, er war einfach verrückt.

Herr Z.: Es ist zweifellos, daß er sein seelisches Gleichgewicht verloren hatte, aber das Wort »einfach« paßt wohl am allerwenigsten hierher.

Der General: Ja, auch ich habe solche Fälle von Wahnsinn gekannt, wollte einer sich da richtig auskennen, so könnte er wohl selbst den Verstand verlieren, so wenig »einfach« war das alles.

Der Politiker: Nun, es ist in jedem Falle klar, daß die Höflichkeit hiermit nichts zu tun hat. Ebensowenig wie der spanische Thron schuld ist am Irrsinn des Titularrates Wimmerl, ebensowenig hat die Pflicht der Höflichkeit etwas mit dem Wahnsinn Ihres Freundes zu tun.

Herr Z.: Selbstverständlich, ich rede ja auch nicht gegen die Höflichkeit, sondern gegen Ihre Erhebung zu einem absoluten Grundsatz.

Der Politiker: Ein absoluter Grundsatz, wie überhaupt alles Absolute, kann nur von Menschen ausgedacht werden, denen es an gesundem Menschenverstand und an Gefühl für lebendige Wirklichkeit fehlt. Ich lasse keinerlei absolute Prinzipien, sondern nur Prinzipien der Notwendigkeit gelten. Ich weiß z. B. ausgezeichnet, daß, wenn ich nicht das Prinzip der Reinlichkeit beobachte, das für mich und für andere ekelhaft sein wird. Da ich unangenehme Empfindungen weder erfahren noch erwecken will, so halte ich unverbrüchlich an dem Grundsatz fest, daß ich mich täglich wasche, meine Wäsche wechsle usw., und zwar nicht darum, weil das bei anderen oder bei mir selbst nun einmal so üblich ist oder weil es ein heiliger Brauch ist, den zu verletzen Sünde wäre, sondern weil die Verletzung dieses Grundsatzes ipso facto, rein äußerlich genommen, unangenehm wäre. Ganz dasselbe gilt auch von der Höflichkeit überhaupt, zu der eigentlich die Sauberkeit, als ein Teil, auch gehört. Die Regeln der Höflichkeit zu beobachten ist mir, wie auch jedem anderen, viel bequemer,

als sie zu verletzen – folglich beobachtete ich sie. Ihr Freund konnte ja, wenn er wollte, sich einbilden, daß die Höflichkeit es erfordert, auf alle Briefe und Bittschriften wahllos, ohne Rücksicht auf Bequemlichkeit und eigenen Vorteil, zu antworten, – das ist dann aber schon nicht mehr Höflichkeit, sondern eine Art unsinniger Selbstaufopferung.

Herr Z.: Eine maßlos entwickelte Gewissenhaftigkeit wurde bei ihm zur Manie, die sein Verderben herbeiführte.

Die Dame: Das ist aber schrecklich, daß ein Mensch wegen solch einer Dummheit zugrunde gehen mußte. Konnten Sie ihn wirklich nicht zur Vernunft bringen?

Herr Z.: Ich versuchte es auf jede Weise und hatte einen sehr starken Verbündeten in einem Wallfahrer vom Berge Athos, einem halben Narren, aber einem ganz merkwürdigen Menschen. Mein Freund hielt ihn sehr hoch und beriet sich oft mit ihm in geistigen Angelegenheiten. Jener merkte nun sofort, wo die Wurzel des Übels lag. Ich kenne diesen Wallfahrer gut und ich hatte zuweilen Gelegenheit, bei ihren Unterredungen dabei zu sein. Wenn mein Freund anfang, ihm seine moralischen Zweifel darüber mitzuteilen, ob er wohl in diesem recht oder in jenem unrecht gehabt habe, dann unterbrach ihn Barsonophius sofort mit den Worten: »He, he, um deine Sünden machst du dir Sorgen? – Laß das gehen, das ist nichts wert! Siehst du, ich sage dir: Sündige fünfhundertneununddreißigmal am Tage, aber in erster Linie – bereue nichts, denn sündigen und bereuen – das kann jeder. Du aber fahre fort zu sündigen und bereue niemals! Denn wenn die Sünde böse ist, so ist doch das Gedenken des Bösen dasselbe, wie das Böse sich oder anderen nachtragen, und das wird niemand loben. Die allerschlimmste Art des Nachtragens aber ist sich seine Sünden selber nachtragen. Gedenke nur lieber des Bösen, das dir andere tun – davon hast du einen Nutzen, denn du wirst dich in Zukunft vor solchen Leuten in acht nehmen; an das eigene Böse vergiß auch nur zu denken, als wäre es gar nicht dagewesen. Es gibt nur eine Todsünde, das ist – Verzagtheit, denn aus ihr wird die Verzweiflung geboren,

Verzweiflung aber ist schon eigentlich nicht mehr Sünde, sondern der geistige Tod selbst. Nun, und was gibt es da noch für Sünden? Trunksucht etwa? Ein kluger Mensch wird doch nur so viel trinken, als er in sich aufnehmen kann, er wird es nicht maßlos tun; ein dummer Mensch, nun, der übertrinkt sich auch an Quellwasser; der Schwerpunkt liegt also nicht im Wein, sondern im Unverstand. Manche Menschen verbrennen sich aus Unverstand mit Branntwein, nicht nur innerlich, sondern so, daß sie auch von außen ganz schwarz werden und kleine Flämmchen so über sie hingleiten – ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen; – wie kann aber da noch von Sünde die Rede sein, wenn das höllische Feuer schon selbst sichtbar aus einem herausbrennt? – Über die verschiedenen Übertretungen des sechsten Gebotes kann ich aus meinem Gewissen heraus sagen: Hier ist es schwierig, ein Urteil zu fällen, aber zu loben ist es keineswegs. Nein, das empfehle ich nicht! Gewiß, es ist ein Vergnügen, das durch und durch geht, darüber ist kein Wort zu verlieren – aber, schließlich und endlich, – Zaghaftigkeit kürzt auch das Leben. Wenn du mir nicht glauben willst, so lies, was hier ein gelehrter deutscher Doktor schreibt!« Und Barsonophius nahm vom Bücherbrett ein Buch von altmodischem Aussehen und fing an, darin zu blättern: »Was das Titelblatt allein schon wert ist, Bruderherz! Die Ma-kro-bio-tik von Hu-fe-land! Schau hier auf S. 176 . . .« Und er las langsam mit Ausdruck eine Seite, wo der deutsche Verfasser eifrig vor planloser Verschwendung der Lebenskräfte warnt. »Da siehst du also! Warum soll ein kluger Mensch sich selber benachteiligen? Wenn man jung und gedankenlos ist, kommt einem das alles, wer weiß wie, vor, später aber, nun – da ist man sich doch selber zu schade. Wenn du aber immer an das Vergangene denken und jammern willst: ‚Warum habe ich gottloser Mensch meine Unschuld dahingegeben, warum habe ich die Reinheit des Leibes und der Seele verloren?‘ – so kann ich dir nur sagen, daß das eine reine Dummheit ist, das heißt einfach sich dem Teufel als Hanswurst ausliefern. Ihm ist es natürlich schmeichelhaft, wenn deine Seele nicht vorwärts und

aufwärts geht, sondern immerzu auf dem einen schmutzigen Fleck herumtappt. Höre aber meinen Rat: Sobald er dich mit dieser Reue zu plagen anfängt, spucke aus und reib's mit dem Fuße trocken: ‚Da, siehst du, sind alle meine schweren Sünden, – so ungeheuer wichtig sind sie mir.‘ Dann wird er schon von dir ablassen! – ich spreche aus Erfahrung. Nun, und was für Übertretungen hast du noch begangen? Stehlen, denke ich, wirst du doch nicht? Und wenn du auch gestohlen hättest, das Unglück ist nicht groß: heutzutage stehlen alle. Denke also nicht an diese Nichtigkeiten, und hüte dich nur vor einem: vor – Verzagtheit! Wenn dir Gedanken über deine Sünden kommen, – ob du nicht etwa jemand durch irgend etwas gekränkt hast, so gehe entweder ins Theater oder in eine lustige Gesellschaft oder lies irgendein Witßblatt! Willst du aber von mir durchaus Vorschriften, so sollst du auch eine Vorschrift haben: sei im Glauben fest, nicht aus Furcht vor der Sünde, sondern weil es für einen klugen Menschen mit Gott schon sehr angenehm und ohne Gott recht ruchlos zu leben ist. Vertiefe dich in das Wort Gottes, denn wenn du es mit Verständnis liest, so ist jeder Satz – ein Geschenk. Bete täglich wenigstens ein- oder zweimal mit Inbrunst, denn du vergißt es gewiß nicht, dich zu waschen, ein inniges Gebet ist aber für die Seele besser wie jede Seife. Faste, damit deine Verdauung und deine sonstigen inneren Organe gesund seien, – die Ärzte empfehlen jetzt so etwas nach dem vierzigsten Lebensjahre. Denke nicht an fremde Angelegenheiten und beschäftige dich nicht mit Wohltätigkeitsveranstaltungen, wenn du selber deine Arbeit hast, begegnest du aber einem Armen, so gib ihm ohne zu rechnen. Auch den Kirchen und Klöstern opfere viel ohne zu zählen – dort im himmlischen Rechnungsbuche wird schon alles richtig vermerkt. Nun, dann wirst du gesund an Leib und Seele sein. Mit solchen Scheinheiligen aber, die es lieben in die Seele eines anderen zu kriechen, weil es in der eigenen Seele öde ist – mit denen pflege keinen Umgang.«

Solche und ähnliche Reden hatten einen guten Einfluß auf meinen Freund, sie waren aber nicht imstande, den Ansturm

quälender Eindrücke zu überwältigen, und zudem kam er in letzter Zeit selten mit Barsonophius zusammen.

Der Politiker: Dieser Wallfahrer spricht ja in seiner Weise fast dasselbe wie ich.

Die Dame: Um so besser. Aber wirklich welch feiner Moralphilosoph! »Sündige und was die Hauptsache ist – bereue nie,« – das gefällt mir ungemein.

Der General: Ich denke aber, daß er so nicht zu allen spricht. Irgendeinen Seelenverkäufer und schmutzigen Kerl wird er wahrscheinlich in einer anderen Tonart abkanzeln.

Herr Z.: Natürlich. Sobald er aber moralische Kleinmütigkeit bemerkt, wird er sofort Philosoph und sogar Fatalist. Eine sehr kluge und gebildete alte Dame hat er geradezu begeistert. Sie bekannte sich wohl zum russischen Glauben, aber ihre Erziehung hatte sie im Auslande erhalten, daher suchte sie, nachdem sie viel über unseren Barsonophius gehört hatte, zu ihm Beziehungen wie etwa zu einem Directeur de conscience, er aber erlaubte ihr nicht, sich viel über ihre seelischen Schwierigkeiten auszusprechen. »Warum quälst du dich mit diesem Dreck? Wer trägt nach so etwas Verlangen? Siehst du, mir, einem einfachen Bauern, ist es langweilig dich anzuhören, kannst du also glauben, daß es dem lieben Gott interessant ist? Und was ist darüber überhaupt zu reden? Du bist alt, du bist hinfällig; und besser wird es mit dir nicht mehr werden«, sie erzählte mir davon lachend und mit Tränen in den Augen; übrigens versuchte sie eine Widerrede, er aber überzeugte sie endgültig mit einer Geschichte aus dem Leben früherer Einsiedler, – Barsonophius hat sie mir und Herrn M. auch öfter erzählt. Die Geschichte ist gut, nur fürchte ich, daß es etwas lange dauern würde, sie jetzt wiederzugeben.

Die Dame: Machen Sie es doch kurz!

Herr Z.: Ich werde mich bemühen: In der Einsiedelei von Nitra lebten ihrem Seelenheile zwei Eremiten. Ihre Klausen waren nicht weit voneinander entfernt, aber sie sprachen niemals miteinander, höchstens, das sie zuweilen ihre Psalmen im Wechselgesang beteten. So verlebten sie viele Jahre, und ihr Ruhm begann

sich über Ägypten und die Nachbarländer auszubreiten. Einstmals nun gelang es dem Teufel, in beiden Seelen zugleich ein Vorhaben zu erwecken, und sie nahmen, ohne ein Wort zueinander zu sagen, ihre Arbeit – aus Palmblättern und Zweigen geflochtene Körbe und Matten – und gingen mitsammen nach Alexandria. Dort verkauften sie ihre Arbeit und dann zechten sie drei Tage und drei Nächte hindurch mit Trunkenbolden und mit Buhlerinnen und kehrten dann in ihre Einsiedelei zurück. Der eine von beiden weinte bitterlich und war sehr bekümmert. »Ich Ruchloser, jetzt bin ich ganz verloren! Solch eine Raserei, solch ein Schmutz kann durch nichts mehr gut gemacht werden! Umsonst waren alle meine Fasten, meine Mühen und Gebete, – mit einem Male habe ich alles unwiederbringlich vernichtet!« . . . Der andere geht aber neben ihm her und singt mit froher Stimme seine Psalmen . . .

»Bist du wahnsinnig geworden, oder was ist mit dir geschehen?«

»Warum?«

»Ja, weil du dir gar keinen Kummer machst!«

»Und worüber soll ich mir Kummer machen?!«

»Wie sagst du? . . . Ja und Alexandria?«

»Was ist's mit Alexandria? Ehre sei dem Höchsten, der diese berühmte und fromme Stadt beschützt!«

»Was haben wir aber in Alexandria getrieben?«

»Das ist doch klar! – Wir haben Körbe verkauft, haben zum heiligen Markus gebetet. Wir sind in die andern Tempel gegangen und haben den frommen Statthalter in seinem Palaste aufgesucht, wir haben mit der uns Mönchen wohlgesinnten Donna Leonilla Zwiegespräche gepflogen . . .«

»Und haben wir nicht im Hause von Buhlerinnen die Nacht verbracht?«

»Gott soll uns bewahren! Den Abend und die Nacht brachten wir in der Unterkunft des Patriarchen zu.«

»Ihr heiligen Märtyrer, er hat seinen Verstand verloren . . . und wo haben wir uns an Wein betrunken?«

»Wein und Speise haben wir vom Tische des Patriarchen erhalten, zu Ehren des Festes der Darstellung Mariä, der heiligsten Muttergottes, im Tempel.«

»Unseliger! Und mit wem küßten wir uns, um von Schlimmerem zu schweigen?«

»Mit dem heiligen Kuß ehrte uns beim Abschiede der oberste Vater, der ruhmwürdigste Erzbischof der hohen Stadt Alexandria und von Ägypten, Lybien und Pentapolis, der Richter der christlichen Welt, Vater Timotheus mit allen Vätern und Brüdern des gotterwählten Klerus.«

»Was ist mit dir? Du spottest wohl meiner? Oder bist du infolge der gestrigen Greuel vom Teufel selbst besessen? Mit abscheulichen Buhlerinnen hast du, Ruchloser, dich geküßt.«

»Nun, ich weiß nicht, wer von uns beiden vom Teufel besessen ist, – ich, der ich mich an den Gaben Gottes und dem Wohlwollen unserer frommen Vorgesetzten freue und den Schöpfer mit allen seinen Geschöpfen lobe, – oder du, der du hier rastest und das Haus unseres ruhmwürdigsten Vaters und Patriarchen ein Buhlhaus nennst und ihn selbst und seinen Gott wohlgefälligen Klerus wie wirkliche Buhlerinnen beschimpfst!«

»O du Abtrünniger! Du Ausgeburt des Arius! Es sind des verabscheuungswürdigen Apollinarius arg verfluchte Reden!«

Und der um seinen Sündenfall bekümmerte Eremit fiel über seinen Gefährten her und fing an in aus Leibeskräften zu schlagen. Danach gingen sie schweigend in ihre Klausen. Der eine gab sich die ganze Nacht seinem Kummer hin und erfüllte die Einsiedelei mit seinem Stöhnen und Seufzen, er raufte sich die Haare, warf sich zur Erde und schlug sich den Kopf an ihr blutig, – der andere aber sang ruhig und frohgemut seine Psalmen. Dem von Reue erfaßten Eremiten kam am Morgen der Gedanke: da ich durch ein langjähriges asketisches Leben schon besonderer Gnadengaben des heiligen Geistes teilhaftig geworden bin, die sich schon durch Wunder und Zeichen zu äußern begannen, so bin ich, da ich mich der Sinnenlust ergab, der Sünde wider den Heiligen Geist schuldig geworden, was dem Worte Gottes zufolge weder in

dieser noch in der anderen Welt vergeben werden kann. Ich habe die Perle himmlischer Reinheit innerlich den Säuen, das heißt den Dämonen vorgeworfen, sie haben sie jetzt zertreten, und nun werden sie sich gegen mich wenden, um mich zu zerfleischen. Wenn ich aber in jedem Falle ganz und gar verloren bin, was soll ich dann noch weiter hier in der Wüste tun? Und er ging nach Alexandria und ergab sich dort einem sittenlosen Lebenswandel. Als er Geld brauchte, da erschlug und beraubte er in Gemeinschaft mit anderen Tagedieben einen reichen Kaufmann. Die Sache wurde ruchbar, er wurde vor die Richter der Stadt geführt, zum Tode verurteilt und starb, ohne seine Sünden bereut zu haben. – Sein früherer Gefährte dagegen setzte sein frommes Leben fort, erreichte einen sehr hohen Grad von Heiligkeit und wurde weithin gepriesen um der Wunder willen, die er tat. Er brauchte nur ein Wort zu sprechen, und die Frauen, die viele Jahre unfruchtbar gewesen waren, wurden wieder fruchtbar und gebaren Kinder männlichen Geschlechts. Als sein Sterbetag gekommen war, erblühte sein siecher und vertrockneter Leib in Jugend und Schönheit, ein Glanz ging von ihm aus, und die Luft ward von Wohlgerüchen erfüllt. Nach seinem Tode wurde über seinen wundertätigen Gebeinen ein Kloster erbaut, und sein Ruhm kam von der Kirche von Alexandria nach Byzanz, und von dort aus wurde er auch in Kiew und Moskau als Heiliger verehrt. – »Es ist also wahr, wenn ich sage,« pflegte Barsonophius hinzufügen, »daß alle Sünden nicht so schlimm sind, wie Verzagtheit, denn alle Sittenlosigkeiten hatten sie gemeinsam begangen, einer aber nur kam um, der mutlos geworden war.«

Der General: Sie sehen, auch die Mönche brauchen Tapferkeit des Geistes, über die Krieger aber soll Verzagtheit kommen!

Herr Z.: Wir sind also von der Höflichkeitsfrage abgekommen, dafür haben wir uns aber der Hauptsache wieder genähert.

Die Dame: Und da kommt auch gerade der Fürst. Guten Tag, wir haben in Ihrer Abwesenheit von Höflichkeit gesprochen.

Der Fürst: Entschuldigen Sie mich, bitte, aber ich konnte mich nicht früher frei machen. Ich habe eine ganze Kiste mit verschie-

denen Papieren und Büchern von den Unseren bekommen, – ich will Ihnen nachher alles zeigen.

Die Dame: Nun gut, und ich will Ihnen dann eine fromme Anekdote von zwei Mönchen erzählen, – über die wir uns auch sehr amüsiert haben in Ihrer Abwesenheit, jetzt aber hat unser geheimer wirklicher Montecarlist das Wort. Setzen Sie uns also auseinander, was Sie nach dem gestrigen Gespräch über den Krieg zu sagen haben.

Der Politiker: Aus dem gestrigen Gespräch ist mir nur der Hinweis auf Wladimir Monomach und die Erzählung des Generals im Gedächtnis geblieben. Das soll auch der Ausgangspunkt für die weitere Behandlung der Frage sein. Es kann auf keinen Fall bestritten werden, daß Wladimir Monomach recht tat, als er die Polowzen niederwarf, und daß der General recht tat, als er die Baschibuzuken erschlug.

Die Dame: Sie sind also einverstanden?

Der Politiker: Ich bin damit einverstanden, was ich eben Ihnen auseinanderzusetzen die Ehre hatte, nämlich daß Wladimir Monomach und der General so handelten, wie sie im gegebenen Falle handeln mußten; was folgt aber daraus für die Beurteilung der Sachlage selbst oder für die Rechtfertigung und Sanktionierung des Krieges und des Militarismus für alle Zeiten?

Der Fürst: Das ist es ja, was ich sage.

Die Dame: Jetzt sind Sie also schon mit dem Fürsten einverstanden?

Der Politiker: Wenn Sie mir erlauben wollen, meine Ansicht über diese Sache auszusprechen, so wird es ganz von selbst klar, mit wem und womit ich einverstanden bin. Meine Anschauung ist nur eine logische Schlußfolgerung aus der unzweifelhaften Wirklichkeit heraus und den Tatsachen der Geschichte. Ist es möglich, wider die historische Bedeutung des Krieges zu streiten, da er doch das hauptsächlichste, wenn nicht einzige Mittel war, durch das der Staat geschaffen und fest gegründet worden ist? Wissen Sie mir auch nur einen einzigen Staat zu nennen, der anders als durch Krieg geschaffen und gefestigt worden ist?

Die Dame: Aber Nordamerika?

Der Politiker: Meinen Dank für das ausgezeichnete Beispiel. Ich rede ja von der Errichtung eines Staates. Nordamerika ist natürlich als eine europäische Kolonie so errichtet worden wie alle übrigen Kolonien, nicht durch den Krieg, sondern durch die Schiffahrt; sobald aber die Kolonie ein Staat werden wollte, so mußte sie erst durch einen langjährigen Krieg ihre politische Unabhängigkeit erkämpfen.

Der Fürst: Daraus, daß der Staat durch den Krieg geschaffen worden ist, was natürlich nicht bestritten werden kann, schließen Sie augenscheinlich auf die Wichtigkeit des Krieges. Meiner Ansicht nach kann daraus aber nur auf die Unwichtigkeit des Staates geschlossen werden – natürlich nur von denjenigen, die der Verehrung der Gewalt entsagt haben.

Der Politiker: Natürlich sofort – »die Verehrung der Gewalt! Warum das? Versuchen Sie doch lieber eine sichere menschliche Gemeinschaft außerhalb der bedrückenden Formen des Staates zu begründen, oder sagen Sie sich wenigstens selber in Wahrheit von allem los, was auf diesen Formen beruht – und dann reden Sie von der Unwichtigkeit des Staates! Bis das aber geschehen ist, bleibt der Staat und alles das, was Sie und ich ihm schuldig sind, eine unleugbare Tatsache, und unsere Ausfälle auf ihn bleiben nur unbedeutende Worte. – Ich wiederhole also: Die große historische Bedeutung des Krieges als der ersten Bedingung für Errichtung eines Staates, sie ist außer aller Frage; ich frage aber: Muß diese große Tat der Schaffung eines Staates in ihren wesentlichen Zügen nicht als beendet angesehen werden? Einzelheiten aber können natürlich auch ohne solch ein heroisches Mittel, wie es der Krieg ist, beigelegt werden. Im Altertume und im Mittelalter, als der Friede in der europäischen Kultur nur wie eine Insel inmitten des Ozeans mehr oder weniger wilder Volksstämme leben konnte, war die Kriegsordnung einfach als Selbstschutz erforderlich. Es war notwendig, zur Abwehr irgendwelcher Horden immer bereit zu sein, die weiß Gott woher kamen, um die schwachen Schößlinge einer jungen Zivilisation zu zertreten.

Jetzt aber können nur nichteuropäische Elemente als solche Inseln bezeichnet werden, und die europäische Kultur ist der Ozean geworden, der diese Inseln umspült. – Unsere Gelehrten, Abenteurer und Missionare haben die ganze Erdkugel abgesucht und konnten nichts mehr finden, was die kultivierte Welt als eine ernsthafte Gefahr bedrohen könnte. Die Wilden werden sehr erfolgreich vernichtet und sterben allmählich aus, kriegerische Barbaren aber, wie die Türken oder Japaner zivilisieren sich und verlieren damit ihren kriegerischen Charakter. Mittlerweile ist die Vereinigung der europäischen Nationen zu einem gemeinsamen Kulturleben . . .

Die Dame: Monte Carlo . . .

Der Politiker (fährt fort): . . . Zu einem gemeinsamen Kulturleben so stark geworden, daß ein Krieg zwischen diesen Nationen einfach den Charakter eines Bürgerkrieges tragen würde, der in jeder Beziehung bei der Möglichkeit eines friedlichen Ausgleiches völkerrechtlicher Streitigkeiten unverzeihlich wäre. Solche Streitigkeiten durch einen Krieg zu entscheiden, wäre in unserer Zeit ebenso phantastisch wie eine Fahrt von Petersburg nach Marseille in einem Segelboote oder mit einem Dreigespann in einem Tarantas*; obgleich ich sehr einverstanden damit bin, daß »das weißleuchtende einsame Segel«** und »die schnell dahin«eilende Troika«** viel poetischer wirken, als die Dampfschiffspfeife oder der Ruf »En voiture, messieurs«. Ich bin aber ebenso gerne bereit, den ästhetischen Vorzug eines stählernen Pickelhaubenmeeres und »wogend und glänzend sich bewegender Truppenmassen« vor den Portefeuilles der Diplomaten und den grünen Tischen friedlicher Kongresse anzuerkennen. Die Aufstellung einer solchen Lebensfrage darf aber augenscheinlich nichts gemein haben mit der ästhetischen Einschätzung eines Schönheitsbegriffes, der dem wirklichen Kriege gar nicht zukommt – denn der ist, ich kann Sie versichern, gar nicht schön –, sondern nur in seinem Spiegelbilde in der Phantasie des Poeten oder Künstlers. Und wenn alle begriffen haben werden, daß der Krieg bei allem Inte-

* Ein russischer Reisewagen. ** Anspielung auf beliebte russische Lieder.

resse, das er für die Poesie und Malerei haben kann – diese Künste können sich aber auch mit vergangenen Kriegen begnügen –, jetzt gar nicht mehr nötig ist, weil er unvorteilhaft ist als ein zu teures und gewagtes Mittel für solche Zwecke, die billiger und sicherer auf anderem Wege erreicht werden können, so wird die kriegerische Periode in der Geschichte beendet sein. Ich spreche natürlich von diesen Dingen in großen Umrissen. Von irgendeiner augenblicklichen Abrüstung kann nicht die Rede sein, ich bin aber fest davon überzeugt, daß weder wir noch unsere Kinder große Kriege – wirkliche europäische Kriege – erleben werden, unsere Enkel aber werden auch von kleinen Kriegen – irgendwo in Asien oder Afrika – nur noch durch die Geschichte etwas wissen.

In bezug auf Wladimir Monomach habe ich zu antworten: als die Zukunft des neugeborenen russischen Staates geschützt werden mußte vor den Polowzen, dann vor den Tartaren usf., da war der Krieg das Notwendigste und Wichtigste, was zu geschehen hatte. Dasselbe kann bis zu einem gewissen Grade auch von dem Zeitalter Peters des Großen gesagt werden; damals war es notwendig, die Zukunft Rußlands als eines europäischen Staates sicher zu stellen. Dann aber wird die Bedeutung dieses Krieges immer fraglicher, und jetzt ist, wie ich schon sagte, die kriegerische Epoche in der Geschichte Rußlands ebenso abgeschlossen wie anderswo. Denn das, was ich eben über unser Vaterland gesagt habe, ist – natürlich *mutatis mutandis* – auch auf die anderen europäischen Länder anzuwenden. Überall war der Krieg das erste und unvermeidliche Mittel, um das staatliche und nationale Dasein zu sichern und zu befestigen, und überall, wo dieses Ziel erreicht ist, verliert er seinen Sinn.

In Paranthese möchte ich nur noch bemerken, daß es mich wundert, wenn einige Philosophen der Gegenwart über den Sinn des Krieges reden, ohne seine Beziehungen zur Zeit in Betracht zu ziehen. Hat der Krieg einen Sinn? C'est selon. Gestern hatte er vielleicht überall einen Sinn, heute hat er nur Sinn irgendwo in Afrika und in Mittelasien, wo es noch Wilde gibt, morgen

aber wird er nirgends mehr einen Sinn haben. – Es ist bedeutsam, daß gleichzeitig mit seiner praktischen Bedeutung der Krieg, wenn auch nur langsam, zugleich seine mystische Aureole verliert. Das ist auch bei einem in seiner Masse so zurückgebliebenen Volke wie dem unsrigen der Fall. Urteilen Sie selbst: der General hat vor einigen Tagen feierlich darauf hingewiesen, daß alle Heiligen bei uns entweder Mönche oder Krieger waren. Ich frage Sie aber: auf welches historische Zeitalter bezieht sich diese kriegerische Heiligkeit oder dieses heilige Kriegerum? Wohl doch auf jenes Zeitalter, in welchem der Krieg in Wahrheit ein sehr notwendiges Rettungsmittel und, wenn Sie wollen, heiliges Handwerk war? Unsere heiligen Kämpfer waren alle Fürsten der kiewschen und mongolischen Epoche, Generalleutnants oder gar Fähnriche kann ich unter ihnen nicht entdecken. Was bedeutet das aber? Von zwei berühmten Kriegsmännern bei gleichen persönlichen Anrechten auf Heiligkeit ist sie dem einen zuerkannt worden, dem andern – nicht. Warum? Warum frage ich, ist Alexander Newsky, der die Lieven und die Schweden im dreizehnten Jahrhundert schlug, ein Heiliger? und Alexander Suworoff, der die Türken und Franzosen im achtzehnten Jahrhundert schlug, – kein Heiliger? Nichts, was der Heiligkeit widerspräche, kann Suworoff vorgeworfen werden. Er war aufrichtig gottesfürchtig, sang mit lauter Stimme im Kirchenchor und las seine Gebete von der Empore*, er führte ein tadelloses Leben, hatte nicht einmal eine Geliebte, und seine Narrheiten sind natürlich kein Hindernis, sondern im Gegenteil ein weiteres Argument für seine Kanonisation. Die Sache verhält sich aber so, daß Alexander Newsky für die nationalpolitische Zukunft seines Vaterlandes kämpfte, das im Osten schon zum Teil vernichtet war und einem neuen Ansturm im Westen kaum standgehalten hätte. Das Volk begriff instinktiv die Wichtigkeit der Sachlage für sein eigenes Dasein und gab diesem Fürsten die höchste Belohnung, die es zu vergeben hatte, indem es ihn zu seinen Heiligen zählte. Die Kriegstaten Suworoffs dagegen, obgleich sie im mili-

* Ein Nebenalтарь in der griechischen Kirche.

tärischen Sinne ungleich bedeutender waren – besonders sein Hannibalzug über die Alpen –, entsprachen keiner dringenden Notwendigkeit, er brauchte Rußland nicht zu retten und wurde daher auch nur eine militärische Berühmtheit.

Die Dame: Aber die Heerführer von 1812? Sie haben Rußland wohl vor Napoleon errettet, aber heilig wurden sie deswegen doch nicht gesprochen?!

Der Politiker: N – nun, die Errettung Rußlands vor Napoleon – das gehört ins Gebiet patriotischer Rhetorik. Er hätte uns nicht gefressen und hatte auch nicht die Absicht es zu tun. Daß wir ihn endlich bezwangen, das diente natürlich als Beweis der Kraft, die unserem Volke und Staate innewohnt und hob unser nationales Selbstgefühl ungemein; daß der Krieg im Jahre 1812 aber dringend notwendig gewesen wäre, davon werde ich mich niemals überzeugen lassen. Es wäre sehr gut möglich gewesen, eine Einigung mit Napoleon zu erzielen, aber reizen durfte man ihn natürlich nicht, ohne viel aufs Spiel zu setzen. Obgleich dieses Spiel nun wohl gut ausging und das Ende des Krieges sehr schmeichelhaft für unser nationales Selbstgefühl war, so können seine weiteren Folgen doch kaum für wahrhaft nützlich angesehen werden.

Wenn zwei Riesen mir nichts dir nichts sich zu balgen anfangen und der eine überwältigt den andern, ohne daß ihrem beiderseitigen Wohlbefinden Abbruch geschieht, so werde ich dem Sieger wohl sagen, daß er ein wackerer Bursche sei, aber die Notwendigkeit gerade eines solchen Beweises seiner Tapferkeit wird mir dunkel bleiben. Der Ruhm des Jahres 1812, die damals bewiesenen nationalen Tugenden bleiben uns, was auch die Ursachen des Krieges gewesen sein mögen. »Im Jahre 1812 war noch lebendig die heilige Legende . . .«, das ist sehr schön für die Poesie, diese »heilige Legende«, ich habe aber im Auge, was aus dieser »heiligen Legende« nachher entstanden ist: Der Archimandrit Photius, Magnitky und Araktscheeff einerseits, die Verschwörung der Dekabristen andererseits, und en somme jenes dreißigjährige régime eines verspäteten Militarismus, der zum Unglück von Sewastopol führte.

Die Dame: Aber Puschkin?

Der Politiker: Puschkin? . . . Was soll hier Puschkin?

Die Dame: Ich habe jüngst in der Zeitung gelesen, daß die nationale Poesie Puschkins aus dem Kriebsruhm des Jahres 1812 geboren sei.

Herr Z.: Wohl nicht ohne besonderen Anteil der Artillerie, wie der Name des Dichters* schon besagt.

Der Politiker: Ja – wenn Sie es so meinen. Ich will aber fortfahren: in den letzten Zeiten wird das Nutzlose, Unnötige unserer Kriege immer augenfälliger und augenfälliger. Der Krimkrieg wird von uns sehr geschätzt, weil angenommen wird, daß der Mißerfolg desselben die Befreiung der Bauern und die übrigen Reformen Alexanders II. gezeitigt habe. Wenn es aber so ist, so können doch die glücklichen Folgen eines mißlungenen Feldzuges, ja nur eines Feldzuges als solchen, natürlich nicht zur Verteidigung des Krieges überhaupt dienen.

Wenn ich ohne eine begründete Ursache vom Balkon springe und mir dabei die Hand verrenke, dieser Unfall mich aber verhindert, einen Wechsel zu unterschreiben, der mich ruinieren könnte, so werde ich mich natürlich nachher freuen, daß es so gekommen ist, aber ich werde nicht behaupten, daß es im allgemeinen notwendig sei, vom Balkon zu springen, anstatt die Treppe zu benutzen. Wenn der Kopf nämlich gesund ist, fällt die Notwendigkeit einer kranken Hand, die keine unvorteilhaften Abmachungen unterschreiben kann, fort. Die gleiche vernünftige Überlegung schützt sowohl vor sinnlosen Sprüngen von hohen Balkonen als auch vor törichtem Unterschriften.

Ich glaube, daß die Reformen Alexanders II. wahrscheinlich auch ohne den Krimkrieg ausgeführt worden wären und vielleicht sogar gründlicher und vielseitiger. Ich werde aber dafür keine Beweise anführen, um mich nicht vom Gegenstande unseres Gespräches allzuweit zu entfernen. In jedem Falle können politische Handlungen nicht nach ihren indirekten und unvorhergesehenen Folgen beurteilt werden, an und für sich gibt es aber

* Puschka heißt Kanone.

für den Krimkrieg, das heißt seinen Anfang, den Übergang über die Donau im Jahre 1853 keine vernünftige Rechtfertigung. Ich kann das nicht eine gesunde Politik nennen, die heute die Türkei vor der Zerstörung durch Mehmed Ali, den Pascha Ägyptens, errettet und dadurch die Zweiteilung des muselmännischen Reiches mit den beiden Hauptstädten Stambul und Kairo verhindert, was für uns, wie mir scheint, kein sehr großes Unglück wäre, – und morgen sich anschickt, dieselbe gerettete und gekräftigte Türkei mit Krieg zu überziehen auf die Gefahr hin, mit der europäischen Koalition aneinander zu geraten. Das ist keine Politik, sondern Donquichotterie. Anders kann ich auch nicht – Verzeihung, Herr General – unseren letzten türkischen Feldzug beurteilen.

Die Dame: Aber die armenischen Baschibuzuken? Sie haben ja den General dafür belobt, daß er sie umgebracht hat.

Der Politiker: Entschuldigen Sie! Ich behauptete, daß der Krieg in unserer Zeit unnötig geworden ist, und die Erzählung des Generals vorgestern war nur die Illustration dazu. Ich begreife, daß jeder Mensch, der durch die Dienstpflicht gezwungen, am Kriege tätigen Anteil nimmt und auf irreguläre türkische Truppen stößt, die empörende Grausamkeiten an einer friedlichen Bevölkerung ausüben – daß jeder Mensch (*sieht auf den Fürsten*), wenn er frei ist von vorgefaßten »absoluten Prinzipien«, sowohl aus seinem Gefühl als aus seiner Pflicht heraus sie schonungslos töten muß, wie der General es getan hat, und nicht an ihre moralische Wiedergeburt zu denken hat, wie der Fürst sagt. Ich frage aber erstens, wer war die wirkliche Ursache dieser ganzen Scheußlichkeit, und zweitens, was ist durch die militärische Einmischung erreicht worden? Auf die erste Frage kann ich gewissenhaft nur mit einem Hinweis auf jene schlechte Kriegspolitik antworten, welche die Leidenschaften und Ansprüche der türkischen Rajas weckte und die Türken dadurch aufreizte. Unter den Bulgaren begann doch erst das Gemetzel, als Bulgarien mit revolutionären Vereinigungen überschwemmt wurde und die Türken fremde Einmischung und den Zerfall des eigenen Staates fürchten mußten.

Dasselbe geschah in Armenien. Und auf die zweite Frage – was nämlich daraus geworden ist – haben die letzten Ereignisse eine so anschauliche Antwort gegeben, daß es jedem in die Augen fallen muß. Sehen Sie selbst: im Jahre 1877 tötete der General einige tausend Baschibuzuken und rettete dadurch – vielleicht – einige hundert Armenier. Im Jahre 1895 aber metzeln dieselben Baschibuzuken an denselben Orten nicht Hunderte, wohl aber Tausende, vielleicht aber auch Zehntausende der Bevölkerung nieder. Wenn man den verschiedenen Korrespondenten glauben will (*obgleich ich im übrigen nicht raten will, ihnen zu glauben*), so ist eine halbe Million Menschen niedergemacht worden. Nun, das sind Fabeln. Jedenfalls war aber dieses armenische Gemetzel viel grandioser als das unter den Bulgaren. Und das sind nun die herrlichen Erfolge unseres patriotischen und philanthropischen Krieges!

Der General: Da begreife, wer will. Bald ist die schlechte Politik schuld, bald der patriotische Krieg. Man ist versucht, zu denken, daß der Fürst Gortschakoff und Herr Giehls Krieger – und Disraeli und Bismarck russische Patrioten und Philanthropen waren.

Der Politiker: Ist mein Hinweis wirklich nicht klar? Ich habe die ganz unzweifelhafte Beziehung, und zwar nicht irgendeine abstrakte oder ideale, sondern die durchaus reale, pragmatische Beziehung zwischen dem Kriege vom Jahre 1877, der eine Folge unserer schlechten Politik war, und den kürzlich stattgehabten Metzelen der Christen in Armenien im Auge.

Es ist Ihnen vielleicht bekannt, und wenn nicht, so ist es nützlich, davon zu erfahren, daß die Türkei sich nach dem Jahre 1878 entschloß, als ihr aus dem Vertrage von San Stefano ihre künftigen Aussichten in Europa klar geworden waren, wenigstens in Asien ihre Existenz gut zu sichern.

Vor allen Dingen sorgte sie auf dem Berliner Kongreß dafür, daß ihr englische Garantien zugesagt wurden. Da die türkische Regierung aber annahm, daß es richtig sei, »auf England zu hoffen, selber aber die Augen offen zu halten,« arbeitete sie in Armenien an der Verstärkung und Einrichtung ihrer irregulären Truppen,

das heißt mehr oder weniger eben dieser »Teufel«, mit denen unser General zu tun hatte. Und das erwies sich als sehr wohlbegründet, denn schon nach fünfzehn Jahren, nachdem Disraeli für die Insel Zypern der Türkei ihre asiatischen Besitzungen zugesichert hatte, wurde die englische Politik infolge der veränderten Verhältnisse antitürkisch und armenophil, und englische Agitatoren erschienen in Armenien, wie einstmals slawophile in Bulgarien erschienen waren. Da waren denn die dem General wohlbekannten »Teufel« die Herren der Situation, die in ausgiebigster Weise die größte Portion Christenfleisch, die ihnen jemals zwischen die Zähne gekommen war, verspeisten.

Der General: Das ist ja widerwärtig anzuhören! Und welcher Krieg soll nun hier schuld sein? Sagen Sie doch so etwas nicht, um Gottes willen! Wenn die Staatsmänner im Jahre 1878 ihre Sache ebensogut gemacht hätten wie das Militär, so wäre von irgendeiner Verstärkung und Organisation irregulärer Truppen in Armenien, also auch von irgendwelchen Schlächtereien keine Rede gewesen.

Der Politiker: Das heißt, Sie meinen die endgültige Vernichtung des türkischen Reiches?

Der General: Jawohl! Obgleich ich von ganzer Seele die Türken liebe und achte – es ist ein ganz großartiges Volk, besonders im Vergleich mit all diesen verschiedenfarbigen Teufelskerlen –, so denke ich doch, daß es schon lange an der Zeit ist, eben diesem türkischen Reiche ein Ende zu machen.

Der Politiker: Ich würde nichts dagegen haben, wenn Ihre »Teufelskerle« dafür irgendein eigenes Reich gründen könnten, sie verstehen aber nur sich untereinander zu prügeln, und die türkische Regierung ist für sie ebenso notwendig, wie die Anwesenheit türkischer Soldaten in Jerusalem notwendig ist für die Aufrechterhaltung des Friedens und der Ordnung unter den verschiedenen christlichen Glaubensbekenntnissen an diesen Orten.

Die Dame: Das habe ich erwartet, daß Sie auch das Grab des Herrn auf immer den Türken überlassen wollen.

Der Politiker: Und Sie glauben natürlich, daß das aus Gottlosigkeit oder Gleichgültigkeit geschieht?! In Wirklichkeit wünsche ich aber die Anwesenheit der Türken in Jerusalem einzig und allein aus jenem kleinen, jedoch unverlöschlichen Funken religiösen Gefühls heraus, der mir noch aus meiner Kindheit geblieben ist. Ich weiß gewiß, daß in dem Augenblick, wo die türkischen Soldaten die Wachtposten in Jerusalem verließen, alle Christen sich dort gegenseitig abschlachten würden, nachdem sie zuvor alle christlichen Kleinodien zerstört hätten. Wenn meine Eindrücke und Schlüsse Ihnen zweifelhaft erscheinen, so fragen Sie die Pilger, denen Sie Glauben schenken, oder, was das beste wäre, überzeugen Sie sich selbst!

Die Dame: Ich soll nach Jerusalem? Ach, nein! Wer weiß, was ich dort noch erleben müßte . . . nein . . . da hätte ich Angst, viel zu große Angst!

Der Politiker: Sehen Sie!

Die Dame: Übrigens – wie sonderbar! Sie streiten mit dem General, aber beide loben Sie die Türken!

Der Politiker: Der General schätzt sie wahrscheinlich als tapfere Soldaten, und ich – als Hüter des Friedens und der Ordnung im Osten.

Die Dame: Ein schöner Friede und eine schöne Ordnung, wenn auf einmal viele tausend Menschen gemordet werden! Da finde ich irgendeine Unordnung schon viel netter.

Der Politiker: Wie ich schon auseinandersetzte, waren die Metzereien durch revolutionäre Agitationen hervorgerufen. Warum sollen wir denn von den Türken einen so hohen Grad von Sanftmut und verzeihender Güte verlangen, wie er von keiner anderen Nation, selbst einer christlichen nicht, verlangt wird? In der Tat, nennen Sie mir eine Gegend, in der ein bewaffneter Aufstand ohne grausame und ungerechte Maßnahmen unterdrückt werden konnte! Aber hier waren erstens nicht die Türken die Urheber der Metzerei, zweitens nahmen die Türken eigentlich wenig Anteil daran, denn in den meisten Fällen ließen sie die »Teufel« des Generals handeln; nun – und drittens bin ich damit einverstanden,

daß die türkische Regierung dadurch, daß sie diese »Teufel« freischalten und walten ließ, dieses Mal des Guten zuviel getan hat, wie auch bei uns Iwan IV. des Guten zuviel tat, als er zehntausend friedliche Nowgoroder ertränken ließ, und wie die Kommissäre des französischen Konvents mit ihren »noyades« und »fusillades« oder die Engländer in Indien bei Unterdrückung des Aufstandes im Jahre 1857 des Guten zuviel taten. Und dennoch ist es zweifellos, daß, wenn diese verschiedenen glaubens- und stammverwandten schwarzen Bestien, wie der General sie nennt, sich selbst überlassen würden, es noch mehr Mord und Totschlag als bei den Türken geben würde.

Der General: Aber ich will ja diese schwarzen Bestien gar nicht für die Türken eintauschen! Die Sache scheint mir einfach zu sein: wir müssen Konstantinopel und Jerusalem okkupieren und anstatt des türkischen Staates einige russische Militärstaaten einrichten, wie in Samarkand und Ashabad – mit anderen Worten, den Türken, sobald sie die Waffen niederlegen, jegliche Wohltat erweisen, sowohl in bezug auf Religion als auch in bezug auf alles übrige.

Der Politiker: Nun, ich will hoffen, daß Sie nicht im Ernste reden, sonst müßte ich an Ihrem – Patriotismus zweifeln. Denn wenn wir mit solchen radikalen Absichten einen Krieg begönnen, so würde das wahrscheinlich wieder eine europäische Koalition hervorrufen, der sich schließlich und endlich auch unsere »schwarzen Bestien« anschließen würden, sowohl die freigewordenen als auch diejenigen, deren Befreiung in Aussicht genommen worden ist. Denn sie wissen recht gut, daß unter russischer Oberhoheit es ihnen nicht allzu leicht gemacht wird, ihre »nationale Physiognomie«, wie die Bulgaren sagen, zu offenbaren. Nun, und das Ende davon wäre für uns anstatt der Vernichtung des türkischen Staates die Wiederholung, aber jetzt im großen, der Niederlage von Sewastopol. Obgleich wir oft genug schlechte Politik getrieben haben, so bin ich dennoch davon überzeugt, daß wir eine solche Sinnlosigkeit wie einen erneuten Krieg mit der Türkei nicht erleben werden. Erlebten wir ihn aber doch,

so müßte jeder Patriot in Verzweiflung über Rußland die Worte ausrufen: Quem Deus vult perdere, prius dementat.

Die Dame: Was bedeutet das?

Der Politiker: Das heißt: Wen Gott verderben will, dem nimmt er zuerst die Vernunft.

Die Dame: Nun, Geschichte wird nicht Ihrer Vernunft entsprechend gemacht. Sie sind wahrscheinlich ebenso eingenommen von Österreich wie von der Türkei.

Der Politiker: Darüber brauche ich mich nicht weiter auszulassen, denn kompetentere Leute als ich, die nationalen Führer Böhmens, haben schon lange erklärt: »wenn es Österreich nicht gäbe, so müßte man es ausdenken.«

Die letzten Prügeleien im Parlament in Wien sind eine wunderbare Illustration zu diesem Aphorismus und zugleich ein Vorbild im kleinen davon, wie es in diesen Staaten nach dem Aufhören der habsburgischen Herrschaft hergehen würde.

Die Dame: Nun, und was sagen Sie zu dem russisch-französischen Bündnis? Sie übergehen das immer mit Stillschweigen.

Der Politiker: Ich habe auch jetzt nicht die Absicht, mich auf die Einzelheiten dieser heiklen Frage einzulassen. Im allgemeinen kann ich ja sagen, daß die Annäherung an eine so fortgeschrittene und reiche Nation, wie die französische, in jedem Falle für uns vorteilhaft ist, und außerdem ist dieses Bündnis natürlich ein Bündnis des Friedens und weiser Vorsicht. – So wird es wenigstens hohen Ortes aufgefaßt, da, wo man dieses Bündnis schloß und wo es aufrecht erhalten wird.

Herr Z.: Was die moralischen und kulturellen Vorteile einer Annäherung zweier Nationen anbetrifft, so ist das für mich eine komplizierte und vorerst noch unklare Sache. Scheint es Ihnen nicht – vom rein politischen Standpunkte aus betrachtet –, daß wir, indem wir uns einem der beiden feindlichen Lager auf dem europäischen Kontinente anschließen, den Vorteil unserer freien Stellung als parteiloser Dritter oder als Richter zwischen ihnen verlieren, daß wir uns der Möglichkeit, über den Parteien zu stehen, begeben? Wenn wir uns einer Partei zur Seite stellen und

dadurch die Kräfte beider Parteien ins Gleichgewicht bringen, schaffen wir damit nicht gerade die Möglichkeit eines bewaffneten Zusammenstoßes zwischen ihnen? Frankreich allein kann nicht mit dem Dreibund Krieg führen, im Verein mit Rußland ist es wohl dazu imstande.

Der Politiker: Was Sie da sagen, das wäre vollkommen richtig, wenn irgend jemand Lust hätte, einen europäischen Krieg zu entfachen. Ich kann Ihnen aber versichern, daß das niemand will. Und auf alle Fälle ist es für Rußland viel leichter, Frankreich friedliebend zu erhalten, als es für Frankreich ist, Rußland auf den Kriegspfad zu locken, der im Grunde genommen für beide Teile gleich wenig wünschenswert ist. Am beruhigendsten ist ja die Tatsache, daß die Völker der Gegenwart nicht nur nicht Krieg führen wollen, sondern, was die Hauptsache ist, auch nicht mehr verstehen Krieg zu führen.

Nehmen Sie meinetwegen den letzten, den spanisch-amerikanischen Zusammenstoß! Nun, was war das für ein Krieg? Ja, ich frage Sie, war denn das überhaupt ein Krieg? Eine Katzenkomödie war es, Peterchen Essigmanns Kampf mit dem Schutzmann! »Nach langem und heißem Kampfe wich der Feind zurück und ließ einen Toten und zwei Verwundete zurück. Auf unserer Seite waren keine Verluste vorhanden.« Oder: »Die ganze feindliche Flotte ergab sich nach einem verzweifelten Widerstande bedingungslos unserem Kreuzer ‚Money enough‘. Auf beiden Seiten waren keine Verluste an Toten oder Verwundeten.« Und in diesem Stile verläuft der ganze Krieg. Mich wundert nur, daß alle sich so wenig über diesen neuen Charakter des Krieges, über seine, man kann sagen – Unblutigkeit, wundern. Diese Umwandlung vollzog sich ja vor unseren Augen. Wir alle erinnern uns, was es in den Jahren 1870 und 1877 für Bulletins gab.

Der General: Warten Sie noch etwas mit Ihrer Verwunderung! Lassen Sie nur zwei wirklich kriegerische Nationen zusammenstoßen, und Sie werden schon sehen, was es wieder für Bulletins geben wird.

Der Politiker: Ich glaube nicht. Ist es so lange her, als Spanien noch die kriegerischste Nation war? Was vorüber ist, das kehrt gottlob nicht wieder. Mir will aber scheinen, daß ebenso wie am tierischen Körper unnötige Organe atrophisch werden, so auch in der Menschheit: da kriegerische Eigenschaften nicht mehr nötig sind, verschwinden sie. Würden sie aber plötzlich wieder auftauchen, so würde ich mich darüber gerade so wundern, wie ich mich wundern würde, wenn die Fledermaus plötzlich Adleraugen bekäme oder wenn den Menschen hinten wieder Schwänze herauswüchsen.

Die Dame: Warum haben Sie aber dann die türkischen Soldaten eben so gelobt?

Der Politiker: Ich habe sie als Wächter der Ordnung im Innern des Staates gelobt. In diesem Sinne wird die militärische Macht, oder wie man sagt: »die Kriegsfaust«, die manus militaris, der Menschheit noch lange notwendig sein. [Das schließt jedoch nicht aus, daß der kriegerische Sinn als Neigung und Fähigkeit für Völkerkriege, daß diese, sozusagen, nationale Rauflust vollständig verschwinden muß, ja, vor unseren Augen auch schon verschwindet und in jene, wenn auch unblutige, so doch verkrüppelte Form ausartet, die jetzt in unseren parlamentarischen Raufereien zum Ausdruck kommt. Und da die Neigung, sich in solcher Form zu äußern, wahrscheinlich so lange vorhanden sein wird, als es feindliche Parteien und Meinungen geben wird, so wird zu ihrer Zügelung im Staate noch immer die manus militaris notwendig sein, wenn die äußeren Kriege, die der Völker oder Staaten untereinander, schon längst nur noch eine historische Erinnerung sein werden.

Der General: Das will so viel heißen, daß Sie die Polizeigewalt mit jenem Steißbeinknöchelchen vergleichen, das dem Menschen geblieben ist, während der Schwanz selber nur noch in der Erinnerung der Hexen von Kiew lebt. Das ist scharfsinnig, aber sind Sie nicht allzu voreilig, wenn Sie unsereinen dem abhanden gekommenen Schwanzknochen gleichstellen? Sie schließen daraus, daß die eine oder andere Nation sauerböfisch geworden ist und

nicht mehr tapfer kämpfen kann, daß nun in der ganzen Welt alle kriegerischen Fähigkeiten verlorengegangen sind. Gewiß, mit irgendwelchen »Maßregeln« und »Systemen« kann man auch den russischen Soldaten in einen Milchbrei verwandeln – aber, der alte Gott lebt noch.

Die Dame (zum Politiker): Sie haben uns aber noch nicht erklärt, auf welche Weise ohne Krieg solche historische Fragen wie die Orientfrage entschieden werden sollen. Wie die christlichen Völker im Osten auch immer sein mögen, – wenn der Wunsch in ihnen rege geworden ist, sich durchaus abzusondern und die Türken anfangen sie dafür abzuschlachten – müssen wir da wirklich mit den Händen im Schoße zuschauen? Wenn Ihre Beurteilung der früheren Kriege eine richtige war, so muß ich doch mit den Worten des Fürsten, wenn auch nicht in demselben Sinne fragen: Was sollen wir jetzt tun, wenn es wieder irgendwo zu Metzelen kommt?

Der Politiker: Wir müssen eben, solange es noch nicht dazu gekommen ist, die Sache am richtigen Ende anpacken und anstatt unserer törichten – meinetwegen nur eine deutsche, jedenfalls aber eine vernünftige Politik treiben, das heißt die Türken nicht reizen, nicht trunkenen Mutes die Aufrichtung des Kreuzes auf den Spitzen der Moscheen predigen, sondern still und friedlich die Türkei zu ihrem und unserem gegenseitigen Nutz und Frommen zivilisieren. Es hängt ja direkt von uns ab, wie schnell die Türken begreifen werden, daß es nicht nur dumm, sondern vor allen Dingen unnötig und unvorteilhaft ist, im eigenen Lande die Bevölkerung niederzumachen.

Herr Z.: Nun, in bezug auf die Belehrungen, die mit Eisenbahnkonzessionen und allerhand Handels- und Gewerbsunternehmungen verknüpft sind, werden die Deutschen uns sicherlich zuvorkommen*. Und mit ihnen darin wetteifern zu wollen, das wäre ein hoffnungsloses Beginnen.

* Diese Worte, die ich im Oktober 1899 schrieb, fanden einen Monat später ihre Bestätigung in der Deutsch-Türkischen Konvention für kleinasiatische Handelssachen und die Bagdadbahn.

Der Politiker: Ja, warum wetteifern? Wenn jemand für mich irgendeine schwere Arbeit tut, so werde ich nur froh und dankbar sein. Wenn ich aber anstatt dessen darüber ärgerlich werde, daß er sie tut und nicht ich, so ist das eines anständigen Menschen durchaus unwürdig.

Und gerade so unwürdig wäre es einer solchen Nation wie der russischen, wenn sie es jenem Hunde gleichtun wollte, der sich auf den Knochen legt, selber nicht frißt und anderen auch nichts gönnt.

Wenn andere mit ihren Mitteln schneller und besser das gute Werk verrichten, das auch wir tun möchten, umso besser für uns. Ich frage Sie, ob wir unsere Kriege mit der Türkei im neunzehnten Jahrhundert etwa aus einem anderen Grunde führten, als um die menschlichen Rechte der türkischen Christen zu wahren? Nun, und was ist dagegen zu sagen, wenn die Deutschen dasselbe Ziel auf friedlichem Wege erreichen, indem sie den Türken unsere Kultur bringen? Denn wenn die Deutschen im Jahre 1895 schon ebenso festen Fuß in der asiatischen Türkei gefaßt hätten wie die Engländer in Ägypten, so wäre natürlich von irgendwelchen armenischen Metzeleien überhaupt keine Rede gewesen.

Die Dame: Sie meinen also auch, daß mit der Türkei ein Ende gemacht werden muß, nur wollen Sie aus irgendeinem Grunde, daß die Deutschen den Bissen schlucken?

Der Politiker: Ich habe ja gerade deswegen die deutsche Politik weise genannt, weil sie solche unverdauliche Dinge durchaus nicht verschlucken will. Ihre Aufgabe ist eine viel subtilere, nämlich die Türkei in die Reihe der übrigen kultivierten Nationen einzuführen, den Türken Bildung zu bringen und sie fähig zu machen, gerecht und human jene Völkerschaften zu regieren, die in ihrem gegenseitigen wilden Hasse nicht imstande sind, sich friedlich mit ihren eigenen Angelegenheiten auseinanderzusetzen.

Die Dame: Ach, was Sie da erzählen! Ist das denn überhaupt möglich, ein christliches Volk auf ewig unter das Regime der Türken zu stellen? Mir selbst gefallen die Türken in vieler Beziehung, sie bleiben aber dennoch Barbaren, und ihr letztes Wort

wird immer Gewalt heißen. Die europäische Zivilisation würde sie nur verderben.

Der Politiker: Dasselbe konnte auch von Rußland während der Regierung Peters des Großen und noch viel später gesagt werden. An die »türkischen Bestialitäten« erinnern wir uns; ist es aber so lange her, daß in Rußland und den anderen Staaten die gleichen »türkischen Bestialitäten« verschwunden sind? »Die unglücklichen Christen, die unter dem Joche des Muselmanes stöhnen!« Ja, und diejenigen, die bei uns unter dem Joche einer schlimmen Gutsherrschaft stöhnten, was waren sie – Christen oder Heiden? Und die Soldaten, die unter dem Joche des Spießrutensystems stöhnten? Dennoch war die gerechte Antwort auf diesen Schmerzensschrei der russischen Christen nur die Abschaffung der Leibeigenschaft und der Spießruten, und nicht die Zerstörung des russischen Reiches. Warum soll also auf den bulgarischen und armenischen Schmerzensschrei absolut mit der Vernichtung jenes Staates geantwortet werden, aus dem diese Schmerzensschreie wohl kommen, aber durchaus nicht zu kommen brauchen?

Die Dame: Das ist durchaus nicht ein und dasselbe, ob irgendwelche Scheußlichkeiten in einem christlichen Staate geschehen, der leicht reformiert werden kann, oder ob ein christliches Volk von einem nichtchristlichen bedrückt wird.

Der Politiker: Die Unmöglichkeit der Umgestaltung des türkischen Staates ist ein feindliches Vorurteil, das die Deutschen vor unser aller Augen zu widerlegen begonnen haben, wie sie auch seinerzeit zur Beseitigung des Vorurteils der angeborenen Wildheit des russischen Volkes beigetragen haben. Was aber Ihre »Christen« und »Nichtchristen« anbetrifft, so ermangelt wohl für die Opfer der verschiedenen Bestialitäten diese Frage jeglichen Interesses, denn wenn mir jemand die Haut abzieht, so werde ich mich gewiß nicht mit der Frage an ihn wenden: »zu welchem Glauben bekennen Sie sich, sehr geehrter Herr?« – und ich werde keineswegs getröstet sein, wenn es sich erweist, daß die Menschen, die mich foltern, nicht nur für mich selbst sehr unangenehm und

unbequem sind, sondern außerdem noch in ihrer Eigenschaft als Christen auch vor ihrem eigenen Gott, dessen Gebote sie verspotteten, ein furchtbarer Greuel sind. Ist es denn nicht klar, um objektiv zu sprechen, daß das Christentum Iwans IV. oder solcher Leute wie Saltykoff oder Araktscheeff kein Vorzug ist, sondern eben nur einen solchen Abgrund von Sittenlosigkeit darstellt, wie er selbst in anderen Religionen unmöglich ist? Sehen Sie, gestern sprach der General über die Greuelthaten der wilden Kurden und gedachte unter anderem auch ihrer Teufelsanbeterei. In der Tat, es ist sehr häßlich, sowohl Säuglinge als auch erwachsene Leute langsam auf dem Feuer zu braten; ich bin bereit, solche Handlungen teuflisch zu nennen. Es ist jedoch allgemein bekannt, daß Iwan IV. es gerade besonders liebte, die Menschen am langsamen Feuer zu braten, und daß er mit seinem Stock sogar die Kohlen zusammenzuscharren pflegte. Er war kein Wilder und Teufelsanbeter, sondern ein Mensch mit scharfem Verstande und einer für seine Zeit umfassenden Bildung, außerdem war er Theologe und fest in der orthodoxen Glaubenslehre. Ja, um nicht so weit in der Geschichte zu gehen, sind denn irgendein Stambulow in Bulgarien oder ein Milan in Serbien – Türken, und nicht die Vertreter sogenannter christlicher Völker? Was ist also ihr ganzes »Christentum« anderes als nur ein leeres Beiwort, das absolut in keiner Hinsicht irgendeine Bürgschaft bietet?

Die Dame: Das ist ja dem Fürsten aus dem Herzen gesprochen!

Der Politiker: Wenn es sich um augenscheinliche Wahrheiten handelt, so bin ich bereit, nicht nur mit unserem hochverehrten Fürsten, sondern sogar mit Bileams Eselin gleicher Meinung zu sein.

Herr Z.: Wie mir aber scheint, geruhten Exzellenz an heutigem Gespräche nicht in der Absicht den führenden Anteil zu übernehmen, um über das Christentum und biblische Tiere zu diskutieren. Mir klingt Ihr gestriger Herzensschrei: »Weniger Religion um Gottes willen, nur weniger Religion!« noch in den Ohren. Wäre es Ihnen daher nicht angenehm auf den Gegenstand unseres Gespräches zurückzukommen und mich über etwas, was ich nicht

verstehen kann, aufzuklären? Nämlich wenn wir, wie Sie richtig zu bemerken geruhten, den türkischen Staat nicht vernichten, sondern ihn »kultivieren« sollen und wenn andererseits – wie Sie mit so guter Begründung zugaben – die Kulturarbeit in der Türkei von den Deutschen viel besser als von uns geleistet werden wird, ja schon geleistet wird, worin besteht dann Ihrer Meinung nach die besondere Aufgabe der russischen Politik in der Orientfrage?

Der Politiker: Worin sie besteht? Nun, es scheint doch klar zu sein, daß sie überhaupt nicht besteht. Unter der besonderen Aufgabe der russischen Politik verstehen Sie doch wohl eine solche, die von Rußland allein und im Gegensatz zu allen übrigen europäischen Nationen gemacht und geführt wird. Ich kann Ihnen aber sagen, daß es eine solche besondere Politik niemals eigentlich gegeben hat. Es gab wohl bei uns hier und da ein Abweichen nach dieser Richtung hin, z. B. in den fünfziger Jahren und dann in den siebziger Jahren, diese traurigen Abirrungen aber, die gerade das ausmachen, was ich »schlechte« Politik nenne, trugen schon ihre Strafe in sich in Gestalt mehr oder weniger großer Mißerfolge. Allgemein gesprochen kann die russische Politik weder eine besondere, noch eine Sonderpolitik genannt werden. Ihre Aufgabe bestand vom sechzehnten bis vielleicht zum achtzehnten Jahrhundert darin, im Verein mit Polen und Österreich die zivilisierte Welt gegen die in jener Zeit gefährlichen Einfälle der Türken zu verteidigen. Da diese Verteidigung gemeinsam – wenn auch ohne formelle Bündnisse – mit den Polen, den Kaiserlichen und der venezianischen Republik geführt werden mußte, so ist es klar, daß das eine gemeinsame Politik und nicht irgendeine besondere war. Nun, und im neunzehnten Jahrhundert, um so mehr aber noch im zwanzigsten Jahrhundert verbleibt ihr dieser allgemeine Charakter, obgleich das Ziel und die Mittel sich notwendig ändern mußten. Jetzt ist es nicht nötig, Europa vor der türkischen Barbarei zu beschützen, sondern die Türken selbst zu europäisieren.

Für die früheren Zwecke waren kriegerische, für die heutigen sind friedliche Mittel notwendig. Die Aufgabe selbst ist aber so-

wohl im ersten wie im zweiten Falle für alle die gleiche, früher waren die europäischen Nationen solidarisch in ihren Interessen kriegerischen Schutzes, heute sind sie solidarisch im Interesse der Ausbreitung der Kultur.

Der General: Die frühere kriegerische Solidarität Europas hinderte aber Richelieu und Ludwig XIV. nicht, sich mit der Türkei gegen die Habsburger zu vereinigen.

Der Politiker: Das war einmal eine schlechte Politik der Bourbonen, die im Verein mit ihrer sinnlosen inneren Politik zur gegebenen Zeit die notwendige Wiedervergeltung in der Geschichte erfahren hat.

Die Dame: Sie nennen das Geschichte? Früher nannte man so was – scheint mir – Königsmord.

Herr Z.: Das ist es ja eben, was man »in eine schlimme Geschichte verwickelt werden« nennt.

Der Politiker (zur Dame): Hier handelt es sich nicht um Worte, sondern um die Tatsache, daß jeder politische Fehler sich rächt. Und wer es wünscht, der kann darin meinetwegen Mystisches sehen. Für mich ist das ebensowenig mystisch wie die Tatsache, daß ich unfehlbar krank würde, wenn ich in meinem Alter und in meiner Lebenslage anfinde wie ein junger Mensch täglich ein Glas Champagner nach dem andern zu trinken, anstatt dicke Milch zu essen, und wenn ich bei diesem ancien régime hartnäckig beharren wollte, so würde ich sterben müssen wie die Bourbonen.

Die Dame: Gestehen Sie, daß Ihre Dickmilch-Politik à la longue langweilig wird.

Der Politiker (beleidigt): Wenn Sie mich nicht unterbrochen hätten, so hätte ich den Gegenstand schon lange erschöpft und hätte das Wort einem unterhaltenderen Teilnehmer unseres Gesprächs überlassen.

Die Dame: Ach, seien Sie doch nicht beleidigt! Ich habe ja nur gescherzt, denn wirklich, Sie sind sogar sehr witzig meiner Meinung nach . . . für Ihr Alter und Ihre Lebensstellung.

Der Politiker: Ich habe also gesagt, daß wir jetzt mit dem übrigen Europa in der Aufgabe der kulturellen Umgestaltung

der Türkei solidarisch sind, und daß wir hier keine besondere Politik verfolgen und auch nicht verfolgen können. Es muß aber bedauerlicherweise hinzugefügt werden, daß die Anteilnahme Rußlands an dieser allgemeinen zivilisatorischen Arbeit im türkischen Reiche infolge unserer relativ niederen Entwicklungsstufe auf sozialem Gebiet, in Handel und Gewerbe vorerst keine sehr große sein kann. Die vorwiegende Bedeutung, die unserem Vaterlande als einem militärischen Staate zukam, kann uns natürlich jetzt nicht mehr bleiben. Umsonst wird sie niemand zuteil, sie muß verdient werden. Unsere militärische Bedeutung haben wir uns nicht mit prahlerischen Redensarten, sondern mit wirklichen Feldzügen und Schlachten erworben; ebenso müssen wir uns unsere kulturelle Bedeutung durch wirkliche Leistungen und Erfolge auf dem friedlichen Gebiete der Arbeit erwerben. Wenn die Türken sich unseren kriegerischen Erfolgen unterworfen haben, so werden sie auf dem Gebiete friedlicher, zivilisatorischer Arbeit sich natürlich denen unterordnen, die auf diesem Gebiete sich stärker als alle andern erweisen. Und was können wir hierbei tun? Den Grad von Schwachsinn, der zuläßt, daß den wirklichen Vorzügen der Deutschen auf dem Gebiete der Arbeit das eingebildete Kreuz auf der Hagia Sophia entgegengestellt werden gibt es doch kaum irgendwo.

Der General: Das ist es ja gerade, daß dieses Kreuz kein eingebildetes sein soll.

Der Politiker: Wer wird es Ihnen denn materialisieren? Solange Sie ein solches Medium noch nicht gefunden haben, ist das einzige, was von unserer nationalen Selbstliebe gefordert werden kann – in den vernünftigen Grenzen, in denen dieses Gefühl überhaupt zulässig ist – daß wir unsere Anstrengungen verdoppeln, um so schnell als möglich die anderen Nationen darin einzuholen, worin wir gegen sie zurückstehen, und die Zeit und die Kräfte wieder einzubringen, die wir für verschiedene slawische Komitees und andere schädliche Dummheiten verloren haben. Übrigens wenn wir in der Türkei vorerst machtlos sind, so können wir schon jetzt eine hervorragende zivilisatorische Rolle in

Mittelasien und besonders im fernen Osten spielen, wohin die Weltgeschichte augenscheinlich ihren Schwerpunkt verlegen wird. Zuzufolge seiner geographischen Lage und anderer Bedingungen kann Rußland hier mehr tun als alle anderen Nationen, natürlich mit Ausnahme von England. Die Aufgabe unserer Politik ist also in dieser Beziehung in einer andauernden und aufrichtigen Übereinstimmung mit England, so daß unsere kulturelle Mitarbeiterschaft sich niemals in sinnlosen Haß und einen unwürdigen Wettbewerb verwandeln könnte.

Herr Z.: Unglücklicherweise tritt diese Verwandlung sowohl bei den Menschen als auch bei den Völkern wie eine Schicksalsmacht immer ein.

Der Politiker: Ja, das kommt vor. Andererseits weiß ich weder im Leben der Menschen noch im Leben der Völker auch nur einen einzigen Fall, wo feindliche und neiderfüllte Beziehungen zu den Mitarbeitern auf dem Gebiete gemeinsamer Tätigkeit irgend jemand stärker, reicher oder glücklicher gemacht hätten. Diese allgemeine Erfahrung, in der es auch nicht eine einzige Ausnahme gibt, nehmen sich kluge Leute zur Kenntnis, und ich glaube, daß ein so kluges Volk wie das russische auch endlich die Nutzenwendung daraus ziehen wird. Mit den Engländern im fernen Osten in Feindschaft zu leben, das wäre der höchste Gipfel des Unverständes, um schon nicht davon zu reden, daß es nicht anständig ist, seine schmutzige Wäsche vor andern zu waschen. Oder glauben Sie, daß wir den Gelbgesichtern, den Chinesen, näher stehen als den Landsleuten Shakespeares und Byrons?

Herr Z.: Nun, das ist eine heikle Frage.

Der Politiker: Lassen wir sie also! Richten Sie bitte, Ihre Aufmerksamkeit auf das Folgende: Wenn Sie sich auf meinen Standpunkt stellen und einsehen, daß die russische Politik in der Gegenwart nur zwei Aufgaben haben darf, erstens die Erhaltung des europäischen Friedens – weil jeder europäische Krieg auf der gegenwärtigen Stufe der historischen Entwicklung ein sinnloser und verbrecherischer Bruderkrieg wäre – zweitens, die zivilisatorische Einwirkung auf die barbarischen Völker, die sich in

unserer Einflußsphäre befinden, so werden Sie finden, daß diese beiden Aufgaben, abgesehen von ihrem inneren Werte, einander auf wunderbare Weise unterstützen, indem sie gegenseitig ihre Existenz bedingen. Es ist in der Tat klar, daß wir die Bande der Solidarität zwischen uns und den übrigen europäischen Nationen nur um so mehr befestigen, je gewissenhafter wir an der kulturellen Entwicklung der barbarischen Länder arbeiten, an der auch das übrige Europa ein Interesse hat. Die Befestigung dieser europäischen Einheit verstärkt aber ihrerseits unseren Einfluß auf die Barbarenvölker, denn sie nimmt ihnen den Gedanken auch nur an die Möglichkeit eines Widerstandes. Glauben Sie, daß wir in Asien irgendein Hindernis hätten, wenn der gelbe Mann wüßte, daß hinter Rußland Europa steht? Wenn er aber hingegen sehen würde, daß Europa nicht für, sondern gegen Rußland ist, so käme ihm natürlich der Gedanke, mit Waffengewalt unsere Grenzen anzugreifen, und wir müßten uns auf eine Distanz von zehntausend Werst nach zwei Seiten hin verteidigen. Ich glaube nicht an das Schreckgespenst einer mongolischen Invasion, weil ich die Möglichkeit eines europäischen Krieges nicht zugebe; im Falle eines solchen aber hätten wir allerdings die Mongolen zu fürchten.

Der General: Ihnen erscheint ein europäischer Krieg und eine Invasion der Mongolen so unglaublich – ich aber glaube an Ihre »Einigkeit der europäischen Nationen«, an den beginnenden »Frieden der ganzen Welt« ganz und gar nicht. Das wäre so gar nicht natürlich, so gar nicht der Wahrheit entsprechend. Es ist ja nicht von ungefähr, daß zu Weihnachten in den Kirchen gesungen wird: »Friede auf Erden, und den Menschen Wohlwollen untereinander!« Das bedeutet, daß es auf Erden erst dann Frieden geben wird, wenn die Menschen Wohlwollen zueinander haben werden. Nun, wo ist ein solches zu finden? Haben Sie es etwa gesehen? Die Wahrheit in Ehren, Sie und ich, wir empfinden aufrichtiges wirkliches Wohlwollen doch nur zu einem europäischen Staate – zum Fürstentum Monaco. Mit ihm ist unser Friede ein unverbrüchlicher. Daß wir aber die Deutschen

und die Engländer so glattweg als die Unsrigen betrachten und in der Seele fühlen sollten, ihr Nutzen sei unser Nutzen, ihre Freude sei unsere Freude – eine solche, wie Sie es nennen, »Solidarität« mit den europäischen Nationen wird es bei uns wahrscheinlich niemals geben.

Der Politiker: Wie sollte es sie nicht geben, da sie doch schon ist, da sie in der Natur der Dinge selbst liegt? Wir sind mit den Europäern aus dem sehr einfachen Grunde solidarisch, weil wir selber Europäer sind. Das ist seit dem achtzehnten Jahrhundert ein fait accompli, und weder die Unzivilisiertheit der Volksmassen in Rußland, noch die traurigen Chimären der Slawophilen können daran etwas ändern.

Der General: Nun, und die Europäer, sind sie untereinander solidarisch? Z. B. die Franzosen mit den Deutschen und die Engländer sowohl mit den einen als mit den andern? Man hört davon, daß sogar die Schweden und die Norweger ihre Solidarität irgendwo verloren haben!

Der Politiker: Welch scheinbar kräftiges Argument! Es ist nur schade, daß seine ganze Kraft auf einer defekten Grundlage beruht, dem Vergessen der politischen Lage. Ich frage Sie aber, ob wohl Moskau und Nowgorod unter Iwan III. oder Iwan IV. solidarisch waren? Werden Sie aber die jetzige Solidarität der Gouvernements Moskau und Nowgorod in den allgemeinen Staatsinteressen leugnen wollen?

Der General: Nein, ich sage nur: Warten wir mit den Erklärungen, daß wir Europäer sind, bis zum historischen Moment, wo die europäischen Nationen ebenso fest untereinander zusammengefügt sein werden, wie unsere Gebiete im russischen Staate sich zusammengefügt haben. Sollen wir uns etwa in unserem Solidaritätsgefühl mit den Europäern in Stücke zerreißen, während sie untereinander wie Hund und Katze leben?

Der Politiker: Wie Hund und Katze! Seien Sie ganz ruhig! Sie brauchen sich nicht nur zwischen Schweden und Norwegen, sondern sogar zwischen Frankreich und Deutschland nicht in Stücke zu zerreißen, denn sie werden es bis zu einem Bruche

untereinander nicht kommen lassen. Das ist doch wohl jetzt schon klar. Nur bei uns halten viele für Frankreich, was eigentlich eine nichtssagende Gruppe von Abenteurern ist, die im Zuchthaus untergebracht werden könnten und müßten, wo es ihnen dann frei stünde, ihren Nationalismus zum Ausdruck zu bringen und den Krieg mit Deutschland zu predigen.

Die Dame: Das wäre wunderschön, wenn aller nationale Hader im Zuchthaus untergebracht werden könnte. Ich glaube nur, daß Sie sich irren.

Der Politiker: Ich habe das natürlich cum grano salis gesagt. Natürlich ist Europa auf der sichtbaren Oberfläche noch nicht in ein einheitliches Ganzes zusammengefügt. Ich halte aber an meiner historischen Analogie fest.

Wie es bei uns z. B. im sechzehnten Jahrhundert war – wo der Separatismus der einzelnen Gebiete noch vorhanden war, wie wohl er schon in den letzten Zügen lag, die staatliche Einheit aber durchaus nicht nur ein Traum war, sondern wirklich schon bestimmte Formen annahm, – so ist es auch jetzt in Europa, wo der nationale Antagonismus wohl noch existiert – besonders unter der ungebildeten Masse und den wenig gebildeten Politikern –, aber zu kraftlos ist, um zu irgendeiner bedeutungsvollen Tat zu werden. Europäische Kriege wird er nicht hervorrufen, o nein! Was Sie aber, Herr General, vom Wohlwollen sagen, so muß ich in Wahrheit gestehen, daß ich es weder zwischen den Völkern, noch innerhalb der einzelnen Nationen und sogar der einzelnen Familien irgendwie finden kann, und ist es auch da, so doch nur so lange, bis der strittige Knochen auf der Bildfläche erscheint. Was kann aber daraus gefolgert werden? Doch nicht die Berechtigung zu inneren Kriegen und zu Brudermorden. So ist es auch in internationaler Beziehung. Mögen die Franzosen und die Deutschen nicht wohlwollend zueinander sein, wenn sie sich nur nicht prügeln. Und ich bin überzeugt, daß sie es nicht tun werden.

Herr Z.: Das ist sehr wahrscheinlich. Wenn aber auch Europa als ein einheitliches Ganzes angesehen wird, so folgt doch daraus natürlich nicht, daß wir auch Europäer sind. Sie wissen ja, daß

bei uns eine in den beiden letzten Jahrzehnten ziemlich verbreitete Ansicht darüber besteht, daß Europa, das heißt die Gemeinschaft der germanisch-romanischen Völkerschaften, wirklich einen in sich solidarischen kulturhistorischen Typus darstellt, daß wir aber nicht zu ihm gehören, sondern unsern besondern griechisch-slawischen Typus zum Ausdruck bringen.

Der Politiker: Ich habe von dieser slawophilen Variation gehört und hatte sogar Gelegenheit, mit Vertretern dieser Anschauung zu reden. Und sehen Sie, was ich bemerkt habe und was, meiner Ansicht nach, die Frage entscheidet! Die Sache ist nämlich so, daß alle diese Herren, die sich gegen Europa und unsern Europäismus auflehnen, sich keineswegs auf dem Standpunkt unserer griechisch-slawischen Selbständigkeit erhalten können, sondern sich sofort mit Haut und Haar an irgendein Chinesentum, an einen Buddhismus, Tibetanismus und jeglichen indisch-mongolischen Asiatismus verlieren. Ihrer Entfremdung von Europa ist geradezu proportional ihr Zug nach Asien hin. Was ist das aber? Zugegeben, daß Sie in bezug auf den Europäismus recht haben – meinetwegen mag das auch die größte Verirrung sein –, woher kommt aber bei ihnen solch ein geradezu fatalistischer Sturz in den äußersten Gegensatz, in dieses Asiatentum, woher? Und wohin verflüchtigt sich bei ihnen der griechisch-slawische rechtgläubige Kernpunkt? Nein, ich frage Sie, wohin verflüchtigt er sich, wohin? Schien es nicht, daß in ihm das Wesentliche enthalten war, schien es das nicht? Sehen Sie, das ist es ja eben! Wer die Natur zur Tür hinausjagt, dem bricht sie zum Fenster wieder herein. Natur heißt hier aber so viel, als daß es einen selbständigen griechisch-slawischen kulturhistorischen Typus überhaupt gar nicht gibt, sondern daß war, ist und sein wird nur ein Rußland als das große Grenzland zwischen Europa und Asien. Bei dieser seiner Lage als Grenzgebiet erfährt unser Vaterland naturgemäß viel intensiver als die übrigen europäischen Länder den Einfluß des asiatischen Elements, in dem auch unsere ganze eingebildete Eigenart beschlossen ist. Denn auch Byzanz war durchaus nicht durch etwas Eigenes, sondern nur durch den asiatischen

Beigeschmack originell. Unserer Natur aber hat sich von allem Anfang an und besonders seit den Zeiten Batu-Chans das asiatische Element beigesellt, ist uns zur zweiten Seele geworden, so daß die Deutschen von uns mit gutem Rechte seufzend sagen könnten:

»Zwei Seelen wohnen ach! in ihrer Brust,
Die eine will sich von der andern trennen.«

Von unserer zweiten Seele uns ganz zu befreien, ist uns unmöglich und auch nicht notwendig, denn wir verdanken ihr sicherlich auch etwas – um aber in dieser Kollision nicht in Stücke zerrissen zu werden, wie der General sagt, so war es notwendig, daß die eine Seele endgültig die andere bezwang und die Oberhand behielt, und zwar natürlich die bessere, das heißt die intellektuell stärkere, zur Weiterentwicklung fähigere, an inneren Möglichkeiten reichere. Das geschah auch zur Zeit Peters des Großen. Aber unsere unaustilgbare, wenn auch endgültig bezwangene seelische Verwandtschaft mit Asien hat auch nachher einige Köpfe dazu verführt, sinnlosen Hirngespinnsten über irgendeine phantastische neue Entscheidung der unwiderruflich schon entschiedenen historischen Frage nachzuhängen. Daraus resultierte dann Slawophilismus, die Theorie der kulturhistorischen Eigenart und all dieses Zeug. In Wahrheit sind wir aber unwiderruflich Europäer, nur mit einem asiatischen Niederschlag auf dem Grunde unserer Seele. Für mich ist das sogar gewissermaßen grammatikalisch klar. Denn was ist das Wort »Russe«* im grammatikalischen Sinn in der russischen Sprache für ein Wort? Ein Eigenschaftswort. Nun, und auf welches Hauptwort bezieht sich dieses Eigenschaftswort?

Die Dame: Ich denke auf das Hauptwort Mensch: – Der russische Mensch, die russischen Leute.

Der Politiker: Nein, das ist mir zu verschwommen und zu unbestimmt. Die Papuas und die Eskimos sind doch auch Leute, ich bin aber gar nicht damit einverstanden, das als mein Bestimmungswort und Hauptwort anzusehen, was ich mit den Papuas und den Eskimos gemeinsam habe.

* Ein nicht wiederzugebendes Wortspiel, das darauf beruht, daß das Wort »Russe« identisch ist mit dem Eigenschaftswort »russisch«. Das Hauptwort »Russe« gibt es nicht.

Die Dame: Es gibt jedoch ganz wichtige Dinge, die allen Menschen gemeinsam sind, z. B. die Liebe.

Der Politiker: Nun, das ist noch verschwommener. Wie kann ich als das Spezifische meiner Wesenheit die Liebe annehmen, wenn ich weiß, daß dieses Gefühl auch den Tieren und überhaupt jedem Geschöpf eigen ist?

Herr Z.: Ja, diese Sache ist sehr kompliziert. Sehen Sie, ich bin ein sanftmütiger Mensch und fühle mich in der Liebe ungleich solidarischer mit irgendeiner weißen oder schwarzblauen Taube als mit dem schwarzen Mauren Othello, obgleich ihm auch die Bezeichnung »Mensch« zu eigen ist.

Der General: Nun, wissen Sie, in einem gewissen Alter fühlt sich jeder verständige Mann identisch mit »weißen Tauben«*.

Die Dame: Was heißt das?

Der General: Das ist ein Wortspiel, das nicht für Sie, sondern für mich und Durchlaucht bestimmt war.

Der Politiker: Lassen wir das, ich bitte Sie, lassen wir das! Trêve de plaisanteries. Wir befinden uns ja hier nicht auf der Bühne des Michael-Theaters**. Ich wollte sagen, daß das richtige Hauptwort für das Eigenschaftswort »russisch« Europäer heißt. Wir sind russische Europäer, wie es englische, französische und deutsche Europäer gibt. Wenn ich mich als Europäer fühle, ist es da nicht lächerlich, mir beweisen zu wollen, daß ich irgendein slawischer Russe oder ein griechischer Slawe bin? Ich weiß ebenso unwiderleglich genau, daß ich ein Europäer bin, wie ich weiß, daß ich ein Russe bin. Ich kann und meinerwegen soll ich auch Mitleid und Schonung jedem Menschen und jedem Tiere gewähren, denn – glücklich ist, wer auch am Vieh Barmherzigkeit übt; aber solidarisch zugehörig fühlen werde ich mich nicht zu irgendeinem Zulukaffer oder Chinesen, sondern nur zu den Nationen und Menschen, die all die Schätze einer höheren Kultur geschaffen und bewahrt haben, von denen ich meine geistige Nahrung beziehe und die mir die höchsten Daseinsgenüsse gewähren. Vor-

* Die Benennung einer russischen Sekte. ** Das französische Theater in Petersburg.

erst war es notwendig, damit diese auserwählten Nationen sich gestalten, stark werden und den niederen Elementen standhalten konnten, daß es Kriege gab, und der Krieg war etwas Heiliges; jetzt haben sie sich ausgestaltet, sie sind stark geworden und haben nichts anderes mehr zu fürchten als innere Zwistigkeiten. Jetzt beginnt überall die Epoche des europäischen Friedens und der friedlichen Ausbreitung der Kultur. Alle müssen Europäer werden. Der Begriff Europäer muß mit dem Begriff Mensch, und der Begriff der europäischen Kulturwelt – mit dem Begriff der Menschheit gleichbedeutend werden. Darin liegt der Sinn der Weltgeschichte. Anfangs gab es nur griechische, dann nur römische Europäer, dann traten verschiedene andere Europäer in die Erscheinung erst im Westen, dann im Osten, es kamen die russischen, drüben über dem Ozean die amerikanischen Europäer und jetzt müssen türkische, persische, indische und japanische, ja vielleicht sogar chinesische Europäer kommen. Ein Europäer, das ist ein Begriff, der einen bestimmten Inhalt hat und der immer weitere und weitere Gebiete zu umfassen vermag. Und bemerken Sie gefälligst den Unterschied: jeder Mensch ist ein Mensch wie jeder andere auch. Wenn wir also mit unserem Hauptworte »Mensch« diesen abstrakten Begriff anerkennen, dann müssen wir zu einer unterschiedslosen Gleichheit kommen und dürfen die Nation eines Newton und Shakespeare nicht höher stellen als irgendwelche Papuas. Das ist aber vor allen Dingen unsinnig und dann in der Praxis auch durchaus schädlich. Nun, und wenn mein »Hauptwort« nicht ein Mensch überhaupt, nicht dieses Nichts auf zwei Beinen, sondern der Mensch als Kulturträger, das heißt der Europäer ist, dann hat dieser sinnlose Gleichheitsbegriff hier überhaupt keinen Platz. Der Begriff Europäer oder, was dasselbe ist, der Begriff Zivilisation schließt den sicheren Maßstab zur Bestimmung des relativen Verdienstes oder des Wertes der verschiedenen Rassen, Nationen und Individuen in sich. Diese Verschiedenheit der Bewertung muß eine gesunde Politik durchaus in Betracht ziehen. Denn wenn wir das relativ zivilisierte Österreich und irgendwelche halbwilden Herzegowi-

nen über einen Kamm scheren wollen, so wird uns das unfehlbar in jene törichten und gefährlichen Abenteuer hineinführen, nach denen die letzten Mohikaner unseres Slawophilentums noch immer seufzen. Il y a européens et européens. Selbst wenn uns die heiß-ersehnte Stunde geschlagen hat, von der ich hoffe, daß sie uns nahe ist, wenn Europa oder die zivilisierte Welt wirklich dem Umfange nach die Bevölkerung der ganzen Erdkugel in sich begreift, dann werden in der geeinten und friedensvollen Menschheit dennoch alle die natürlichen und in der Geschichte festgegründeten Unterschiede und Nuancen der Kulturwerte bleiben, durch die unsere verschiedenen Beziehungen zu den verschiedenen Völkern bestimmt werden müssen. In dem triumphierenden, alles umfassenden Reiche der höheren Kultur ist es nicht anders wie im himmlischen Reiche auch, ein anderer Ruhm gebührt der Sonne, ein anderer dem Monde, ein anderer den Sternen, denn Stern unterscheidet sich von Stern in seiner Glorie – so heißt es schon im Katechismus, wie mir scheint, nicht wahr? Jetzt aber, wo das Ziel noch nicht erreicht ist, wir ihm aber schon so nahe sind, ist es besonders wichtig, daß wir uns vor den Fehlern des unterschiedslosen Gleichmachens hüten. Sehen Sie, man schreibt jetzt so viel in den Zeitungen über irgendeine Zwistigkeit zwischen England und Transvaal, und daß diese Afrikaner England sogar mit Krieg bedrohen*; ich aber sehe schon kommen, daß verschiedene Schreiberseelen und politische Kannegießer sowohl bei uns als wohl auch auf dem ganzen Kontinent einen Federkrieg gegen England rüsten und die armen, unterdrückten Afrikaner auf Leben und Tod verteidigen werden. Das ist aber dieselbe Geschichte, als wenn der allverehrte, sehr verdienstvolle, hochgebildete und allbekannte Herr Theodor Martens in irgendeiner Angelegenheit in den benachbarten Laden treten und der schmierige, halbwüchsige Ladenjunge mit Fäusten auf ihn losgehen und ihm sagen würde: »Der Laden gehört uns, du bist hier ganz überflüssig, und wenn du nicht machst, daß du weiterkommst, so werde ich dich erwürgen oder dir den Hals ab-

* Das Gespräch fand im April 1899 statt.

schneiden«, und ihn auch wirklich zu würgen anfinke. Man könnte nun natürlich bedauern, daß dem verehrten Herrn Theodor Martens eine solche dumme Geschichte passieren mußte; wenn aber die Geschichte schon passiert ist, so würde ich erst dann ein Gefühl moralischer Befriedigung haben, wenn mein verehrter Freund dem Handelsüchtigen ein paar tüchtige Rippenstöße versetzen und ihn dann in eine Besserungsanstalt für minderjährige Verbrecher befördern würde. Anstatt dessen fangen verschiedene anständig gekleidete Herren an den Bengel in Schutz zu nehmen und ihn aufzuheizen: »Du bist ja ein ganz famoser Junge! Bist selbst noch so klein und wagst es doch schon, über solch einen großen Herrn herzufallen! Hau nur tüchtig zu, wir werden dir schon die Stange halten!« Ist das nicht ganz abscheulich? Und wenn diese afrikanischen Fuhrknechte und Viehhändler noch gescheit genug wären, sich einfach ihrer Abstammung nach für Holländer zu erklären! Holland ist doch eine verdienstvolle, hochzivilisierte Nation! Aber durchaus nicht – sie halten sich für eine ganz besondere Nation, begründen ihr eigenes afrikanisches Vaterland! Solche Kanaillen!

Die Dame: Erstens bitte ich nicht so zu schimpfen, und zweitens möchte ich wissen, was das ist – Transvaal, und was für Leute dort leben?

Herr Z.: Dort lebt eine Mischung von Europäern und Negern – sie sind nicht weiß und nicht schwarz, sondern schwarzbraun*.

Die Dame: Das scheint mir schon wieder ein calembour!

Der Politiker: Ja, und zwar nicht einmal ein besonders witziger!

Herr Z.: Wie die Buren, so die calembours! Wenn Ihnen übrigens diese Farbmischung nicht gefällt, – es gibt auch noch einen Orange-Staat.

Der Politiker: Ernsthaft gesprochen sind diese Buren natürlich Europäer, aber eine schlechte Sorte. Durch die Entfremdung von ihrer ruhmvollen Metropole haben sie ihre Kultur in ganz bedeutendem Maße eingebüßt, umgeben von Wilden, sind sie selbst

* Ein nicht wiederzugebendes Wortspiel: Auf russisch heißt schwarzbraun – bury.

verwildert und roh geworden, und sie auf die gleiche Stufe mit den Engländern zu stellen, ja sogar so weit zu gehen, um ihnen im Kampfe mit England Erfolg zu wünschen – cela n'a pas de nom!

Die Dame: Ihre Europäer hatten aber sehr viel Sympathie für die kaukasischen Bergbewohner, als sie für ihre Unabhängigkeit mit uns kämpften! Und Rußland besitzt doch viel mehr Kultur als die Tscherkessen.

Der Politiker: Ich will mich über die Motive dieser Sympathien Europas mit den wilden Kaukasiern nicht näher auslassen, und sage nur eins, daß wir uns die allgemeine europäische Intelligenz und nicht die zufälligen Torheiten dieser oder jener Europäer aneignen müssen. – Ich bedauere natürlich von ganzer Seele, daß England, wie es scheint, gezwungen sein wird, zu einem so veralteten Mittel zu greifen wie zum Kriege, dem Geschichte und Vernunft schon das Urteil gesprochen haben, um diese eingebildeten Barbaren zu bändigen. Wenn aber die Wildheit dieser Zulus, ich wollte sagen Buren, die von dem auf England neidischen Kontinente noch verteidigt werden, den Krieg unvermeidlich macht, so ist es selbstverständlich mein heißer Wunsch, er möge durch eine so vollständige Unterwerfung dieser afrikanischen Schreihälse sein Ende finden, daß von ihrer Selbständigkeit auch keine Spur mehr übrig bliebe. Wenn der Sieg aber ihnen gehörte, was bei der Entfernung dieser Gebiete auch möglich ist, so wäre das ein Triumph der Barbarei über die Intelligenz, und für mich als einen Russen, das heißt einen Europäer, wäre das ein Tag tiefer nationaler Trauer.

Herr Z. (leise zum General): Diese großen Würdenträger verstehen es wirklich gut zu sprechen, ganz wie jener Franzose, der da sagte: ce sabre d'honneur est le plus beau jour de ma vie.

Die Dame (zum Politiker): Nein, ich bin nicht einverstanden. Warum soll man für die Transvaalburen keine Sympathie haben? Wir haben doch auch Sympathie für Wilhelm Tell.

Der Politiker: Ja, wenn sie ihre eigene poetische Legende schüfen, wenn sie solche Künstler wie Schiller und Rossini begeisterten und selber etwas Derartiges wie Jean Jacques Rousseau

oder andere Schriftsteller und Gelehrte hervorbrächten – dann könnte man anders über sie reden.

Die Dame: Aber das kam doch alles später, anfangs waren die Schweizer ja auch nur Hirten . . . und außerdem, haben sich denn die Amerikaner so sehr durch ihre Bildung ausgezeichnet, als sie sich, um ihre Selbständigkeit zu erlangen, gegen die Engländer empörten? Nein, sie waren wohl nicht schwarzbraun (bury), sondern kupferfarbig und zogen einem die Haare mit der Kopfhaut ab, wie Sie bei Mayn-Reade nachlesen können. Für sie aber hatte sogar Lafayette Sympathie und er tat recht daran, denn sehen Sie, jetzt haben sie in Chicago alle Religionssysteme vereinigt und eine Ausstellung von ihnen veranstaltet, – was noch niemals in der Welt dagewesen ist. In Paris wollte man ja auch in derselben Weise für die nächste Ausstellung alle Religionen vereinigen, aber es ist nichts dabei herausgekommen. Ein Abbé – Victor Charbonnel – hat sich schon sehr darum bemüht. Auch mir schrieb er mehrere Briefe – – – wirklich ein recht sympathischer Mensch. Aber von allen Religionssystemen kamen Absagen. Sogar der Oberrabbiner erklärte: »Für die Religion ist die Bibel da, und eine Ausstellung hat hier gar keinen Zweck«. Der arme Charbonnel sagte sich in seiner Verzweiflung von Christus los und schrieb in allen Zeitungen, daß er demissioniere und jetzt für Renan eine große Verehrung habe. Dann hat er aber, wie man mir schrieb, irgendein ganz schlimmes Ende genommen, sich entweder verheiratet oder dem Trunke ergeben. Außerdem interessierte sich unser Herr Nepljueff auch sehr für die Sache, aber auch er erlebte in allen Religionen eine große Enttäuschung. Mir schrieb er – er ist ja ein solcher Idealist, – daß er nur noch auf die ganze Menschheit seine Hoffnung setze. Aber wie kann man die ganze Menschheit in Paris in der Ausstellung zeigen? Ich glaube, das sind Phantasien. Dafür haben aber die Amerikaner ihre Sache ausgezeichnet gemacht. Von allen Glaubensbekenntnissen kam die Geistlichkeit bei ihnen zusammen. Zum Präsidenten wählten sie den katholischen Bischof. Er las ihnen das Vaterunser auf englisch vor, die buddhistischen und chinesischen

Götzenpriester gaben ihm aber höflich zur Antwort: »Oh yes! All right, Sir! Wir wünschen niemand Böses und bitten nur um eins, nämlich daß Ihre Missionare sich aus dem Staube machen und soweit als irgend möglich fortgehen möchten. Für Euch mag Eure Religion ausgezeichnet sein – und wenn Ihr sie nicht befolgt, so tragen wir ja keine Schuld daran – für uns ist aber unsere Religion die beste.« Und so kam alles zu einem guten Ende – nicht einmal eine Prügelei gab es, worüber sich alle sehr verwunderten. Sehen Sie, so sind jetzt die Amerikaner! Aber man kann gar nicht wissen, ob aus unseren heutigen Afrikanern nicht einmal später ebensolche Amerikaner werden.

Der Politiker: Gewiß, möglich ist alles, und irgendein dummer Peter kann ein großer Gelehrter werden. Aber, ehe er das wird, kann es ihm nur nützen, wenn er tüchtig durchgebleut wird . . .

Die Dame: Was für Ausdrücke! Décidément vous vous en canaillez. Und das kommt alles von Monte Carlo. Qui est-ce que vous fréquentez là-bas? Les familles des croupiers sans doute. Übrigens ist das Ihre Sache. Ich möchte Sie nur bitten, den Faden Ihrer politischen Weisheit jetzt nicht weiterzuspinnen, denn sonst halten Sie die Leute mit dem Mittagessen auf. Es ist längst Zeit, ein Ende zu machen.

Der Politiker: Ich wollte nur noch mein Resümee abgeben und den Schluß meiner Auseinandersetzung zu seinem Anfange zurückführen.

Die Dame: Das glaube ich nicht! Sie finden nie selbst ein Ende. Ich werde Ihnen helfen müssen, Ihren Gedankengang klar zu legen. Sie wollten doch sagen, daß die Zeiten sich geändert haben, daß es früher Gott und den Krieg gab und daß es heute dafür die Kultur und den Frieden gibt. So ist es doch?

Der Politiker: Ungefähr so ist es – meinerwegen.

Die Dame: Das ist ausgezeichnet. Was Gott ist, das weiß ich wohl nicht und kann es auch nicht erklären, aber ich fühle es. Was aber Ihre Kultur anbetrifft, so fühle ich dabei absolut gar nichts. Erklären Sie mir also mit zwei Worten, was das ist!

Der Politiker: Worin die Kultur besteht, was in ihr enthalten ist – das wissen Sie selber, – es sind all die Schätze des Gedankens und des Genius, die geschaffen wurden von auserwählten Geistern auserwählter Völker.

Die Dame: Das ist aber gar nicht dasselbe, sondern alles sehr verschieden voneinander, z. B. Voltaire und Rousseau, die Madonna und Nana – Alfred de Musset und Pater Philaret. Wie kann man das nun alles in einen Haufen zusammenwerfen und diesen Haufen an Gottes Statt annehmen?

Der Politiker: Ich wollte ja eben sagen, daß wir uns um die Kultur im Sinne einer historischen Schatzkammer nicht zu sorgen brauchen. Sie wurde geschaffen, und – gottlob – sie ist da. Man kann meinetwegen hoffen, daß neue Shakespeares und Newtons erstehen werden, aber das liegt nicht in unserer Machtvollkommenheit und hat für uns kein praktisches Interesse. Dennoch gibt es in unserer Kultur noch eine andere, eine praktische oder, wenn Sie wollen, eine moralische Seite, und das ist, was wir im gewöhnlichen Leben Wohlerzogenheit, Höflichkeit nennen. Das kann für den oberflächlichen Blick unwichtig erscheinen, aber es hat darum doch eine ungeheure und einzigartige Bedeutung, weil das für jedermann ein notwendiges Erfordernis sein kann; denn Sie dürfen von niemand weder höhere Tugenden noch höhere Verstandesgaben oder Genie verlangen, wohl aber dürfen und sollen Sie von allen Höflichkeit verlangen. Das ist jenes Minimum von Vernunft und Moral, dank dem die Menschen menschlich miteinander leben können. Natürlich ist die Höflichkeit nicht die ganze Kultur, sie ist aber die notwendige Bedingung jeder Kultiviertheit, ebenso wie ja auch nicht die Kunst des Lesens die ganze Geistesbildung umfaßt, wohl aber ihre notwendige Vorbedingung ist. Höflichkeit ist Kultiviertheit à l'usage de tout le monde. Und wir sehen in der Tat, wie sie von den Beziehungen einzelner Menschen einer Gesellschaftsklasse übergeht auf die sozialen Beziehungen der verschiedenen Klassen untereinander und dann auf die politischen und internationalen Beziehungen. Wir erinnern uns sehr wohl noch unserer Kindheit, wie Leute unserer

Gesellschaftsklasse mit dem einfachen Volke unhöflich umgehen konnten, jetzt aber hat die Höflichkeit notwendigerweise oder auch erzwungenermaßen diese von Rang und Stand gezogene Grenze überschritten, wie sie sich auch anschickt' bald die internationale Grenze zu überschreiten.

Die Dame: Ach, bitte, sprechen Sie doch kürzer! Bei Ihnen kommt es ja darauf hinaus, daß die Friedenspolitik zwischen den einzelnen Staaten dasselbe ist, wie die Höflichkeit unter den Menschen.

Der Politiker: Natürlich – es ist doch nicht von ungefähr, daß die Worte »politesse« und »politique« in der französischen Sprache so sehr nahe miteinander verwandt sind. Und beachten Sie wohl, dazu bedarf es gar keiner Gefühle, auch dieses Wohlwollens nicht, an das der General ganz überflüssigerweise erinnert hat. Wenn ich irgendeinen anderen Menschen nicht anfallte und ihn nicht mit meinen Zähnen bearbeite, so heißt das doch noch lange nicht, daß ich irgendein Wohlwollen für ihn hege. Im Gegenteil, ich kann in meiner Seele die schlimmsten Gefühle gegen ihn haben, aber als einem Kulturmenschen ist es mir einfach widerwärtig, mich so an ihm festzubeißen und, was die Hauptsache ist, ich begreife, daß daraus nichts anderes als Widerwärtiges entstehen kann; wenn ich mich aber zügeln und mit diesem Menschen höflich umgehe, so verliere ich nichts, gewinne aber viel. Ebenso ist es mit zwei Völkern; mögen ihre nationalen Antipathien noch so groß sein, auf einer gewissen Kulturstufe werden sie es niemals bis zu *voies de fait*, das heißt bis zum Krieg kommen lassen, erstens schon deswegen nicht, weil dieses ganze Drum und Dran des Krieges – nicht wie es in Gedichten und auf Bildern dargestellt wird, sondern wie es in Wirklichkeit ist – alle diese Leichen, die übelriechenden Wunden, die Anhäufung vieler roher und schmutziger Menschen, das Aufhören einer normalen Lebensführung, die Zerstörung nützlicher Gebäude, Anstalten, Brücken, Eisenbahnen, Telegraphen, – weil dieser ganze Unfug einem Kulturvolke einfach widerwärtig ist, wie etwa Ihnen und mir widerwärtig sind herausgeschlagene Augen, ausgedrehte Kinn-

backen oder abgeissene Nasen. Zweitens versteht ein Volk auf einer gewissen Stufe geistiger Entwicklung, wie vorteilhaft es ist, mit anderen Nationen höflich zu verkehren und wie unvorteilhaft es ist, sich mit ihnen zu raufen. – Dabei gibt es natürlich eine Menge Abstufungen: als Verteidigungsmittel ist die Faust natürlich zivilisierter als die Zähne, der Stock ist kultivierter als die Faust, und eine symbolische Ohrfeige ist noch kultivierter. Ebenso können auch Kriege auf mehr oder weniger rohe Weise geführt werden, und die europäischen Kriege des neunzehnten Jahrhunderts erinnern mehr an ein formell festgesetztes Duell zwischen zwei anständigen Leuten, als an eine Prügelei zwischen zwei betrunkenen Handwerksburschen – aber auch das ist nur eine Übergangsstufe; beachten Sie nur, daß das Duell bei den führenden Nationen allmählich abgeschafft wird! Während Rußland den Tod zweier seiner hervorragendsten Dichter als Opfer des Zweikampfes beweint, ist in dem kultivierteren Frankreich das Duell längst schon zum blutlosen Phantom einer häßlichen und toten Tradition geworden. »Quand on est mort, c'est qu'on n'est plus en vie« würde Herr de la Palisse sagen, und sicher werden Sie und ich es noch erleben, daß das Duell mitsamt dem Kriege für alle Ewigkeiten im Geschichtsarchiv begraben werden wird. Ein Kompromiß kann hier nicht von langer Dauer sein.

Die echte Kultur verlangt, daß alle Raufereien zwischen den Menschen und den Nationen aufhören sollen. In jedem Falle ist die Friedenspolitik Maßstab und Symptom des Kulturprozesses. Und darum muß ich trotz des sehr lebhaften Wunsches, dem verehrten General gefällig zu sein, dennoch bei meiner Behauptung bleiben, daß die literarische Agitation gegen den Krieg eine sehr erfreuliche Erscheinung ist. Sie kommt nicht nur dem Abschluß einer Aufgabe, für die unsere Zeit reif ist, zuvor, sondern sie beschleunigt sie auch. Trotz aller ihrer Absonderlichkeiten und ihrer Leidenschaftlichkeit ist solch eine Predigt darum wichtig, weil sie im Bewußtsein der Allgemeinheit die führende, die Hauptlinie der historischen Entwicklung unterstreicht.

Die friedliche, das heißt höfliche, das heißt die für alle Teile gleich vorteilhafte Beilegung aller internationalen Beziehungen und Zusammenstöße, – das ist die unwandelbare Norm einer gesunden Politik in der Kulturmenschheit. – Wie? (*Zu Herrn Z.*): Sie wollten etwas sagen?

Herr Z.: Ich wollte nur daran erinnern, daß Sie vorher zu bemerken geruhten, die Friedenspolitik sei ein Symptom des Fortschrittes, und dabei habe ich daran denken müssen, daß in der Erzählung Turgenjeffs »Der Rauch« irgend jemand sehr richtig sagt: »Der Fortschritt ist ein Symptom!« Folgt nicht daraus, daß die Friedenspolitik das Symptom des Symptoms ist?

Der Politiker: Gewiß, und was ist weiter dabei? Alles ist doch nur relativ. Was ist aber nun eigentlich Ihr Gedanke?

Herr Z.: Ja, ich dachte mir, wenn die Friedenspolitik nur der Schatten des Schattens ist, lohnt es sich denn da, so viel über sie zu reden? Über sie und diesen ganzen Schatten eines Fortschrittes? Ist es da nicht besser, der ganzen Menschheit direkt dasselbe zu sagen, was Vater Barsonophius jener ehrwürdigen Dame gesagt hat, nämlich: »Du bist alt und bist schwach und wirst niemals anders werden.«

Die Dame: Aber – für diese Geschichte ist es doch schon zu spät. (*Zum Politiker*): Sehen Sie doch, was Ihre »politique-politesse« Ihnen für einen Streich gespielt hat!

Der Politiker: Und das wäre?

Die Dame: Nun eben, daß Sie morgen nach Monte Carlo – oder, um euphemistisch zu reden, nach Nizza nicht fahren werden.

Der Politiker: Warum nicht?

Die Dame: Darum nicht, weil diese Herren hier Ihnen erwidern wollen, Sie jedoch mit einer solchen prolixité gesprochen haben, daß für sie keine Zeit mehr übrig blieb und sie ihre Erwiderung auf morgen verschieben müssen. Es ist aber doch undenkbar, daß Sie sich in Monte Carlo mehr oder weniger verbotenen Vergnügungen in Gesellschaft ungebildeter Croupiers und ihrer Angehörigen hingeben, während hier zivilisierte

Menschen Ihre Thesen umstürzen werden. Das wäre doch der Gipfel der Unhöflichkeit. Wo bliebe da Ihr »unbedingtes Minimum der Moral«?

Der Politiker: Na also, wenn es sich schon so gemacht hat, kann ich ja auch meine Fahrt nach Nizza auf einen Tag verschieben. Ich bin selber neugierig, was gegen meine Axiome vorgebracht werden kann.

Die Dame: Das ist ausgezeichnet. Jetzt aber glaube ich, daß alle furchtbar hungrig sind, und wenn unsere Kultiviertheit uns nicht daran hinderte, so wären wir schon längst in den Speisesaal gestürzt.

Der Politiker: Il me semble du reste que la culture et l'art culinaire se marient très bien ensemble.

Die Dame: Oh, oh! – ich halte mir die Ohren zu.

Und, indem wir witjige Redensarten zweifelhafter Güte unter uns wechselten, folgten wir der Hausfrau eilig zur gedeckten Tafel. –

DAS DRITTE GESPRÄCH

»Audiat et tertia pars«

Diesmal versammelten wir uns auf allgemeinen Wunsch früher als gewöhnlich im Garten, um uns mit dem Abschlusse des Gespräches nicht beeilen zu müssen. Alle waren aus irgendeinem Grunde ernster gestimmt als gestern.

Der Politiker (zu Herrn Z.): Ich glaube, Sie wollten etwas erwidern oder bemerken zu dem, was ich gestern sagte?

Herr Z.: Ja, in bezug auf Ihre Erklärung, daß die Friedenspolitik das Symptom des Fortschrittes sei, fiel mir noch der Ausdruck einer Persönlichkeit in der Erzählung Turgenjeffs »Der Rauch« ein, nämlich daß »der Fortschritt ein Symptom« sei. Ich weiß nicht, was besagte Persönlichkeit in dieser Erzählung eigentlich darunter verstand, aber der einfache Sinn dieser Worte ist ja vollkommen richtig. – Der Fortschritt ist nämlich ein Symptom.

Der Politiker: Wovon?

Herr Z.: Es ist angenehm, mit klugen Leuten sich zu unterhalten. Gerade auf diese Frage habe ich die Sache zugespitzt. Ich denke, daß der bemerkbare, beschleunigte Fortschritt immer ein Symptom davon ist, daß das Ende bevorsteht.

Der Politiker: Ich verstehe, wenn es sich um eine progressive Lähmung handelt, daß da der Fortschritt wohl das Symptom des nahen Endes ist. Warum muß aber der Fortschritt der Kultur, der Kultiviertheit durchaus ein Symptom des bevorstehenden Endes sein?

Herr Z.: Ja, . . . es fällt wohl nicht so sehr in die Augen, wie bei einer Lähmung, es ist jedoch wirklich so.

Der Politiker: Daß Sie davon überzeugt sind, das ist klar, mir ist aber nicht einmal klar, wovon Sie eigentlich überzeugt sind. Und in erster Linie wiederhole ich, ermutigt durch Ihr Lob, meine einfache Frage, die Ihnen so klug erschien. Sie sagen »das

Symptom des bevorstehenden Endes«, – ich frage: dem Ende wovon?

Herr Z.: Ja, dem Ende dessen, wovon unter uns die Rede war. Wir sprachen doch von der Geschichte der Menschheit und von jenem historischen »Prozesse«, der zweifellos sein Tempo beschleunigt hat und, ich bin davon überzeugt, sich seiner Entscheidung naht.

Die Dame: C'est la fin du monde, n'est-ce pas? Das ist sehr interessant.

Der General: Endlich sind wir bei dem, was das Allerinteressanteste ist, angelangt!

Der Fürst: Wahrscheinlich werden Sie auch dem Antichrist einige Beachtung schenken?

Herr Z.: Selbstverständlich – ihm in erster Linie.

Der Fürst (zur Dame): Entschuldigen Sie mich, bitte, aber ich habe eine so große Menge ganz unaufschiebbarer Geschäfte, daß ich, trotz meines lebhaften Wunsches, von so interessanten Dingen zu hören, mich doch nach Hause begeben muß.

Der General: Wie? und unsere Partie Tarock?

Der Politiker: Ich habe es schon vorgestern vorausgefühlt, daß es irgend etwas ganz Bösartiges geben wird. Sobald die Religion im Spiele ist, kann man nichts Gutes erwarten. »Tantum religio potuit suadere malorum.«

Der Fürst: Es wird durchaus nichts Bösartiges geben – ich will mich bemühen, um neun Uhr wiederzukommen, aber jetzt habe ich durchaus keine Zeit.

Die Dame: Warum so plötzlich? Warum haben Sie vorher nichts von diesen wichtigen Geschäften gesagt? Ich glaube nicht daran! Bekennen Sie nur, es ist der Antichrist, der Sie so plötzlich verscheucht hat!

Der Fürst: Ich habe gestern so viel darüber hören müssen, daß die Höflichkeit in allen Dingen die Hauptsache sei, daß ich unter dieser Suggestion es wagte, aus Höflichkeit die Unwahrheit zu sagen. Jetzt sehe ich, daß das sehr unrecht war, und sage frei heraus, daß ich, obgleich ich in der Tat viel Wichtiges zu er-

ledigen habe, diesem Gespräch hauptsächlich darum aus dem Wege gehe, weil ich es für unerlaubt halte, meine Zeit für Abhandlungen über solche Dinge zu verschwenden, welche nur für irgendwelche Papuas von Bedeutung sein können.

Der Politiker: Von Ihrer schweren Versündigung, allzu höflich gewesen zu sein, haben Sie sich, wie mir scheint, hiermit befreit.

Die Dame: Aber warum ärgern Sie sich? Wenn wir dumm sind, so klären Sie uns doch auf! Sehen Sie, ich ärgere mich gar nicht, daß Sie auch mich eine Papua nennen, – auch die Papuas können ganz richtige Begriffe haben. Auch den kleinen Kindern flößt Gott Weisheit ein. Wenn es Ihnen aber so schwer fällt, vom Antichrist reden zu hören, so wollen wir ein anderes Übereinkommen treffen. Ihre Villa ist ja nur zwei Schritte von uns entfernt. Beschäftigen Sie sich also jetzt mit Ihren Angelegenheiten, aber zum Schluß des Gesprächs kommen Sie – nachdem der Antichrist abgetan ist.

Der Fürst: Gut, ich werde kommen.

(Nachdem der Fürst die Gesellschaft verlassen, bemerkt der General lachend): Ich kenne meine Pappenheimer.

Die Dame: Wie? Sie glauben, daß unser Fürst* – der Antichrist ist?

Der General: Nun, er nicht – er persönlich nicht – diese Trauben hängen unserem Fuchs doch zu hoch. Aber die Richtung ist es doch schon. Johannes der Evangelist sagt schon in der Heiligen Schrift: »Und wie ihr gehört habt, daß der Widerchrist kommt, so sind nun viele Widerchristen worden.« So sehen Sie, von diesen vielen also, ja von diesen vielen . . .

Die Dame: Je nun, unter diese »vielen« kann man auch unverhofft geraten. Ihn wird Gott nicht strafen, er ist wirt gemacht worden. Er weiß, daß er das Pulver nicht noch einmal erfinden kann! Ehrevoll ist es aber doch, in einer neuen Uniform spazieren zu gehen – gewissermaßen von der Linie zur Garde ver-

* In diesem Gespräche ist Graf Leo Tolstoi in der Person des Fürsten dargestellt. (Der Übersetzer.)

setzt zu werden! Einem großen General ist es natürlich egal, aber ein kleiner Offizier fühlt sich eben geschmeichelt.

Der Politiker: Das ist psychologisch richtig. Aber ich begreife doch nicht, warum er sich so über den Antichrist geärgert hat. Sehen Sie, ich glaube z. B. absolut nicht an irgend etwas Mystisches, aber es ärgert mich auch nicht, sondern interessiert mich vielmehr vom allgemein-menschlichen Standpunkte aus. Ich weiß ja, daß es für viele etwas sehr Ernstes ist. Es kommt hier also irgendeine Seite der menschlichen Natur zum Ausdruck, die bei mir vielleicht atrophisch ist, für die aber mein objektives Interesse gewahrt bleibt. Ich verstehe z. B. gar nichts von Malerei, kann selber nicht zeichnen, nicht einmal eine gerade Linie oder einen Kreis, und weiß auch bei den Malern nicht zu unterscheiden, was gut und schlecht gemalt ist. Aber für die Malerei interessiere ich mich doch vom allgemeinen Bildungs- und vom allgemeinen ästhetischen Standpunkte aus.

Die Dame: Über so etwas Unschuldiges kann man sich auch nicht ärgern – aber die Religion hassen Sie ja selber und haben eben irgendeine lateinische Schimpfrede gegen sie gehalten.

Der Politiker: Ach, nun gar Schimpfrede! Ich mache der Religion – ebenso wie mein Lieblingsdichter Lucrez – die blutigen Altäre und die Wehklagen der geopfert Menschen zum Vorwurfe. Der Widerhall dieses Blutdurstes tönt mir aber auch aus den düstern und unduldsamen Reden jenes Mannes entgegen, der uns eben verlassen hat. Die religiösen Ideen an und für sich interessieren mich aber sehr – so auch unter anderem diese Idee des Antichrist. Zu meinem Bedauern konnte ich nur aus dem Buche von Renan etwas über diesen Gegenstand erfahren, der behandelt die Sache aber nur von ihrer historisch-wissenschaftlichen Seite aus und führt alles auf Nero* zurück. Doch das ist ganz ungenügend. Die Idee des Antichrist findet man schon lange vor Nero bei den Israeliten – in bezug auf Antiochus Epiphanus, und sie ist z. B. noch heute bei unserer Sekte der Raskolniki zu finden. Dieser Sache muß irgendeine allgemeine Idee zugrunde liegen.

* Die bekannte Erklärung der Zahl 666. (Anm. d. Übersetzers.)

Der General: Ja, Exzellenz haben bei der Muße, die Ihnen zur Verfügung steht, über diese Dinge leicht reden. Der arme Fürst ist aber so in Anspruch genommen durch seine Predigten über das Evangelium; – wie soll er da Zeit finden, über den Christus oder den Antichrist nachzudenken? – Sogar für den Tarock bleiben ihm nicht mehr als drei Stunden am Tage übrig. Übrigens muß man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, er ist ein Mensch ohne jede Falschheit.

Die Dame: Nein, Sie sind zu streng mit ihm. Gewiß, diese Leute sind alle wie zerbrochen innerlich, und daher sind sie auch so unglücklich, so ohne jeden Frohsinn, ohne Zufriedenheit und Seelenruhe. In der Heiligen Schrift steht aber irgendwo geschrieben, daß das Christentum doch »Freude im Heiligen Geiste« sei!

Der General: Das ist in der Tat eine schwierige Sachlage, wenn sie, ohne den Geist Christi zu besitzen, sich für die einzig wahren Christen ausgeben wollen.

Herr Z.: Sie erklären sich vorzugsweise für Christen, ohne gerade das zu besitzen, was den Vorzug der Christen ausmacht.

Der General: Mich deutet aber, daß dieser traurige Zustand gerade ein antichristlicher ist, der für die Gescheiterten oder Empfindlicheren durch das Bewußtsein erschwert wird, daß schließlich und endlich krumm niemals gerade sein kann.

Herr Z.: In jedem Falle ist es unzweifelhaft, daß dieses Antichristentum, das nach der biblischen Anschauung – sowohl der alttestamentlichen als auch der neutestamentlichen – den letzten Akt der historischen Tragödie bedeutet, – daß es nicht einfach Unglaube oder Verleugnung des Christentums oder irgendeine materialistische Anschauung oder etwas Ähnliches, sondern daß es eine Usurpation auf religiösem Gebiete sein wird, wo solche Kräfte in der Menschheit sich den Namen Christi aneignen werden, die in Wirklichkeit und durch ihren Wesenskern dem Christus und seinem Geiste fremd, ja geradezu feindlich sind.

Der General: Nun freilich, der Teufel wäre kein rechter Teufel, wenn er offenes Spiel spielen wollte.

Der Politiker: Ich fürchte nur, daß am Ende sich alle Christen als Usurpatoren, also Ihrer Meinung nach als Antichristen erweisen werden. Ausgenommen davon dürften etwa nur die unbewußten Volksmassen und einzelne Originale, wie z. B. Sie, meine Herrschaften, sein. Zu den »Antichristen« müßten aber auf jeden Fall, sowohl hier als auch in Frankreich und bei uns, diejenigen Leute gezählt werden, die sich besonders um das Christentum bemühen, die aus ihm ihre spezielle Beschäftigung und aus seinem Namen so etwas wie ein ihnen gehöriges Monopol oder Privilegium machen. In unserer Zeit gehören solche Leute entweder einer oder der anderen von zwei Kategorien an, die beide, wie ich hoffe, dem Christusgeiste gleich fremd sind. Es sind nämlich entweder armselige Leuteschinder, die sofort bereit sind, die Inquisition wieder einzuführen und religiöse massacres zu arrangieren, wie jene »ehrwürdigen« Abbés und »tapferen«, »katholischen« Offiziere, die kürzlich bei der Verherrlichung irgendeines erwischten Betrügers* ihren edelsten Gefühlen Ausdruck verliehen; oder es sind neue Asketen, die Fasten und Ehelosigkeit predigen und Tugend und Gewissen wie ein neues Amerika entdeckt haben wollen, dabei aber ihre innere Wahrheitigkeit und allen gesunden Menschenverstand eingebüßt haben. Von den ersteren wird einem moralisch übel zumute, die zweiten lösen physische Gähnkrämpfe aus.

Der General: Ja, – auch in früheren Zeiten war das Christentum dem einen unverständlich und dem anderen verhaßt, unserer Zeit ist es aber erst gelungen, es widerwärtig und tödlich langweilig zu machen. Ich kann mir vorstellen, wie der Teufel sich

* Augenscheinlich spielt der Politiker auf die Subskriptionsliste zum Andenken des »selbstgemordeten« Henri (Dreifuß-Prozeß) an, in der ein französischer Offizier erklärte, daß er in der Hoffnung auf eine Wiederholung der Bartholomäusnacht seine Unterschrift gebe. Ein anderer tat dasselbe in der Erwartung, daß alle Protestanten, Freimaurer und Juden bald gehängt würden, und ein Abbé – weil er in der Erwartung jener lichten Zukunft lebe, wo aus der Haut der Hugenotten, Freimaurer und Juden billige Teppiche fabriziert würden, welche Teppiche er dann als guter Christ beständig mit seinen Füßen treten würde! Diese Erklärungen waren mit einigen Zehntausend anderen, ähnlichen in der Zeitung »Libre Parole« gedruckt worden.

über diesen Erfolg die Hände gerieben und sich den Bauch vor Vergnügen gestrichen haben mag. O, du mein Gott!

Die Dame: Das ist alles Ihrer Meinung nach der Antichrist?

Herr Z.: Ach nein. Hiermit sind nur einige aufklärende Andeutungen über sein Wesen gegeben worden – er selbst soll erst noch kommen.

Die Dame: So erklären Sie doch so einfach als möglich, um was es sich hier handelt!

Herr Z.: Ja, für die Einfachheit kann ich hier keine Garantie übernehmen. Die wahre Einfachheit kann nicht mit einem Male erreicht werden, was aber die künstliche, falsche Einfachheit anbetrifft, so gibt es wohl kaum etwas Schlimmeres. Es gibt einen alten Spruch, den ein verstorbener Freund von mir oft zu wiederholen liebte; er heißt: »Was sehr einfach ist, ist sehr unbequem.«

Die Dame: Das ist auch nicht ganz einfach.

Der General: Das ist wahrscheinlich dasselbe, was das Sprichwort im Volksmunde meint, wenn es sagt: »Manche Einfachheit ist schlimmer als Diebstahl.«

Herr Z.: Das ist es.

Die Dame: Nun verstehe ich.

Herr Z.: Es ist nur schade, daß der Antichrist bloß mit Sprichwörtern nicht ganz erklärt werden kann.

Die Dame: So erklären Sie ihn doch so, wie Sie es verstehen!

Herr Z.: Vor allem sagen Sie mir, ob Sie das Vorhandensein und die Kraft des Bösen in der Welt anerkennen?

Die Dame: Und wenn ich es nicht wollte, so müßte ich es doch wider Willen anerkennen. Schon der Tod allein, was kostet er uns nicht? Diesem Übel entrinnt aber niemand. Ich glaube, daß »als letzter Feind der Tod vertilgt werden wird«, solange er aber nicht vertilgt ist, ist es klar, daß das Böse nicht nur stark, sondern stärker als das Gute ist.

Herr Z. (zum General): Und was glauben Sie?

Der General: Ich habe vor Flinten- und Kanonenkugeln nicht mit der Wimper gezuckt, so werde ich wohl vor solchen feineren Fragen die Augen nicht zukneifen. Natürlich ist das Böse ebenso

real, wie das Gute. Gott ist, und der Teufel ist – selbstverständlich nur so lange, als ihn Gott duldet.

Der Politiker: Ich will vorerst nicht darauf antworten. Meine Ansicht geht nicht bis auf den Grund der Sache, was mir aber daran klar ist, das habe ich gestern, so gut ich konnte, auseinander-
gesetzt. Es ist mir jedoch interessant, eine andere Ansicht kennen zu lernen.

Die Denkweise des Fürsten ist mir vollständig begreiflich, das heißt mir ist begreiflich, daß hier ein richtiger Gedanke gar nicht vorhanden ist, sondern daß da nur irgendeine nackte Präension auf etwas hervorlugt, qui n'a ni rime ni raison. Die positive religiöse Anschauung hat natürlich mehr Inhalt und interessiert mich auch mehr. Bisher war mir nur die dogmatische Form davon bekannt, die mich nicht befriedigte. Und es wäre mir sehr erwünscht, endlich über diese Dinge nicht nur schön klingende und nützliche Reden, sondern ein natürliches, menschliches Wort zu hören.

Herr Z.: Von allen Sternen, die am denkerischen Horizont des Menschen aufgehen, der mit Aufmerksamkeit unsere heiligen Bücher liest, leuchtet keiner, glaube ich, heller und wundervoller als jener, der aus dem Worte des Evangeliums hervorstrahlt, und also lautet: »Ihr sollt nicht wännen, daß Ich kommen sei, Frieden zu senden auf die Erde! Ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.« – Er kam auf die Erde, um die Wahrheit zu bringen, sie bringt aber, wie das Gute, zuerst das Schwert.

Die Dame: Das müssen Sie erklären. Warum wird aber dann Christus le prince de la paix genannt? Und warum hat er gesagt, daß diejenigen, die den Frieden bringen, Gottes Kinder heißen werden?

Herr Z.: Sie wünschen in Ihrer Güte, daß ich auch dieser hohen Ehre teilhaftig werden möchte, indem ich einen Ausgleich für die sich widersprechenden Texte finde!

Die Dame: So ist es.

Herr Z.: Merken Sie darauf, daß ein Ausgleich nur gefunden werden kann durch eine Trennung des guten oder wahren Frie-

dens vom bösen oder falschen Frieden! Und auf diese Trennung wird gerade hingewiesen von Dem, Der den wahren Frieden und den guten Kampf gebracht hat, indem Er sagte: »Den Frieden lasse Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch, nicht so, wie die Welt ihn gibt, gebe Ich ihn euch.« Es gibt also einen guten Frieden Christi, der in jener Trennung begründet ist, die der Welt zu geben Christus in die Welt kam, nämlich der Trennung zwischen dem Guten und dem Bösen, zwischen der Wahrheit und der Lüge, und es gibt einen bösen Frieden, einen Frieden der Welt, der darauf begründet ist, daß das miteinander vermischt oder äußerlich verbunden wird, was sich innerlich feind ist.

Die Dame: Wie wollen Sie denn den Unterschied zwischen einem guten und einem bösen Frieden beweisen?

Herr Z.: Etwa so, wie vorgestern der Herr General, als er scherzend meinte, es gebe wohl einen guten Frieden, z. B. den Frieden von Nystadt oder von Kūžūk-Kainardža. Diesem Scherze liegt ein viel allgemeinerer und wichtigerer Gedanke zugrunde. Sowohl im geistigen als auch im politischen Kampfe ist nur der Friede ein guter, der erst dann geschlossen wird, wenn der Zweck des Kampfes erreicht ist.

Die Dame: Ja, aber warum wird denn schließlich der Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen geführt und muß das Gute mit dem Bösen eigentlich kämpfen? Ja, und ist ein wirklicher Zusammenstoß – corps à corps – zwischen ihnen überhaupt möglich? Wenn in einem gewöhnlichen Kriege die eine Partei stärker wird, so sucht die andere feindliche Partei auch Verstärkung zu bekommen, und der Streit muß durch regelrechte Schlachten mit Kugeln und Bajonetten entschieden werden. Im Kampfe des Guten mit dem Bösen gibt es aber so etwas nicht, und wenn das Gute stärker wird, so wird auch das Böse sofort schwächer, und zu einer richtigen Schlacht kann es zwischen ihnen gar nicht kommen, so daß alles doch nur in übertragenem Sinne zu verstehen ist. Es ist also nur dafür Sorge zu tragen, daß das Gute in den Menschen vorherrsche, dann wird das Böse schon ganz von selbst geringer.

Herr Z.: Sie glauben also, daß die guten Menschen nur noch besser zu werden brauchen, damit die Bösen sich ihrer Bosheit begeben und endlich auch selber gut werden?

Die Dame: Es scheint mir, daß es so ist.

Herr Z.: Sind Ihnen irgendwelche Fälle bekannt, wo die Güte eines guten Menschen einen bösen Menschen gut gemacht hat oder wenigstens weniger böse?

Die Dame: Nein, um die Wahrheit zu sagen – ich habe solche Fälle weder gesehen noch von ihnen gehört . . . doch halt! Das, was Sie eben sagten, bezieht sich, wie mir scheint, darauf, worüber Sie vorgestern mit dem Fürsten sprachen, daß nämlich Christus selber, in aller seiner Güte, die Seele des Judas Ischarioth oder des bösen Schächers nicht gutmachen konnte. Die Antwort darauf ist der Fürst uns schuldig geblieben. Vergessen Sie nicht, ihn daran zu erinnern, wenn er kommt!

Herr Z.: Nun, da ich ihn nicht für den Antichrist halte, so ist mir auch sein Kommen zweifelhaft und seine theologische Findigkeit noch zweifelhafter. Damit aber unserem Gespräche aus dieser unentschiedenen Frage nicht etwa Schwierigkeiten erwachsen, werde ich einstweilen die Antwort vorlegen, welche der Fürst von seinem Standpunkte aus geben müßte.

»Warum wandelte der Christus die bösen Seelen des Judas Ischarioth und seiner Genossen durch seine Güte nicht um?« Eben einfach, weil die Zeit allzu finster war und weil nur sehr wenige Seelen auf einer solchen moralischen Entwicklungsstufe standen, auf welcher die innere Kraft der Wahrheit empfunden werden kann. Judas und seine Genossen waren noch zu »unentwickelt«. Nun hat aber Christus selber zu seinen Schülern gesagt: »Ihr werdet die Werke auch tun, die Ich tue und werdet größere, denn diese tun.« Also auf der höheren Stufe moralischer Entwicklung der Menschheit, die in unserer Zeit erreicht ist, können die wahren Jünger des Christus durch ihre Sanftmut und dadurch, daß sie sich dem Bösen nicht widersetzen, größere moralische Wundertaten verrichten, als es vor achtzehn Jahrhunderten möglich war.

Der General: Erlauben Sie, bitte, erlauben Sie! Wenn Sie Wunder verrichten können, warum tun Sie es denn nicht? Oder haben Sie diese neuen Wunder schon gesehen? Sehen Sie, der Fürst kann auch heute nicht, »nach einer schon achtzehn Jahrhundert andauernden moralischen Entwicklung des christlichen Bewußtseins,« in irgendeiner Weise die Finsternis meiner Seele erhellen: ich bin und bleibe der Menschenfresser, der ich war, und nächst Gott und Rußland liebe ich heute geradeso wie früher am meisten auf der Welt mein Kriegshandwerk im allgemeinen und im besonderen meine Artillerie. Und doch bin ich nicht nur unserem Fürsten, sondern noch vielen anderen solchen »sich nicht Widersetzenden«, die stärker waren als er, begegnet.

Herr Z.: Ja, warum stellen Sie sich auf einen so persönlichen Standpunkt? Und was wollen Sie eigentlich von mir? Ich habe Ihnen zum Besten des abwesenden Gegners den Evangelisten, den er vergessen hatte, vorgelegt; im übrigen aber

»Mag es etwas für sich haben oder nicht —
Ich büрге für kein fremdes Traumgesicht.«

Die Dame: Jetzt aber werde ich mich schon des armen Fürsten annehmen. Wenn er klug gewesen wäre, dann hätte er dem General folgendermaßen geantwortet: Ich und meine Gesinnungsgenossen, denen Sie begegnet sind, wir halten uns für wahre Jünger des Christus nur in Anbetracht unserer Gedanken und Handlungen, und nicht weil wir größere Kräfte erlangt zu haben glauben. Gewiß gibt es aber, oder besser — wird es bald vollkommeneren Christen geben, als wir sind — und diese würden gar bald Ihre finstere Mauer durchbrechen.

Herr Z.: Diese Antwort wäre natürlich in praktischer Weise bequem, da sie an eine unbekannte Instanz appelliert. Das ist aber doch nicht ernst zu nehmen. Nehmen wir an, sie sagen — sie müssen sagen: wir können nichts tun — weder Größeres als das, was Christus tat, noch die gleichen Werke wie er, ja nicht einmal Geringeres, das auch nur annähernd seinen Werken gleichkäme! Welchen Schluß müßte eine gesunde Logik aus solch einem Bekenntnisse ziehen?

Der General: Doch wohl nur den, daß die Worte Christi: »Ihr werdet die Werke tun, die Ich tat, und Größeres als diese,« nicht zu diesen Herrschaften gesagt waren, sondern zu jemand anderem, der ihnen ganz und gar nicht ähnlich ist.

Die Dame: Aber man kann sich doch vorstellen, daß irgend ein Mensch die Gebote Christi über die Liebe zu den Feinden und das Verzeihen von Beleidigungen bis zum Ende durchführt – und daß er dann von eben diesem Christus die Kraft erhält, durch seine Sanftmut die bösen Seelen in gute zu verwandeln.

Herr Z.: Vor nicht langer Zeit war ein Versuch in dieser Art gemacht worden, jedoch nicht nur ohne Erfolg, sondern er bewies geradezu das Gegenteil von dem, was Sie voraussetzten. Es war da ein Mensch, dessen Sanftmut keine Grenzen kannte und der nicht nur jede Beleidigung verzieh, sondern der auch auf jede neue Schandtat mit immer neuen und immer größeren Wohltaten antwortete. Und was glauben Sie wohl? Hat er die Seele seines Feindes erschüttert, hat er seine moralische Wiedergeburt bewirkt? O nein! er hat das Herz des Bösewichts nur noch mehr verhärtet und kam auf erbärmliche Weise durch seine Hand um.

Die Dame: Von wem reden Sie? Was ist das für ein Mensch? Wo und wann hat er gelebt?

Herr Z.: Vor nicht langer Zeit in Petersburg. Ich glaubte, daß Sie ihn gekannt hätten. Es war der Kammerherr Delarue.

Die Dame: Ich habe nie etwas von ihm gehört, und ich meine doch tout Pétersbourg wie meine fünf Finger zu kennen.

Der Politiker: Ich kann mich auch gar nicht auf ihn besinnen. Was ist denn das für eine Geschichte mit diesem Kammerherrn?

Herr Z.: Sie ist in einem noch nicht veröffentlichten Gedicht von Alexei Tolstoi wunderbar erzählt.

Die Dame: In einem noch nicht veröffentlichten Gedichte? Das heißt, es ist sicher eine Farce. Wozu das aber bei so ernsten Dingen?

Herr Z.: Ich versichere Sie, wenn es auch der Form nach eine Farce ist, so hat sie doch einen sehr ernsten, und was die Haupt-

sache ist, einen wahrhaften, realen Inhalt. In jedem Falle ist die wirkliche Beziehung zwischen Gut und Böse im menschlichen Leben mit diesen scherzhaften Versen viel besser dargestellt, als ich es mit ernster Prosa tun könnte. Und es ist bei mir auch nicht der geringste Zweifel vorhanden darüber, daß dann – wenn die Helden gewisser weltberühmter Romane, die kunstvoll und ernsthaft das menschliche Seelengebiet umackern, nur mehr eine literarische Erinnerung der Büchergelehrten sein werden – daß dann diese Farce, die in komischen und wild karrikierten Bildern die unterbewußten Tiefen der Frage nach der Moral berührt, ihren künstlerischen und philosophischen Wahrheitsinhalt sich voll bewahren wird.

Die Dame: An Ihre Paradoxa glaube ich nun einmal nicht. Sie sind vom Geiste des Widerspruchs besessen und fordern immer absichtlich die öffentliche Meinung heraus.

Herr Z.: Ich würde sie wahrscheinlich herausfordern, wenn sie existierte. Die Geschichte vom Kammerherrn Delarue will ich Ihnen aber doch mitteilen, da Sie sie nicht kennen, ich sie aber auswendig weiß:

Es stieß der Mörder, aller Ehre bar, den Dolch
Herrn Delarue ins Herz.

Doch jener zog den Hut und sagte ihm voll Höflichkeit:
„Habt Dank!“

Nun stieß den scharfen Dolch ihm in die linke Seite
Der Bösewicht.

Da sagte ihm Herr Delarue: „Wie wundervoll
Ist Euer Dolch!“

Dann hat der Bösewicht, sich von der rechten Seite nähernd,
Ihn durchbohrt.

Jedoch nur schelmisch lächelnd hat ihm drauf
Herr Delarue gedroht.

Und nun durchstach der Bösewicht ihn ganz, den Leib ihm
Überall durchbohrend.

Worauf Herr Delarue zu einer Tasse Tee am Nachmittag um drei
Ihn höflichst lud.

Der Bösewicht fiel in die Knie, er weinte herzerreißend und zitterte
Wie Espenlaub.

»Um Gottes willen, stehen Sie auf, der Boden ist nicht sauber hier!«
Sprach da Herr Delarue.

In Herzensqualen aber schluchzte fort zu Füßen ihm
 Der Bösewicht.
 Herr Delarue hob da die Hände voll Verwunderung:
 »Das hab' ich nicht erwartet!
 Ist's möglich? Wie? – So arg zu weinen –
 Um nichts?
 Mein Lieber, eine reiche Pfründe will ich Euch besorgen –
 Eine Pfründe, ja!
 Das Band St. Stanislaus' soll Eure Schultern zieren
 Zum Vorbild andern!
 Ich hab' das Recht der Obrigkeit zu raten, denn
 Kammerherr bin ich.
 Eudoxia, die Tochter, mögt Ihr sie zur Frau?
 Ich will dafür
 Wohl hunderttausend Rubel bar in echten Scheinen hin Euch zählen,
 Den Daumen feuchend.
 Fürs erste aber nehmt mein Bild als Zeichen
 Meines Freundessinnes.
 Ich fand nicht Zeit, es einzurahmen, nehmt's
 Einstweilen so!
 Da wurde haßerfüllt und gallenbitter das Angesicht
 Des Bösewichts.
 Für Böses Gutes zu empfangen, kann ein verdorbn's Herz
 Ach – nie verzeihn.
 Ein hoher Sinn wühlt mittelmäß'ge Seelen auf, und
 Furchtbar ist der Finsternis das Licht.
 Der Mörder konnte wohl das Bildnis noch verzeihn –
 Jedoch die Pfründe nicht.
 Im Bösewicht entbrannt' des Neides Gift
 Gar stark.
 Kaum war geschmückt des Schurken Schulter mit dem Band
 Des Hl. Stanislaus,
 Als er, von gottlos wildem Haß erfüllt, ins Gift
 Den Mordstahl tauchte.
 Voll Vorsicht schlich an Delarue heran er sich, und dann durchbohrte er
 Den Freund von hinten.
 Der sank zu Boden, weil er auf den Sessel vor Schmerzen rasend sich
 Nicht setzen konnte.
 Der Schurke aber stahl im Entresol der Tochter mittlerweile'
 Die Ehre
 Und floh drauf nach Tambow, wo man als Gouverneur
 Ihn herzlich liebte.

Als eifriger Senator ward er dann in Moskau
Sehr geschätzt,
Und bald darauf in kurzer Frist ernannte man
Zum Reichsrat ihn.
Wie vorbildlich ist alles dies für uns und
Wie belehrend!

Die Dame: Ach, das ist nett – so was hatte ich gar nicht erwartet!

Der Politiker: In der Tat – ausgezeichnet: »Die echten Scheine – mit dem Daumen feuchtend!« – wundervoll – »jedoch die Pfründe nicht« und »floh drauf nach Tambow«, – deux vrais coups de maître!

Herr Z.: Aber betrachten Sie wohl, wie wahrheitsgetreu! Delarue ist nicht diese »gereinigte Tugend«, die im natürlichen Leben nicht zu finden ist. Er ist lebendiger Mensch mit allen menschlichen Schwächen. – Er ist hoffärtig (»denn ich bin Kammerherr«) – er ist auf Gelderwerb bedacht (»für hunderttausend Rubel ist gesorgt«). Seine phantastische Undurchdringlichkeit jedoch für den Dolch des Bösewichts ist augenscheinlich das Symbol seiner grenzenlosen Gutmütigkeit, die unbesiegbar, ja sogar unempfindlich für alle Beleidigungen ist, was ja, wenn auch sehr selten, vorkommt. Delarue ist nicht die Verkörperung der Tugend, sondern ein natürlich guter Mensch, dessen Herzensgüte den Sieg über seine schlechten Eigenschaften errungen und diese als verzeihliche Schwächen an die Oberfläche seines Seelenlebens gedrängt hat. Ebenso ist der Bösewicht durchaus nicht ein lebendiger Extrakt des Lasters, sondern eine gewöhnliche Mischung guter und schlechter Eigenschaften; bei ihm hat nur das Laster des Neides ganz auf dem Grunde seiner Seele sich festgesetzt und hat alles Gute auf die seelische Epidermis sozusagen hinaufgedrängt, und hier erscheint das Gute in sehr lebendiger Gestalt, jedoch nur als oberflächliche Empfindsamkeit. Wenn Delarue auf eine Reihe grausamer Angriffe mit höflichen Worten und einer Einladung zu einer Tasse Tee antwortet, da ist die Empfindlichkeit der moralischen Epidermis des Bösewichts durch diese Äußerungen von Wohlerzogenheit stark berührt, und er

gibt sich den ausdrucksvollsten Reuegefühlen hin. Wenn aber die Höflichkeit des Kammerherrn sich in die herzliche Teilnahme eines wahrhaft guten Menschen verwandelt, der seinen Feinden das Böse nicht mit den höflichen Worten und Gebärden einer nur scheinbaren Güte vergilt, sondern mit der wirklichen und lebendigen Guttat praktischer Hilfe – wenn Delarue sich für die Lebenslage seines Bösewichts interessiert, wenn er bereit ist, sein Vermögen mit ihm zu teilen, die Angelegenheiten seines Dienstes und sogar sein Familienglück zu arrangieren, – da läßt diese wirkliche Güte, indem sie tiefer in das moralische Empfinden des Bösewichts dringt, – seine ganze innere sittliche Untauglichkeit offenbar werden, und als sie endlich den Grund seiner Seele berührt, weckt sie dort den Drachen des Neides. Der Bösewicht beneidet Delarue nicht um seine Herzensgüte, – denn er ist selber imstande, gut zu sein; hat er nicht seine Fähigkeit, gut zu sein, an sich empfunden, als er »herzzerreißend weinte«? – Nein, er beneidet ihn um diese für ihn selbst unerreichbare Grenzenlosigkeit – um die Einfachheit und den Ernst dieser Güte:

»Der Mörder konnte wohl das Bildnis noch verzeihn,
Jedoch die Pfründe nicht.«

Ist das nicht real? Pfllegt es nicht so in der lebendigen Wirklichkeit zu sein? Die Feuchtigkeit eines belebenden Regens, befördert sie nicht sowohl das Wachstum der wohlthätigen Kräfte in den Heilkräutern – als auch das Gift in den Giftpflanzen? So fördert echtes Wohltun schließlich und endlich das Gute im guten und das Böse im bösen Menschen. Sollen wir also, ja haben wir überhaupt das Recht dazu, immer und wahllos unseren guten Gefühlen zu folgen? Sind die Eltern zu loben, die aus einer guten Gießkanne eifrig die Giftpflanzen in ihrem Garten begießen, in dem ihre Kinder sich ergehen? Warum ist Eudoxia zugrunde gegangen frage ich Sie?

Der General: Sehen Sie, das ist richtig! Wenn Delarue das Genick seines Bösewichts gründlich bearbeitet und ihn dann aus dem Hause gejagt hätte, so wären ihm schon die Gedanken, im Entresol einen Besuch zu machen, vergangen!

Herr Z.: In der Tat, mag er das Recht haben, sich selber seiner Herzensgüte zum Opfer zu bringen, möge es so sein, denn wie es in den alten Zeiten Märtyrer des Glaubens gab, so muß es heute Märtyrer der Güte geben. Wie verhält sich aber die Sache mit der Eudoxia, frage ich Sie? Sie ist jung und dumm, sie kann durch sich selbst nichts beweisen und wünscht es auch nicht. Müssen wir da nicht Mitleid mit ihr haben?

Der Politiker: Gewiß, sie kann uns leid tun. Doch mir tut es noch viel mehr leid, daß der Antichrist, wie es scheint, gemeinsam mit Ihrem Bösewicht nach Tambow entflohen ist.

Herr Z.: Den fangen wir schon wieder, Exzellenz, den fangen wir schon wieder! Sie hatten gestern die Güte, darauf hinzuweisen, daß der Sinn der Geschichte darin zu suchen sei, daß die natürliche Menschheit – die anfangs aus einer Menge mehr oder weniger wilder, einander fremder Völkerschaften bestehe, die zum Teil nichts voneinander wissen, zum Teil sich geradezu anfeinden –, allmählich ihre besten, entwickelten Elemente, die kultivierte oder europäische Welt aus sich aussondere, die dann allmählich wachse, sich ausbreite und endlich alle in dieser historischen Bewegung zurückgebliebene Völker umfassen und sie in ein solidarisches und friedliches Ganzes zusammenschließen müsse. »Die Aufrichtung des ewigen internationalen Friedens«, – das war Ihre Formel, nicht wahr?

Der Politiker: Ja, und diese Formel schließt in ihrer zukünftigen und nicht mehr allzu fernen Realisation viel mehr wesentliche kulturelle Erfolge, als es jetzt den Anschein hat, in sich ein. Bedenken Sie nur, wieviel Böses wird notwendigerweise verschwinden und wieviel Gutes wird durch die Natur der Sache selbst entstehen und sich entwickeln! Wieviel Kräfte werden für nutzbringende Beschäftigungen frei, wie werden Wissenschaft und Kunst, Gewerbe und Handel erblühen . . .

Herr Z.: Nun, und schließen Sie auch das Verschwinden von Krankheit und Tod in die Zahl der zukünftigen Kulturerfolge ein?

Der Politiker: Selbstverständlich . . . bis zu einem gewissen Grade. Es ist schon jetzt viel geschehen in bezug auf die sanitären Maßregeln, Hygiene, Antisepsis . . . Organotherapie . . .

Herr Z.: Wird nun aber diesen unzweifelhaften, positiven Er-rungenschaften nicht das Gleichgewicht gehalten von dem ebenso unzweifelhaften Fortschritte der Dekadenz in ihren neuropathischen und psychopathischen Begleiterscheinungen der Kultur-entwicklung?

Der Politiker: Ja, aber mit welcher Wage könnte das wohl gewogen werden?

Herr Z.: Es ist auf alle Fälle fraglos, daß das Minus größer wird, wenn das Plus wächst, und daß das Resultat annähernd gleich Null ist. Das ist in bezug auf die Krankheiten gesagt. Was nun den Tod anbetrifft, so gab es, wie es scheint, in bezug auf ihn nichts anderes als eine Null im Kulturfortschritt zu ver-zeichnen.

Der Politiker: Ja, stellt sich denn der Kulturfortschritt solche Aufgaben, wie die Vernichtung des Todes?

Herr Z.: Ich weiß, daß er sie sich nicht stellt, darum kann man ihn selber auch nicht sehr hochstellen. Und in der Tat, wenn ich sicher wüßte, daß ich selbst und alles, was mir teuer ist, auf immer verschwinden muß, wäre es mir da nicht einerlei, ob irgendwo verschiedene Völker sich untereinander raufen oder ob sie in Frieden leben, ob sie kultiviert oder wild, ob sie wohlgezogen oder unerzogen sind?

Der Politiker: Ja, vom persönlichen, egoistischen Standpunkte ist das natürlich einerlei.

Herr Z.: Vom egoistischen Standpunkt? Entschuldigen Sie - von einem jeglichen Standpunkt. Der Tod macht alles gleich, und vor ihm sind Egoismus und Altruismus in gleicher Weise sinnlos.

Der Politiker: Mag es so sein! Die Sinnlosigkeit des Egoismus hindert uns jedoch nicht, Egoisten zu sein, ebenso kommt der Altruismus - inwieweit er überhaupt möglich ist - auch ohne vernünftige Grundlagen aus, und die Erwägungen über den Tod haben hiermit gar nichts zu tun. Ich weiß, daß meine Kinder und Enkel sterben werden, das hindert mich aber keineswegs, für ihr Wohl zu sorgen, als wäre es ein ewiges. Ich bemühe mich für sie in erster Linie deswegen, weil ich sie liebe, und ihnen mein

Leben hinzugeben, schafft mir Befriedigung: »ich finde Geschmack daran.« C'est simple comme bonjour.

Die Dame: Ja, solange alles gut geht, – obgleich auch hier der Gedanke an den Tod dennoch kommt. Wie ist es aber, wenn die Kinder und Enkel von verschiedenen Unglücksfällen betroffen werden? Was für eine Befriedigung und was für einen Geschmack kann man dann daran finden? Das ist so, wie mit den Wasserblumen auf einem Sumpf: man greift nach ihnen und versinkt.

Herr Z.: Ja, und außerdem, für Ihre Kinder und Enkel können Sie und müssen Sie notwendigerweise sorgen, quand même, ohne die Frage zu entscheiden, ja, ohne sie sogar zu stellen, ob Ihre Fürsorge ihnen das wirkliche und endgültige Heil verschaffen kann. Sie sorgen sich um sie nicht nur so, aus irgendeinem Grunde, sondern weil Sie lebendige Liebe zu ihnen fühlen. Diese Liebe kann aber niemand für eine noch nicht existierende Zukunftsmenschheit haben, und hier tritt die Frage der Vernunft über den letzten Sinn oder den Zweck unserer Fürsorge in alle ihre Rechte. Und wenn diese Frage in der höchsten Instanz durch den Tod entschieden wird, wenn das letzte Resultat Ihres Fortschrittes und Ihrer Kultur dennoch der Tod des einzelnen und aller ist, so ist es klar, daß jegliche fortschrittliche Kulturarbeit vergebens, daß sie zweck- und sinnlos ist.

(Hier hielt der Sprecher plötzlich in seiner Rede inne, und die übrigen Teilnehmer an der Unterhaltung drehten die Köpfe zur knarrenden Gartenpforte und verharrten einige Augenblicke in Verwunderung. Es kam in den Garten und näherte sich mit unsicheren Schritten – der Fürst.)

Die Dame: Oh! Wir haben ja über den Antichrist noch nicht einmal zu reden angefangen.

Der Fürst: Das ist einerlei. Ich habe mich anders entschlossen, und es scheint mir, daß es zwecklos war, ein häßliches Gefühl über die Verirrungen meiner Nebenmenschen zum Ausdrucke zu bringen, ohne ihre Rechtfertigung anzuhören.

Die Dame (in triumphierendem Tone zum General): Da haben Sie es! Nun, was sagen Sie dazu?

Der General (trocken): Nichts.

Herr Z. (zum Fürsten): Sie sind sehr zur rechten Zeit gekommen. Das Gespräch dreht sich jetzt darum, ob es sich lohnt, für den Fortschritt Sorge zu tragen, wenn man weiß, daß für jeden Menschen sein Ende immer der Tod ist, sei er nun ein Wilder oder der aller- gebildetste Zukunftseuropäer. Was sagt Ihre Lehre dazu?

Der Fürst: Die wahre christliche Lehre erlaubt nicht einmal eine solche Fragestellung. Die Erklärung dieser Frage ist mit besonderer Klarheit und Kraft im Gleichnis über die Weingärtner zum Ausdrucke gebracht. Die Weingärtner bildeten sich ein, daß der Garten, in den sie von ihrem Herrn zur Arbeit geschickt worden waren, ihr Eigentum sei, daß alles, was im Garten war, für sie gemacht sei und daß sie nichts anderes zu tun brauchten, als in diesem Garten sich nur ihres Lebens zu freuen; dabei dachten sie nicht an den Hausherrn und töteten diejenigen, die sie an ihn und ihre Pflichten gegen ihn erinnerten. Wie jene Weingärtner, so leben jetzt fast alle Leute in der törichten Überzeugung, daß sie selbst die Herren ihres Lebens seien und daß es ihnen zum Genusse gegeben worden sei. Aber es ist augenscheinlich, daß das töricht ist. Denn, wenn wir hierhergeschickt worden sind, so ist es doch durch irgendeinen Willen und zu irgendeinem Zweck geschehen. Wir waren aber der Ansicht, daß wir wie die Pilze gekommen und nur zu unserer eigenen Freude da seien, und es ist klar, daß es uns schlecht gehen wird wie dem Arbeiter, der den Willen seines Herrn nicht erfüllt. Dieser Wille ist aber in der Lehre des Christus zum Ausdruck gekommen. Sobald die Menschen nur diese Lehre befolgen werden, wird auf Erden das Reich Gottes begründet, und die Menschen werden des größtmöglichen Heiles, das ihnen zugänglich ist, teilhaftig. Darin ist alles enthalten: »Trachtet nach dem Reiche Gottes und seiner Wahrheit, so wird das übrige euch von selbst zufallen.« Wir suchen das »übrige« und finden es nicht und richten nicht nur nicht das Reich Gottes auf, sondern zerstören es – durch unsere verschiedenen Staaten, Heere, Gerichte, Universitäten, Fabriken.

Der General (beiseite): Na, das Uhrwerk ist aufgezo- gen!

Der Politiker (zum Fürsten): Sind Sie fertig?

Der Fürst: Ja.

Der Politiker: Ich muß gestehen, daß Ihre Entscheidung der Frage mir einfach unverständlich ist. Es hat den Anschein, als erörtern Sie, als bewiesen und erklären Sie etwas, als wollten Sie von etwas überzeugen, dabei ist aber alles, was Sie sagen, – nur eine Reihe willkürlicher, zusammenhangsloser Behauptungen. Sie sagen z. B., »wenn wir hierhergeschickt sind, so ist es durch irgendeinen Willen und zu irgendeinem Zwecke geschehen«. Das scheint Ihr Hauptgedanke zu sein, aber was bedeutet das eigentlich? Woraus schließen Sie, daß uns irgend jemand hierher zu irgendeinem Zweck geschickt hat? Wer hat Ihnen das gesagt? Daß wir hier auf dieser Erde da sind, das ist richtig, daß aber unser Dasein irgendeine Sendung vorstellen soll, – das behaupten Sie vollständig grundlos. Als ich in meinen jungen Jahren z. B. Gesandter war, so wußte ich das zweifellos, ebenso wußte ich aber auch, wer mich gesandt hatte und wozu. Ich wußte es erstens darum, weil ich dafür unzweifelhafte Dokumente besaß, und zweitens, weil ich eine persönliche Audienz beim verstorbenen Kaiser Alexander Nikolajewitsch hatte und persönlich allerhöchste Instruktionen erhielt, und drittens, weil mir alle vier Monate im Jahre einige tausend Rubel in Gold ausgezahlt wurden. Wenn aber statt all dessen irgendein Unbekannter auf der Straße auf mich zugehe und mir sage, daß ich Gesandter und an irgendeinen bestimmten Ort zu einem bestimmten Zweck gesandt sei, so würde ich mich gewiß nach einem Schutzmanne umsehen, der mich von diesem Narren – der womöglich noch einen Anschlag auf mein Leben machen will – befreien könnte. Was aber diesen speziellen Fall anbetrifft, so haben Sie ja keine einwandfreien Dokumente von Ihrem hypothetischen Hausherrn, eine persönliche Audienz hat er Ihnen nicht gewährt, Gehalt beziehen Sie von ihm auch nicht – also, was sind Sie für ein Gesandter? Und dennoch haben Sie nicht nur sich, sondern auch alle übrigen halb zu Gesandten – halb zu Arbeitern gestempelt. Mit welchem Recht? Aus welchem Grunde, verstehe ich nicht. Mir scheint das lediglich eine rhetorische Improvisation zu sein – très mal inspirée d'ailleurs.

Die Dame: Ach, Sie stellen sich schon wieder an! Sie verstehen ja ausgezeichnet, daß der Fürst Ihren Unglauben durchaus nicht bekämpfen wollte, sondern nur die allgemeine christliche Ansicht darlegte, daß wir alle von Gott abhängig und ihm zu dienen verpflichtet sind.

Der Politiker: Nun, einen Dienst ohne Gehalt verstehe ich nicht, und wenn es sich noch erweist, daß der Sold hier für alle der gleiche – nämlich der Tod ist – je présente mes compliments.

Die Dame: Aber Sie müssen ja doch sterben, es wird Sie keiner fragen.

Der Politiker: Sehen Sie, dieses »ja doch« beweist gerade, daß das Leben kein Dienst ist, und wenn mein Einverständnis für meinen Tod nicht verlangt wird, ebensowenig wie für meine Geburt, so ziehe ich es vor, sowohl im Tode als auch im Leben dasjenige zu sehen, was in ihnen wirklich ist, – nämlich eine Naturnotwendigkeit, und mag mir nicht irgend einen Dienst bei einem Herrn ausdenken. Meine Schlußfolgerung ist aber folgende: Lebe, solange du leben kannst, und bemühe dich, so klug und so gut als nur irgend möglich zu leben; die Bedingung eines guten und klugen Lebens ist aber eine friedliche Kultur. Übrigens nehme ich an, daß auch auf der Grundlage der christlichen Lehre die scheinbare Erklärung der vom Fürsten gestellten Frage eine Kritik nicht aushalten kann. Doch darüber mögen kompetentere Leute, als ich es bin, urteilen.

Der General: Ja, was ist das für eine Erklärung? Es ist weder eine Erklärung, noch eine richtige Stellung der Frage, sondern nur eine Umgehung derselben mit Worten. Das ist ebenso, als wenn ich auf einem Plane mit meinen aufgezeichneten Bataillonen die aufgezeichnete Festung des Feindes einschließen und mir einbilden wollte, daß ich sie eingenommen habe. Wie einmal etwas Ähnliches geschehen ist, wissen Sie? Davon wird in dem bekannten Soldatenliede gesungen:

Als am vierten dieses Monats
Uns der Böse trieb,
Die Höhen zu besetzen ...
.....

Da kamen Fürsten, Grafen,
Es zeichneten die Topographen
Auf großen Karten.
Glatt erschien's auf dem Papier,
Nur vergaß man, daß die Tiefen
Mußten überschritten werden.

Und das Resultat ist ja bekannt:

Auf die Höhen von Thedjuchin
Kamen nur zwei Rotten,
Aber Regimenter waren ausgezogen.

Der Fürst: Ich begreife nichts! Ist das alles, was Sie auf das von mir Gesagte zu antworten haben?

Der General: Von dem, was Sie da sagten, erschien mir besonders unbegreiflich das über die Pilze, daß sie zu ihrer eigenen Freude da seien. Und ich hatte mir immer eingebildet, daß sie zur Freude derer da seien, die gerne Pilze in Rahmsauce oder Pilzpastete essen mögen. Wenn aber Ihr Reich Gottes auf Erden den Tod unangetastet läßt, so kommt es ja darauf heraus, daß die Menschen wider Willen leben und daß sie in Ihrem Gottesreiche eben wie die Pilze leben werden, ~ und zwar nicht wie die von Ihnen erdachten fröhlichen Pilze, sondern wie wirkliche Pilze, die man auf der Pfanne brät. Nämlich für unsere Menschen hier im irdischen Gottesreiche endet auch alles damit, daß der Tod sie verzehrt.

Die Dame: Das hat der Fürst nicht gesagt.

Der General: Weder dieses noch das andere. Was ist aber der Grund seines Schweigens über einen so wichtigen Punkt?

Herr Z.: Ehe wir uns mit dieser Frage befassen, möchte ich wissen, woher dieses Gleichnis stammt, an welchem Sie, Durchlaucht, Ihre Anschauung erläuterten? Oder ist das vielleicht Ihre eigene Arbeit?

Der Fürst: Meine eigene Arbeit? Das ist doch eine Stelle aus dem Evangelium.

Herr Z.: Nein, was Sie da sagen! Ein solches Gleichnis kommt in keinem der Evangelien vor.

Die Dame: Um Gottes Willen! Warum machen Sie denn den Fürsten ganz verwirrt? Es gibt natürlich ein Gleichnis über die Weingärtner im Evangelium.

Herr Z.: Es gibt etwas Ähnliches der äußeren Fabel nach, jedoch dem Inhalte und Sinn nach, auf den an der Stelle ja auch hingewiesen ist, handelt es von etwas ganz anderem.

Die Dame: Reden Sie doch nicht! Es ist nicht möglich! Mir scheint es ganz dasselbe Gleichnis zu sein. – Sie künsteln hier herum irgendwie – ich kann Ihnen nicht ganz glauben.

Herr Z.: Das brauchen Sie auch nicht, – ich habe das Buch hier in der Tasche (*hier nimmt er das Neue Testament in kleinem Format aus der Tasche und beginnt darin zu blättern*). Das Gleichnis von den Weingärtnern ist bei den drei Evangelisten Matthäus, Markus und Lukas zu finden, ein bedeutsamer Unterschied zwischen den drei Varianten ist aber nicht vorhanden. Es genügt also das eine Evangelium, in dem das Gleichnis ausführlicher erzählt wird – nämlich bei Lukas –, zu lesen. Es findet sich im zwanzigsten Kapitel, in welchem die letzte Schlußpredigt, die Christus dem Volke hält, ausgelegt wird. Das Ganze nähert sich seinem Abschlusse, und es wird am Schlusse des neunzehnten und Anfang des zwanzigsten Kapitels erzählt, wie die Gegner Christi – die Partei der Hohenpriester und Schriftgelehrten – auf Ihn einen entscheidenden und direkten Angriff machten, indem sie vor allem Volk verlangten, Er solle die Berechtigung zu Seiner Wirksamkeit vorweisen, Er solle sagen, mit welchem Rechte, kraft welcher Macht Er wirke. Doch erlauben Sie, ich lese lieber vor. (*Liest*): »Und Er lehrte täglich im Tempel. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Ältesten des Volkes trachteten Ihm nach, daß sie Ihn umbrächten; und fanden nicht, wie sie Ihm tun sollten, denn alles Volk hing Ihm an und hörte Ihn. Und es begab sich der Tage einen, da Er das Volk lehrte im Tempel und predigte das Evangelium, da traten zu Ihm die Hohenpriester und Schriftgelehrten mit den Ältesten und sagten zu Ihm und sprachen: Sage uns, aus was für Macht tust Du das? oder wer hat Dir die Macht gegeben? Er aber antwortete und sprach zu ihnen: Ich

will euch auch ein Wort fragen – saget Mir's: die Taufe des Johannes, war sie vom Himmel oder von Menschen? Sie aber gedachten bei sich selber und sprachen: Sagen wir ‚vom Himmel‘, so wird Er sagen: ‚Warum habt ihr ihm denn nicht geglaubt?‘ – sagen wir aber ‚von Menschen‘, so wird uns alles Volk steinigen; denn sie stehen darauf, daß Johannes ein Prophet sei. Und sie antworteten, sie wüßten es nicht, wo sie her wäre. Und Jesus sprach zu ihnen: So sage Ich euch auch nicht, aus was für Macht Ich das tue. . . .«

Die Dame: Zu welchem Zwecke lesen Sie denn das? Daß Christus nicht antwortete, als sie auf ihn eindringen, das war gut. Was aber hat das Gleichnis von den Weingärtnern damit zu tun?

Herr Z.: Warten Sie, das kommt alles zusammen. Und es ist nicht richtig, wenn Sie sagen, daß Christus nicht geantwortet habe. Er hat sehr bestimmt geantwortet, und zwar auf zwei Dinge: Erstens hat Er auf einen solchen Zeugen Seiner Machtvollkommenheit hingewiesen, den die Fragesteller nicht zu verwerfen wagten – und dann bewies Er ihnen, daß sie selbst keine wirkliche Gewalt und kein Recht über Ihn hätten, wie sie nur aus Furcht vor dem Volke handelten und aus Furcht für ihr Leben sich zu den Meinungen der Menge bekannten. Die wahre Macht ist aber die, die nicht den anderen folgt, sondern die anderen nach sich zieht. Indem sie das Volk fürchteten und ihm folgten, bewiesen diese Leute, daß die wahre Macht von ihnen gewichen und jetzt bei dem Volke war. An dieses wendet sich auch jetzt Christus, um sie vor ihm der Widersetzlichkeit gegen Sich zu beschuldigen. In dieser Anschuldigung der unwürdigen nationalen Führer des Judentums, daß sie sich dem Messias widersetzen, – ist der ganze Inhalt des Gleichnisses von den Weingärtnern, wie Sie selbst gleich sehen werden, im Evangelium enthalten. (*Liest*): »Er fing aber an zu sagen dem Volke dies Gleichnis: Ein Mensch pflanzte einen Weinberg und tat ihn den Weingärtnern aus und zog über Land eine gute Zeit. Und zu seiner Zeit sandte er einen Knecht zu den Weingärtnern, daß sie ihm gäben von der Frucht des Weinberges, aber die Weingärtner stäubten ihn und ließen ihn leer

von sich gehen. Und über das sandte er noch einen anderen Knecht – sie aber stäupten ihn auch und höhnten ihn und ließen ihn leer von sich. Und über das sandte er den dritten – sie aber verwundeten den auch und stießen ihn hinaus. Da sprach der Herr des Weinbergs: Was soll ich tun? Ich will meinen lieben Sohn senden; vielleicht, wenn sie den sehen, werden sie sich scheuen. Da aber die Weingärtner den Sohn sahen, dachten sie bei sich selbst und sprachen: ‚Das ist der Erbe; kommt, lasset uns ihn töten, daß das Erbe unser sei!‘ Und sie stießen ihn hinaus vor den Weinberg und töteten ihn. – Was wird nun der Herr des Weinberges denselbigen tun? Er wird kommen und die Weingärtner umbringen und seinen Weinberg anderen austun. Da sie das hörten, sprachen sie: das sei ferne! – Er aber sah sie an und sprach: Was ist denn das, das geschrieben steht: ‚Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein worden?‘ Welcher auf diesen Stein fällt; der wird zerschellen – auf welchen er aber fällt, den wird er zermalmen . . . Und die Hohenpriester und Schriftgelehrten trachteten danach, wie sie die Hände an ihn legten zu derselbigen Stunde; und fürchteten sich vor dem Volke, denn sie verstunden, daß Er auf sie dies Gleichnis gesagt hatte.« – –

Ich frage Sie, von wem und wovon ist in diesem Gleichnisse vom Weingarten die Rede?

Der Fürst: Ich verstehe nicht, worin hier Ihre Erwiderung besteht. Die jüdischen Hohenpriester und Schriftgelehrten waren darum beleidigt, weil sie die Beispiele jener bösen Weltmenschen waren und sich als solche erkannten, von denen im Gleichnisse die Rede war.

Herr Z.: Aber, wessen wurden sie denn eigentlich hier überführt?

Der Fürst: Dessen, daß sie die wahre Lehre nicht befolgten.

Der Politiker: Das ist klar, wie es scheint; – diese Lumpen lebten wie die Pilze zu ihrer eigenen Lust, sie rauchten Tabak, tranken Branntwein, aßen Geschlachtetes und bewirteten sogar ihren Gott damit, außerdem heirateten sie, hielten Gericht und nahmen an Kriegen teil.

Die Dame: Meinen Sie, daß es für Ihr Alter und Ihre Stellung passend ist, auf diese Weise Spott zu treiben? – Hören Sie nicht auf ihn, Durchlaucht! Wir beide wollen miteinander ernsthaft reden! Sagen Sie mir, bitte, dieses: Im Gleichnis im Evangelium kommen die Weingärtner in der Tat darum um, weil sie den Sohn und Erben ihres Herrn erschlugen – und im Evangelium wird das als die Hauptsache hingestellt –, warum lassen Sie es jedoch fort?

Der Fürst: Ich lasse es darum fort, weil es sich auf das persönliche Schicksal Christi bezieht, das natürlich wichtig und von Interesse, aber dennoch nicht wesentlich dafür ist, was allein not tut.

Die Dame: Und das ist?

Der Fürst: Das ist, daß die Lehre des Evangeliums erfüllt werde, wodurch das Reich Gottes und seine Wahrheit erlangt wird.

Die Dame: Warten Sie einen Augenblick! . . . Irgend etwas hat sich bei mir im Kopfe ganz verwirrt. . . . Worum handelt es sich eigentlich? . . . Ja, (zu Herrn Z.): Sie haben das Evangelium zur Hand, – sagen Sie mir also, bitte, wovon ist in diesem Kapitel noch die Rede nach dem Gleichnis?

Herr Z. (blättert im Buche): Es ist die Rede davon, daß dem Kaiser gegeben werde, was des Kaisers ist, . . . dann von der Auferstehung der Toten. . . . daß die Toten auferstehen, weil Gott nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen ist, . . . dann wird bewiesen, daß Christus nicht der Sohn Davids, sondern der Sohn Gottes sei, . . . nun, und die beiden letzten Sätze, – in denen wird wider die Heuchelei und den Hochmut der Schriftgelehrten gesprochen.

Die Dame: Sehen Sie, mein Fürst, das ist doch auch eine Lehre des Evangeliums, daß wir den Staat in allen weltlichen Dingen anerkennen, daß wir an die Auferstehung der Toten glauben sollen und daß Christus nicht ein gewöhnlicher Mensch, sondern Gottes Sohn war.

Der Fürst: Aber kann man denn aus einem einzigen Kapitel, das von wer weiß wem geschrieben und wann zusammengestellt ist, – seine Schlüsse ziehen?

Die Dame: Ach nein! Das weiß ich auch ohne nochmals nachzusehen, daß nicht nur in einem Kapitel, sondern in allen vier Evangelien sehr viel sowohl über die Auferstehung als auch über die Göttlichkeit Christi steht – besonders bei Johannes, der ja auch immer bei Beerdigungen gelesen wird.

Herr Z.: Was das anbetrifft, daß es etwa unbekannt ist, wer sie zusammengestellt hat und wann das geschehen ist, so hat eine freie deutsche Kritik jetzt schon zugegeben, daß alle vier Evangelien – von den Aposteln aus dem ersten Jahrhundert stammen.

Der Politiker: Ja, und in der dreizehnten Ausgabe der »Vie de Jésus« habe ich etwas wie eine Retraktion des vierten Evangeliums bemerkt.

Herr Z.: Man kann doch hinter seinen Lehrern nicht zurückstehen! Hauptsächlich liegt aber, mein Fürst, das Unglück darin, daß es – wie auch immer unsere vier Evangelien sein mögen, gleichviel wann und von wem sie verfaßt sein mögen – ein anderes Evangelium, das Ihnen echter erscheinen und mit Ihrer »Lehre« mehr übereinstimmen würde, doch nicht gibt.

Der General: Wie, gibt es ein solches nicht? Und das fünfte, in dem es keinen Christus gibt, sondern nur die »Lehre« über das – Schlachten und den Kriegsdienst?

Die Dame: Sie auch! Schämen Sie sich! Seien Sie versichert, je mehr Sie mit Ihrem Verbündeten in Zivil den Fürsten necken werden, desto mehr werde ich auf seiner Seite sein. Ich bin überzeugt, mein Fürst, daß Sie das Christentum von seiner allerbesten Seite nehmen wollen und daß Ihr Evangelium, wenn auch nicht dasselbe wie das unsrige, so doch etwas Ähnliches ist. So wie man in alten Zeiten Bücher verfaßte – »l'esprit de Mr. de Montesquieu«, »L'esprit de Fénelon« –, so wollten wohl auch Sie oder Ihre Lehrer l'esprit de l'évangile verfassen. Es ist nur schade, daß niemand von den Ihrigen das in einem kleinen, besonderen Büchelchen niedergelegt hat, das geradezu »der Geist des Christentums nach der Lehre von NN« hätte benannt werden können. Es ist unumgänglich notwendig, daß Sie so etwas wie einen Katechismus zur Verfügung haben, damit wir als Laien

nicht den Faden in all diesen Variationen verlieren. Denn bald hören wir, daß der Kernpunkt in der Bergpredigt zu finden sei, bald sagt man uns ganz unvermutet, daß es vor allen Dingen notwendig sei, im Schweiß seines Angesichts das Feld zu beackern – obgleich das gar nicht in den Evangelien steht, sondern in der Genesis an eben der Stelle, wo von »in Schmerzen gebären« die Rede ist –, doch das ist ja kein Gebot, sondern nur ein trauriges Schicksal. Bald heißt es, daß wir alles unter die Armen verteilen sollen – bald, daß niemand etwas gegeben werden dürfe, denn das Geld sei ein Übel, und es sei nicht recht, anderen Übles zuzufügen, das dürfe jeder nur sich selbst und seiner Familie antun, für andere aber dürfe nur gearbeitet werden. Bald heißt es wieder, daß nichts getan, sondern nur nachgedacht werden dürfe. Dann heißt es: der Beruf der Frauen sei, soviel als möglich gesunde Kinder zu gebären – und darauf plötzlich: all so etwas ist ganz und gar nicht nötig. Ferner heißt es: kein Fleisch essen, das ist die erste Stufe – warum das aber die erste Stufe sein soll, das weiß kein Mensch. Dann wird gegen Tabak und Branntwein, dann gegen Buchweizenpfannkuchen (*Blini* = eine russische Fastnachtsspeise) gepredigt. Dann kommt der Kriegsdienst an die Reihe, er sei das Hauptübel, und die erste Pflicht eines Christen sei, sich von ihm frei zu machen, wer aber für den Dienst untauglich sei, der wäre an und für sich schon heilig. Ich rede vielleicht dummes Zeug, aber das ist nicht meine Schuld – es ist ja gar nicht möglich, sich in all diesen Dingen auszukennen.

Der Fürst: Ich glaube auch, daß uns ein vernünftiges Resümee der wahren Lehre nottut, – ich glaube, man ist jetzt damit beschäftigt, es zusammenzustellen.

Die Dame: Ja, aber unterdessen sagen Sie uns in zwei Worten, worin das Wesen des Evangeliums Ihrer Meinung nach besteht!

Der Fürst: Es scheint mir das doch klar zu sein, daß es in dem großen Prinzip – sich dem Bösen nicht mit Gewalt zu widersetzen – enthalten ist.

Der Politiker: Wie aber soll von diesem Gesichtspunkte aus der Tabak behandelt werden?

Der Fürst: Was für ein Tabak?

Der Politiker: Ach, du mein Gott! Ich frage, welche Verbindung besteht zwischen dem Prinzip, sich dem Bösen nicht zu widersetzen, und der Forderung, sich von Tabak, Wein, Fleisch und Liebeleien zu enthalten?

Der Fürst: Der Zusammenhang liegt doch klar auf der Hand! Alle diese lasterhaften Gewohnheiten verwirren den Menschen – betäuben in ihm die Forderungen seines vernunft erfüllten Bewußtseins oder seines Gewissens. Das ist auch der Grund, warum die Soldaten gewöhnlich in trunkenem Zustande in den Krieg geschickt werden.

Herr Z.: Besonders in einen erfolglosen Krieg. Doch das wollen wir lassen! In dem Grundsatz, daß wir uns dem Bösen nicht widersetzen sollen, ist an sich wichtig, ob er die Forderung der Askese rechtfertigt oder nicht. Ihrer Meinung nach verschwindet das Böse sofort, sobald wir uns ihm nicht mit Gewalt widersetzen. Das bedeutet, daß es sich nur durch unseren Widerstand oder diejenigen Maßregeln, die wir gegen das Böse unternehmen, hält, daß es aber eigene, wirkliche Kraft nicht besitzt. Im Grunde genommen gibt es überhaupt kein Böses, es erscheint nur infolge unserer falschen Meinung, die uns annehmen läßt, daß das Böse ist, und unserer Handlungsweise, die dieser Voraussetzung entspringt. Ist es nicht so? –

Der Fürst: Gewiß ist es so.

Herr Z.: Wenn es aber nun kein Böses in Wirklichkeit gibt, wie erklären Sie dann den überraschenden Mißerfolg der Christustat in der Geschichte? Von Ihrem Standpunkte aus ist sie ja doch vollständig mißlungen, das heißt es ist in jedem Falle viel mehr Böses als Gutes daraus entstanden.

Der Fürst: Warum denken Sie das?

Herr Z.: Das ist aber eine sonderbare Frage! Wenn Ihnen das so unbegreiflich ist, so wollen wir die ganze Sache noch einmal ordnungsgemäß durchgehen! Christus hat doch auch Ihrer Ansicht nach am klarsten, stärksten und folgerichtigsten das, was wahrhaft gut ist, gepredigt. Nicht wahr?

Der Fürst: Ja.

Herr Z.: Das wahrhaft Gute besteht aber darin, daß wir uns nicht mit Gewalt dem Bösen widersetzen, das heißt dem eingebildeten Bösen, da es ja ein wirkliches Böses nicht gibt.

Der Fürst: So ist es.

Herr Z.: Christus predigte nicht nur, sondern erfüllte selbst bis zum Ende die Forderung dieses Guten, indem er sich ohne Widerstand einer qualvollen Todesstrafe unterzog. Ihrer Ansicht nach ist Christus wohl gestorben, aber nicht auferstanden. – Ausgezeichnet! Seinem Beispiele nach erduldeten viele seiner Nachfolger dasselbe. – Ausgezeichnet! Was ist aber nun Ihrer Meinung nach die Folge von all dem gewesen?

Der Fürst: Sie hätten wohl gewollt, daß diesen Märtyrern irgendwelche Engel strahlende Kronen aufgesetzt und sie irgendwo unter Zelten himmlischer Gärten als Belohnung für ihre Heldentaten untergebracht hätten?

Herr Z.: Nein, warum reden Sie so? Natürlich möchte ich wohl und ich hoffe, Sie auch, von allem das Beste und Angenehmste für alle unsere toten und lebenden Nebenmenschen. Es handelt sich aber nicht um unsere Wünsche, sondern darum, was Ihrer Meinung nach sich wirklich aus der Lehre und der Opfertat Christi und seiner Nachfolger ergeben hat.

Der Fürst: Für wen ergeben hat? Für sie?

Herr Z.: Nun, das wissen wir ja, daß sich für sie ein qualvoller Tod ergeben hat, dem sie sich natürlich aus ihrem moralischen Heldentume heraus gerne unterzogen haben, und zwar nicht, um sich strahlende Kronen zu erwerben, sondern um andere, die ganze Menschheit, des wahren Heiles teilhaftig werden zu lassen. Nun frage ich also: Welche Heilsgüter hat das märtyrerhafte Heldentum dieser Menschen den anderen, der ganzen Menschheit gebracht? Ein alter Spruch sagt, daß das Blut der Märtyrer der Same der Kirche war. Das ist faktisch richtig, aber Ihrer Meinung nach war die Kirche eine Verzerrung und ein Verderben des wahren Christentums, so daß es sogar von der Menschheit ganz vergessen worden ist, und nach achtzehn

Jahrhunderten war es notwendig geworden, alles von neuem wiederherzustellen ohne jede Garantie eines besseren Erfolgs, das heißt ohne jegliche Hoffnung?

Der Fürst: Warum ohne Hoffnung?

Herr Z.: Sie leugnen doch nicht, daß Christus und die ersten christlichen Nachkommen ihre ganze Seele hineinlegten in diese Sache und ihr Leben dafür hingaben, und wenn Ihrer Meinung nach doch nichts dabei herausgekommen ist, worauf können sich dann Ihre Hoffnungen auf ein anderes Resultat gründen? Es gibt nur ein unzweifelhaftes und unwandelbares Ende dieser ganzen Angelegenheit, das vollkommen dasselbe ist, sowohl für die Begründer als auch für diejenigen, die sie entstellt und ins Verderben gezogen haben und sie wiederherstellen: alle sind Ihrer Meinung nach in der Vergangenheit gestorben, sterben in der Gegenwart und werden in der Zukunft sterben, aus den Taten für das Gute aber, aus der Lehre der Wahrheit ist nie etwas anderes entstanden, entsteht nichts und wird nichts entstehen, als nur – der Tod. Was bedeutet das? Ist das nicht seltsam, daß das Böse, das nicht da ist, immer triumphiert und das Gute immer in Nichts versinkt?

Die Dame: Sterben denn die Bösen nicht?

Herr Z.: Sehr sogar. Es handelt sich aber darum, daß die Kraft des Bösen durch die Herrschaft des Todes bestätigt und daß im Gegensatz dazu die Kraft des Guten scheinbar verneint wird. Und in der Tat ist das Böse augenscheinlich stärker als das Gute, und wenn wir dieses Augenscheinliche als das einzig Reale ansehen, so müssen wir bekennen, daß die Welt aus dem bösen Prinzip hervorgegangen ist. Auf welche Weise aber die Menschen, die ausschließlich auf dem Boden der offenbaren Wirklichkeit der Gegenwart stehen und die folglich auch das offenbare Übergewicht des Bösen über das Gute anerkennen, es fertig bringen, zugleich zu behaupten, daß es kein Böses gebe und daß es auch folglich nicht nötig sei, es zu bekämpfen, – das kann ich mit meiner Vernunft nicht begreifen und erwarte darin vom Fürsten Hilfe.

Der Politiker: Vorerst aber weisen Sie uns Ihren Ausweg aus der Schwierigkeit!

Herr Z.: Es scheint mir, daß er einfach ist. Das Böse ist in Wirklichkeit da, und es äußert sich nicht nur in der Abwesenheit des Guten, sondern auch im positiven Widerstande und im Übergewichte der niederen Eigenschaften über die höheren in allen Gebieten des Daseins. Es gibt ein individuelles Böses – es äußert sich darin, daß die niedere Natur des Menschen, die tierischen und wilden Leidenschaften dem besseren Streben der Seele Widerstand leisten und dieses auch in der weitaus größten Mehrzahl der Menschen besiegen. Es gibt ein allgemeines Böses, – es besteht darin, daß der große Haufe, individuell vom Bösen unterjocht, sich den Anstrengungen der wenigen besseren Menschen, die ihn retten wollen, widersetzt und sie besiegt. Endlich gibt es ein physisches Böses im Menschen, – das darin besteht, daß die niederen stofflichen Elemente seines Leibes sich der lebendigen, lichtvollen Kraft widersetzen, die sie zur herrlichen, organischen Form verbindet, – sie widersetzen sich und zerstören diese Form und vernichten dadurch den realen Untergrund für alles Höhere. Das ist das höchste Übel, das – der Tod genannt wird. Und wenn der Sieg dieses äußersten physischen Übels als endgültig und unbedingt anerkannt werden müßte, so dürften alle scheinbaren Siege des Guten – im Gebiete des Persönlich-Moralischen und im allgemeinen – nicht als ernste Erfolge angesehen werden. In der Tat, stellen wir uns vor, daß ein Mensch, der dem Guten lebte – sagen wir Sokrates –, nicht nur über seine inneren Feinde, seine schlimmen Leidenschaften, Sieger war, sondern daß es ihm auch noch gelang, seine äußeren Feinde zu überzeugen und eines Besseren zu belehren, die griechische polis umzugestalten, – welcher Nutzen wäre in diesem ephemeren und oberflächlichen Siege über das Böse, wenn dieses im tiefsten Grunde des Seins über die wahren Grundelemente des Lebens den endgültigen Sieg davontrüge? Denn derjenige, der verbessert, und der, der verbessert wird, – ihrer beider harrt dasselbe Ende – der Tod. Welcher Logik zufolge könnten die moralischen Siege des Guten in Sokrates über die moralischen Mikroben der schlimmen Leidenschaften in seiner Brust und über die öffentlichen

Mikroben der Volksplätze in Athen so hoch geschätzt werden, wenn sich als die wahren Sieger die noch schlimmeren, niedrigeren, ja brutalsten Mikroben der physischen Zersetzung erweisen? Hier kann vor äußerstem Pessimismus und vor Verzweiflung keine moralische Schönrederei schützen.

Der Politiker: Das haben wir schon gehört. Wodurch schützen Sie sich aber nun gegen die Verzweiflung?

Herr Z.: Wir haben nur einen Schutz, – die wirkliche Auferstehung. Wir wissen, daß der Kampf des Guten mit dem Bösen nicht nur in der Seele und in der menschlichen Gesellschaft geführt wird, sondern tiefer noch – in der physischen Welt. Und hier wissen wir aus der Vergangenheit schon von einem Siege des guten Lebensprinzips – von einer persönlichen Auferstehung. Eines aber harren wir – des zukünftigen Sieges in der gesamten Wiedergeburt aller. Da findet auch das Böse seinen Sinn oder die endgültige Erklärung seines Daseins darin, daß es zum immer größeren und größeren Siege, zur Verwirklichung und Verstärkung des Guten dient; denn wenn der Tod stärker ist als das sterbliche Leben, dann ist die Wiedergeburt zum ewigen Leben stärker als diese beiden. Das Reich Gottes ist die Herrschaft des durch die Wiedergeburt siegenden Lebens, – denn in ihm ist das tatsächliche, sich verwirklichende, endgültige Gute. Darin liegt die ganze Kraft und die ganze Tat Christi, darin ist seine wirkliche Liebe zu uns und unsere Liebe zu ihm. Alles übrige ist nur – Bedingung, Weg, Schritte. Ohne den Glauben an die wirkliche, geschehene Auferstehung des Einen und ohne die Erwartung der künftigen Auferstehung aller kann man nur in schönen Worten von irgendeinem Reiche Gottes reden, in Wirklichkeit ist es dann doch nur noch ein Reich des Todes.

Der Fürst: Wieso?

Herr Z.: Sie erkennen ja nicht nur wie alle anderen das Faktum des Todes an, das heißt, daß die Menschen überhaupt starben, sterben und noch sterben werden, – sondern Sie ernennen außerdem noch dieses Faktum zu einem absoluten Gesetz, von welchem es nach Ihrer Meinung nicht eine einzige Ausnahme gibt. Und

wie kann man diese Welt, in der der Tod auf immer als absolutes Gesetz da ist, anders nennen als das Reich des Todes? Und was ist Ihr Reich Gottes auf Erden anderes als ein willkürlicher und unberechtigter Euphemismus für das Reich des Todes?

Der Politiker: Und ich denke auch, daß er unberechtigt ist, denn es geht nicht an, eine bekannte Größe durch eine unbekannte zu ersetzen. Gott hat ja noch niemand gesehen, und was sein Reich vorstellen soll, das weiß niemand. Den Tod der Menschen und Tiere haben wir alle gesehen, und wir wissen, daß ihm wie der obersten weltlichen Gewalt niemand entgehen kann. Warum sollen wir also an Stelle dieses »a« irgendein »x« setzen? Außer Verwirrung und Verführung der »Kleinen im Geiste« erreichen wir damit nichts.

Der Fürst: Ich verstehe nicht, wovon hier die Rede ist. Der Tod ist eine Erscheinung, die sicherlich sehr interessant ist, man kann ihn meinetwegen ein Gesetz nennen, weil er beständig unter den Erdgeschöpfen vorkommt und für jedes von ihnen etwas Unvermeidliches ist. Wir können auch davon sprechen, daß dieses »Gesetz« absolut ist, da bisher nicht eine einzige verbürgte Ausnahme hat festgestellt werden können. – Welch fundamentale Lebenswichtigkeit kann das alles aber für die wahre christliche Lehre haben, die zu uns durch unser Gewissen nur von einem spricht, nämlich davon, was wir jetzt und hier tun müssen und was wir nicht tun müssen? Und es ist klar, daß die Stimme des Gewissens sich nur darauf beziehen kann, was in unserer Macht zu tun oder nicht zu tun liegt. Daher sagt unser Gewissen uns auch nicht nur nichts über den Tod, sondern es kann uns auch nichts darüber sagen. Trotz der ungeheuer großen Rolle, die der Tod im Leben und in der Welt für unsere Gefühle und Wünsche spielt, liegt er doch nicht in unserem Willen und kann daher keinerlei moralische Bedeutung für uns haben. In dieser Beziehung – und das ist doch das einzig und allein Wichtige in Wirklichkeit – ist der Tod eine ebenso gleichgültige Tatsache wie z. B. das schlechte Wetter. Weil ich das unvermeidliche, periodisch sich einstellende Vorhandensein des schlechten Wetters zugebe und mehr oder

weniger darunter leide, muß ich darum nun wirklich anstatt vom Reich Gottes vom Reiche des schlechten Wetters sprechen?

Herr Z.: Nein, das sollen Sie nicht, denn erstens herrscht es nur in Petersburg, wir aber sind hierher an das Mittelländische Meer gekommen und spotten seiner Herrschaft, zweitens aber paßt Ihr Vergleich darum nicht, weil man auch bei schlechtem Wetter Gott loben und sich in seinem Reiche fühlen kann, die Toten aber preisen Gott nicht, wie es in der Schrift heißt, und darum ist es angemessener, wie auch Exzellenz schon bemerkt hat, diese traurige Welt das Reich des Todes, anstatt das Reich Gottes zu nennen.

Die Dame: Äch, was reden Sie soviel über Namen? Das ist langweilig. Liegt der Schwerpunkt denn darin, wie etwas genannt wird? Sagen Sie mir lieber, Durchlaucht, was Sie eigentlich unter dem Reiche Gottes und seiner Wahrheit verstehen!

Der Fürst: Ich verstehe darunter einen solchen Zustand der Menschen, in dem sie nur aus ihrem reinen Gewissen heraus handeln und auf diese Weise Gottes Willen erfüllen, der ihnen nur das wahre Gute vorschreibt.

Herr Z.: Dabei spricht aber Ihrer Meinung nach die Stimme des Gewissens durchaus nur davon, was wir jetzt und hier zu tun schuldig sind.

Der Fürst: Selbstverständlich.

Herr Z.: Ja, schweigt denn Ihr Gewissen ganz und gar darüber, was Sie nicht tun durften, sagen wir z. B. in Ihren Jünglingsjahren in bezug auf längst verstorbene Menschen?

Der Fürst: Dann liegt der Sinn dieser Erinnerungen darin, daß ich jetzt nichts dergleichen mehr tun soll.

Herr Z.: Nun, das verhält sich nicht ganz so, aber es lohnt nicht, darüber zu streiten. Ich will Sie nur an eine andere, viel sicherere Grenze des Gewissens erinnern. Lange schon vergleichen die Moralphilosophen die Stimme des Gewissens mit dem Genius oder Dämon, der Sokrates' Begleiter war und ihn vor allen unerlaubten Handlungen warnte, doch niemals positiv angab, was er tun müsse. Ganz dasselbe kann man auch vom Gewissen sagen.

Der Fürst: Ist das wirklich so? Befiehlt mir denn z. B. mein Gewissen nicht, meinem Nächsten in bestimmten Fällen der Not oder Gefahr zu helfen?

Herr Z.: Es ist mir sehr angenehm, das von Ihnen zu hören. Wenn Sie aber solche Fälle genau untersuchen, so werden Sie sehen, daß die Rolle des Gewissens sich auch hier von der rein negativen Seite zeigt, denn es verlangt von Ihnen nur, nicht untätig oder gleichgültig bei der Not des Nächsten zu bleiben – was und wie Sie aber etwas für ihn tun sollen, . . . das sagt das Gewissen selbst Ihnen nicht.

Der Fürst: Nun ja, weil das von den Verhältnissen der Sache, von meiner Lebenslage und derjenigen des Nächsten abhängt, dem ich helfen soll.

Herr Z.: Selbstverständlich, aber die Abschätzung und Erwägung dieser Verhältnisse ist doch nicht Sache meines Gewissens, sondern meines Verstandes.

Der Fürst: Aber kann man denn Vernunft und Gewissen trennen?

Herr Z.: Es ist nicht notwendig, sie zu trennen, aber unterschieden voneinander müssen sie schon deswegen werden, weil in Wirklichkeit zuweilen nicht nur eine Trennung, sondern auch eine Gegensätzlichkeit zwischen Verstand und Gewissen besteht. Wenn sie ein und dasselbe wären, auf welche Weise könnte denn da der Verstand sich in den Dienst von Dingen stellen, die nicht nur von der Moral abweichen, sondern geradezu unmoralisch sind? Das pflegt aber vorzukommen. Ja, es kann sogar auch Hilfe wohl in kluger, aber gewissenloser Weise geleistet werden, wenn ich z. B. einem Menschen, der in der Not ist, zu essen und zu trinken gebe und ihm alle Wohltaten erweise, damit er mir dann ein notwendiger Helfer sei, um erfolgreich irgendeinen Betrug oder eine andere schlimme Tat zu vollführen.

Der Fürst: Ja, ja – das ist das A b c. Was schließen Sie aber daraus?

Herr Z.: Ich meine, wenn das Gewissen bei all seiner Bedeutung als warnende und rügende Stimme keine positiven und

praktisch bestimmten Hinweise für unsere Tätigkeit gibt und wenn unser guter Wille den Verstand als dienstbares Werkzeug braucht, der Verstand sich jedoch als zweifelhafter Diener erweist, weil er in gleicher Weise fähig und bereit ist, zweien Herren zu dienen – dem Guten und dem Bösen –, dann ist, um den Willen Gottes zu erfüllen und das Reich Gottes zu erwerben, außer dem Gewissen und dem Verstande noch ein Drittes notwendig.

Der Fürst: Und was ist das Ihrer Ansicht nach?

Herr Z.: Um es kurz zu sagen, – die Inspiration des Guten, oder die direkte und positive Wirkung des guten Prinzips selber auf uns und in uns. Bei einer solchen Mithilfe von oben werden sowohl der Verstand als auch das Gewissen zuverlässige Helfer des Guten selbst, und die Moral wird, anstatt des immer sehr zweifelhaften »guten Betragens«, wirkliches Leben im Guten selbst – wird organisches Wachstum und Vervollkommenung des ganzen Menschen – des inneren und des äußeren, der Persönlichkeit und der Allgemeinheit, des Volkes und der Menschheit – um als lebendige Einheit der wieder neu erstehenden Vergangenheit mit der sich verwirklichenden Zukunft in jenem ewigen Heute des Reiches Gottes vollendet zu werden, das wohl auf Erden sein wird, jedoch erst auf einer neuen Erde, die sich in Liebe einem neuen Himmel vermählt.

Der Fürst: Ich habe nichts auch gegen solche poetische Metaphora, aber warum glauben Sie, daß es den Menschen, die den Willen Gottes nach den Geboten der Evangelien erfüllen, daran fehlt, was Sie die »Inspiration des Guten« nennen?

Herr Z.: Ich glaube es nicht nur deswegen, weil ich in den Handlungen dieser Menschen keine Anzeichen solcher Inspiration, keinen freien und unermesslichen Drang der Liebe sehen kann – denn nicht nach Maß gibt Gott den Geist –, ich sehe auch nicht diese von Freude und Sanftmut erfüllte Ruhe des Gefühls, die der Besitz dieser Gaben, und seien es auch nur die Erstlinge derselben, verleiht. – Aber hauptsächlich nehme ich bei ihnen das Fehlen der religiösen Inspiration darum an, weil sie ja Ihrer Meinung nach gar nicht nötig ist. Wenn der Begriff des Guten durch das Be-

folgen einer »Regel« erschöpft ist, wo hat da noch die Inspiration Platz? Eine Regel ist ein für allemal gegeben, sie ist bestimmt und gilt in gleicher Weise für alle. Derjenige, der diese Regel gegeben hat, ist schon lange gestorben und Ihrer Meinung nach nicht auferstanden, ein persönliches Dasein hat er also für uns nicht, – das absolute Urprinzip des Guten stellt sich Ihnen ja nicht dar als der Vater alles Lichtes und aller Geister, der unmittelbar auch in Ihnen leuchten und atmen kann, sondern als ein berechnender Hausherr, der euch, seine Mietlinge, in seinen Weinberg zur Arbeit schickt, selbst aber irgendwo im Auslande lebt und von dort aus zu euch nach seinen Einkünften sendet.

Der Fürst: Als ob dieses Bild durch unsere Willkür entstanden wäre!

Herr Z.: Nein, aber Sie sehen in ihm willkürlich die höchste Norm der Beziehungen zwischen dem Menschen und der Gottheit, indem Sie aus dem Texte des Evangeliums das eigentlich Wesentliche hinauswerfen, – nämlich den Hinweis auf den Sohn und Erben – in dem die wahre Richtschnur einer gottmenschlichen Beziehung lebt.

Der Hausherr, die Pflichten gegen den Hausherrn, der Wille des Hausherrn! Dazu will ich Ihnen folgendes sagen: Solange Ihr Hausherr Ihnen nur Pflichten auferlegt und von Ihnen die Erfüllung seines Willens verlangt, solange kann ich nicht – wie Sie mir beweisen wollen – erkennen, daß er der wahre Hausherr und nicht ein Usurpator ist.

Der Fürst: Nun, das gefällt mir. Wenn ich aber aus meiner Vernunft und meinem Gewissen heraus weiß, daß die Forderungen des Hausherrn nur der Ausdruck des wahren Guten sind?

Herr Z.: Entschuldigen Sie, bitte, davon rede ich nicht. Ich bestreite nicht, daß der Hausherr das Gute von Ihnen verlangt, folgt aber daraus, daß er selber gut ist?

Der Fürst: Wie könnte es anders sein?

Herr Z.: Sonderbar! Ich habe immer geglaubt, daß die guten Eigenschaften irgend jemandes nicht dadurch bewiesen werden, was er von anderen fordert, sondern durch das, was er selber tut.

Wenn Ihnen das nicht logisch klar sein sollte, so will ich Ihnen folgendes anschauliche historische Beispiel geben: Der Zar von Moskau, Iwan IV., verlangte in seinem bekannten Briefe an den Fürsten Andreas Kurbsky von diesem den höchsten Beweis des Guten, den größten moralischen Heldenmut, nämlich, daß er sich dem Bösen nicht widersetzen und den Märtyrertod für die Wahrheit sterben möge. Dieser Herrenwille war ein Wille zum Guten von demjenigen, der diese Forderung an einen anderen stellte, sie zeigte aber keinesfalls, ob der Hausherr, der diese Guttat verlangte, auch selber gut war. Obgleich das Märtyrertum für die Wahrheit das höchste moralische Gut bedeutet, so ist es klar, daß das gar nichts zum Besten Iwans IV. besagen will, denn hier war er ja nicht der Märtyrer, sondern der Henker.

Der Fürst: Was wollen Sie also damit sagen?

Herr Z.: Nur, daß, so lange Sie mir nicht die guten Eigenschaften Ihres Hausherrn in seinen eigenen Taten aufweisen, und nicht nur in seinen Worten, mit denen er seinen Arbeitern Vorschriften gibt, – ich bei meiner Überzeugung bleiben werde, daß dieser Ihr in der Ferne weilender Hausherr, der von anderen verlangt, daß sie gut seien, selber aber gar nichts Gutes vollbringt, der Pflichten auferlegt, aber keine Liebe erweist, der sich niemals selber zeigt, sondern irgendwo im Auslande inkognito lebt – daß dieser Hausherr niemand anders ist, als der Geist dieser Zeit . . .

Der General: Da haben wir die Geschichte mit diesem verfl . . . Inkognito.

Die Dame: Ach, reden Sie doch nicht so! – Wie unheimlich . . . alle Heiligen stehen uns bei! (*Sie bekreuzigt sich.*)

Der Fürst: Daß so etwas Ähnliches kommen würde, war schon vorauszusehen.

Herr Z.: Ich zweifle nicht daran, mein Fürst, daß Sie aus einem aufrichtigen Irrtume heraus den gewandten Usurpator für den wahren Gott halten. Die Gewandtheit des Usurpators ist für Sie ein sehr mildernder Umstand. Ich selbst habe auch nicht sofort begriffen, um was es sich hier handelt, aber nun gibt es für mich gar keinen Zweifel mehr, und Sie werden verstehen, mit welchen

Gefühlen ich das anschauen muß, was ich für die trügerische und verführerische Maske des Guten halte . . .

Die Dame: Ach gehen Sie, das ist ja beleidigend!

Der Fürst: Ich versichere Sie, daß ich durchaus nicht beleidigt bin. Hier war ja eine allgemeine und recht interessante Frage angeregt worden, und mir kommt es sonderbar vor, daß mein Gegner sich augenscheinlich einbildet, diese Frage könne nur an mich und nicht ebenso an ihn gerichtet werden. Sie verlangen von mir, daß ich Ihnen die eigenen guten Taten meines Herrn vorweisen soll, die bezeugen, daß er das Prinzip des Guten und nicht des Bösen ist. Welche gute Tat Ihres Herrn können Sie nun aber vorweisen, die ich nicht auch dem meinigen zuschreiben dürfte?

Der General: Es ist ja schon auf eine Tat hingewiesen worden, auf der alles übrige beruht.

Der Fürst: Und das ist?

Herr Z.: Der wirkliche Sieg über das Böse durch die wirkliche Auferstehung. Nur dadurch – ich wiederhole es – offenbart sich auch das wirkliche Reich Gottes, und ohne dieses ist es nur ein Reich des Todes und der Sünde und des Schöpfers der Sünde – des Satans. Die Auferstehung – doch diese nicht im abstrakten Sinne, sondern ganz konkret genommen – das ist das Zeugnis des wahren Gottes.

Der Fürst: Ja, wenn Sie daran Gefallen finden, an solche Mythologien zu glauben! Ich habe Sie ja nach Tatsachen, die bewiesen werden können, gefragt und nicht nach Ihrem Glauben.

Herr Z.: Sachte, sachte, mein Fürst! Wir beide gehen von ein und demselben Glauben aus, oder wenn Sie wollen, von derselben Mythologie, – nur führe ich sie folgerichtig bis zum Ende durch, während Sie, aller Logik entgegen, willkürlich am Anfange des Weges stehen bleiben. Die Kraft des Guten und seinen Sieg in der Zukunft auf Erden erkennen Sie doch an?

Der Fürst: Das tue ich.

Herr Z.: Was ist denn das – ein Faktum oder Glaube?

Der Fürst: Ein vernünftiger Glaube.

Herr Z.: Das wollen wir sehen! Die Vernunft, so wurde uns im Seminar gelehrt, verlangt unter anderem, daß wir nichts ohne zureichende Begründung zugeben. Sagen Sie mir, bitte, aus welchem zureichenden Grunde erkennen Sie, daß das Gute machtlos gegen den Tod sei, wenn Sie doch die Kraft des Guten bei der moralischen Besserung und Vervollkommnung des Menschen und der Menschheit zugeben?

Der Fürst: Ich glaube doch, daß es an Ihnen ist, zu sagen, warum Sie dem Guten überhaupt eine Kraft zuschreiben, die über das Gebiet des Moralischen hinausgeht.

Herr Z.: Ich werde es schon sagen. Wenn ich an das Gute und seine ihm eigene Kraft glaube und wenn durch den Begriff selbst die wesentliche und absolute Überlegenheit dieser guten Kraft bestätigt wird, so gebe ich logischerweise zu, daß diese Kraft unbegrenzt ist, und nichts kann mich hindern, an die Wahrheit der historisch bezeugten Auferstehung zu glauben. Wenn Sie übrigens gleich zu Anfang so aufrichtig gesagt hätten, daß der Christusglaube Sie nichts angeht, daß sein Inhalt für Sie – Mythologie ist, dann hätte ich mich natürlich jener Feindseligkeit gegen Ihre Denkungsart enthalten, die ich vor Ihnen nicht verbergen konnte. Ein Irrtum oder Fehler wird niemandem schlimm angerechnet, und Menschen um ihrer theoretischen Irrtümer willen anfeinden, hieße sich das Zeugnis eines allzu kleinen Verstandes, eines allzu schwachen Glaubens und eines allzu erbärmlichen Herzens ausstellen. Aber jeder wirklich Gläubige, der dadurch frei geworden ist von jenem Übermaße an Stumpfsinn, Kleinmut und Herzlosigkeit, der muß mit aufrichtigem Wohlwollen einen wahrhaften, aufrichtigen, mit einem Worte – ehrlichen Gegner und Leugner der christlichen Wahrheiten ansehen. Das ist ja in den jetzigen Zeiten eine solche Seltenheit, und es fällt mir schwer, Ihnen auszudrücken, mit welcher besonderen Freude ich einen offenen Feind des Christentums betrachte. Fast in jedem bin ich bereit einen künftigen Apostel Paulus zu sehen, während man bei gewissen Eiferern des Christentums unwillkürlich Judas den Verräter ahnt. Sie aber, mein Fürst, haben

sich so aufrichtig ausgesprochen, daß ich ganz entschieden darauf verzichte, Sie den heutigen Tages so zahllosen großen und kleinen Judassen zuzurechnen; und ich sehe schon den Augenblick kommen, wo ich für Sie dasselbe warme Wohlwollen haben werde, das in mir viele erklärte Gottesleugner und Nicht-Christen hervorrufen.

Der Politiker: Nun, da es sich jetzt so glücklich aufgeklärt hat, daß weder diese Gottesleugner und Heiden, noch solche »wahre Christen« wie der Fürst den Antichrist in ihrer Person darstellen, so ist es endlich an der Zeit, daß Sie uns sein wahres Konterfei vorweisen.

Herr Z.: Das ist es also, was Sie wollen! Ja, sind Sie denn mit auch nur einer einzigen Wiedergabe der vielen Darstellungen der Christusgestalt, die ja oft von genialen Händen geschaffen worden sind, zufrieden? Ich kenne keine einzige Wiedergabe, die mich befriedigen könnte! Ich nehme an, daß eine solche schon darum nicht möglich ist, weil Christus die individuelle, einzigartige und darum nichts anderem ähnliche Verkörperung seiner Wesenheit – des Guten, ist. Um das darzustellen, – dafür ist der künstlerische Genius nicht genügend. – Dasselbe muß aber vom Antichrist gesagt werden: das ist eine ebenso individuelle, in ihrer Vollendung und Ganzheit einzigartige Verkörperung des Bösen. Sein Bild zu zeigen, ist unmöglich. In der Kirchenliteratur finden wir nur seinen Ausweisschein mit den allgemeinen und besonderen Merkmalen . . .

Die Dame: Sein Bild ist nicht nötig, bewahre uns Gott! Erklären Sie uns lieber, wozu er selber notwendig ist, Ihrer Meinung nach, worin das Wesen seiner Tätigkeit beruht und ob er bald kommen wird?

Herr Z.: Nun, ich kann Sie besser zufriedenstellen, als Sie denken. Vor einigen Jahren hat mir einer meiner Kollegen aus meiner akademischen Zeit, der dann Mönch wurde, sterbend ein Manuskript übergeben, das er sehr wert hielt, jedoch nicht drucken lassen mochte oder konnte. Es heißt:

»Eine kurze Erzählung vom Antichrist.«

Dieser Aufsatz gibt, meiner Ansicht nach – wenn auch in der Form des Erdachten oder wie ein vorher in der Phantasie vorgestelltes historisches Bild –, alles das wieder, was nach der Heiligen Schrift, der kirchlichen Überlieferung und der gesunden Vernunft als das annähernd Wahrscheinlichste über diesen Gegenstand gesagt werden kann.

Der Politiker: Am Ende ist es gar eine Arbeit unseres alten Bekannten Barsonophius?

Herr Z.: Nein, – der hieß noch ausgesuchter – Pansophius.

Der Politiker: Pan Sophius? Ein Pole?

Herr Z.: Durchaus nicht, er stammte aus einer russischen Priesterfamilie. Wenn Sie mir einen Augenblick gestatten, in mein Zimmer zu gehen, so bringe ich Ihnen das Manuskript und lese es Ihnen vor: es ist nicht lang.

Die Dame: Gehen Sie nur, gehen Sie! Doch bleiben Sie nicht fort!

(Während Herr Z. in sein Zimmer gegangen ist, um das Manuskript zu holen, erhebt sich die Gesellschaft von ihren Sitzen und spaziert im Garten umher.)

Der Politiker: Ich weiß nicht, was das ist – entweder trübt sich meines Alters wegen mein Augenlicht, oder in der Natur geht etwas vor. Ich glaube zu bemerken, daß in keiner Jahreszeit und an keinem Orte jetzt mehr diese hellen, ganz durchsichtigen Tage vorkommen, die es früher in jedem Klima gab. Sehen Sie z. B. heute – nicht ein Wölkchen ist da, vom Meere sind wir ziemlich weit entfernt, und dennoch ist es, als wäre etwas Feines, etwas Unbegreifliches über alles gezogen, und es kann daher zu keiner vollen Klarheit kommen. Bemerken Sie es, Herr General?

Der General: Das nehme ich schon seit vielen Jahren wahr.

Die Dame: Auch ich habe es seit dem vergangenen Jahre bemerkt und nicht nur in der Luft, sondern auch in der Seele, – auch hier ist keine volle Klarheit, wie Sie sagen. Es ist immer eine gewisse Unruhe da und wie das Vorgefühl von etwas Drohendem. Ich bin überzeugt, mein Fürst, auch Sie empfinden dasselbe.

Der Fürst: Nein, ich habe nichts Besonderes bemerkt, es scheint mir, daß die Luft so ist wie immer.

Der General: Sie sind ja zu jung, um den Unterschied zu merken, Sie haben nichts da zum Vergleiche. Wer sich aber an die fünfziger Jahre erinnert, der fühlt es.

Der Fürst: Ich denke, die erste Voraussetzung ist richtig, – diese Erscheinung kommt vom geschwächten Sehvermögen.

Der Politiker: Daß wir alt werden, das ist fraglos. Doch unsere Erde wird ja auch nicht jünger, und da fühlt man denn ein beiderseitiges Müdewerden.

Der General: Noch viel richtiger ist aber, daß der Teufel mit seinem Schwanz Nebel über die Gotteswelt hinwedelt! Auch ein Vorzeichen des Antichrist!

Die Dame (meist auf Herrn Z., der von der Terrasse herabkommt): Davon werden wir gleich etwas erfahren.

(Alle setzen sich auf ihre Plätze, und Herr Z. beginnt das mitgebrachte Manuskript vorzulesen.)

EINE KURZE ERZÄHLUNG VOM ANTICHRIST

Panmongolismus! wohl klingt der Name sonderbar,
Doch mein Gehör umschmeichelt er,
Von Vorverkündung des großen
Gottesschiedsals scheint er mir voll . . .

Die Dame: Woher ist dieses Epigraph?

Herr Z.: Ich denke, der Dichter der Erzählung hat es selbst verfaßt.

Die Dame: Also lesen Sie!

Herr Z. (liest): »Das zwanzigste Jahrhundert nach Christi Geburt war die Epoche der letzten großen Kriege, innerer Zwistigkeiten und Umwälzungen. Der größte von allen Kriegen, die nach außen geführt wurden, hatte zu seiner weit zurückliegenden und noch im neunzehnten Jahrhunderte entstandenen Ursache die geistige Bewegung des Panmongolismus in Japan. Die vom Nachahmungstrieb erfüllten Japaner, die mit staunenswerter Schnelligkeit und mit Erfolg die wesentlichen Formen der europäischen Kultur sich angeeignet hatten, hatten sich auch einige europäische Ideen niederer Kategorie zu eigen gemacht. Sie hatten aus Zeitungen und geschichtlichen Lehrbüchern von einem im Westen

existierenden Panhellenismus, Pangermanismus, Panslawismus, Panislamismus erfahren und verkündeten nun den großen Gedanken des Panmongolismus, das heißt die Vereinigung aller Völker des östlichen Asiens unter ihre Oberherrschaft, um einen entscheidenden Kampf gegen die Fremdländischen, das ist gegen die Europäer, zu führen.

Sie machten es sich zunutze, daß Europa im Anfange des zwanzigsten Jahrhunderts von dem letzten entscheidenden Kriege gegen den türkischen Halbmond in Anspruch genommen war, und begannen mit der Verwirklichung des großen Planes, – vorerst mit der Besetzung von Korea und darauf von Peking, wo sie mit Hilfe der fortschrittlichen chinesischen Partei die alte Dynastie der Mandschu stürzten und an ihre Stelle die japanische setzten. Mit dieser Sachlage versöhnte sich die chinesische konservative Partei bald. Sie begriff, daß es klüger sei, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, und daß Blut auf jeden Fall dicker sei als Wasser. Das alte China war auch schon zu kraftlos, um sich als selbständiger Staat zu halten, und es ging dem unvermeidlichen Schicksal entgegen, sich entweder den Europäern oder den Japanern zu unterwerfen. Es war aber klar, daß die Vorherrschaft Japans, wenn sie auch die – überdies erwiesenermaßen ganz untauglichen – äußeren Formen der chinesischen Regierung beseitigte, die inneren Prinzipien des nationalen Lebens unberührt lassen würde, während die Oberherrschaft der europäischen Mächte, die aus politischen Gründen die christlichen Missionare unterstützen mußte, die tiefsten geistigen Grundlagen Chinas bedrohen würde.

Der frühere nationale Haß der Chinesen gegen die Japaner war damals entstanden, als beiden Nationen der Europäer noch fremd war; vor dem Antlitze dieses Dritten wurde dieser Haß zweier verwandter Nationen aber ein Bruderkrieg und verlor seinen Sinn. Die Europäer waren ihnen ganz und gar fremd, sie betrachteten sie nur als Feinde, und ihre Oberhoheit konnte in keiner Weise dem Ehrgeiz der Stammverwandtschaft schmeicheln, während die Chinesen in den Händen der Japaner die süße Lockspeise des Panmongolismus erblickten, der auch zugleich in ihren

Augen die traurige Notwendigkeit einer äußeren Europäisierung rechtfertigte.

»Lernt es begreifen, eigensinnige Brüder,« sagten ihnen die Japaner immer wieder, »daß wir die Waffen der westlichen Hunde nicht deshalb nehmen, weil wir eine Vorliebe für sie haben, sondern weil wir sie mit diesen Waffen schlagen wollen. Wenn ihr euch mit uns vereint und unsere praktische Führung annehmen wollt, so werden wir bald nicht nur die weißen Teufel aus unserem asiatischen Heimatlande vertreiben, sondern wir werden auch ihre eigenen Gebiete erobern und ein wirkliches Reich der Mitte über die ganze Erde hin begründen. Ihr habt Recht mit eurem nationalen Stolz und eurer Verachtung der Europäer, aber es ist unnütz, daß ihr diese Gefühle nur in Träumen und nicht in gesunder Tatkraft nährt. Durch diese Tatkraft haben wir euch überholt und müssen euch nun die Wege des gemeinsamen Vorteils weisen. Wenn ihr das aber nicht wollt, so seht selbst, was euch eure Politik des Vertrauens auf euch selbst und des Mißtrauens gegen uns, eure natürlichen Freunde und Beschützer, gebracht hat! Rußland und England, Deutschland und Frankreich haben euch beinahe restlos unter sich aufgeteilt, und mit allen euren tigerhaften Anschlägen habt ihr nicht mehr gezeigt als nur die kraftlose Spitze des Drachenschweifes.«

Einsichtsvolle Chinesen waren diesen Begründungen zugänglich, und die japanische Dynastie befestigte sich stark. Ihre erste Sorge war natürlich die Errichtung einer mächtigen Armee und Flotte. Ein großer Teil der japanischen Heeresmacht wurde nach China übergeführt, wo sie den Kern einer neuen, riesenhaft großen Heeresmacht bildete.

Die chinesisch sprechenden japanischen Offiziere wirkten als Lehrer viel erfolgreicher als die Europäer, die nun abgeschafft wurden, und die zahllose Bevölkerung Chinas, der Mandschurei, der Mongolei und des Tibet bot genügend kriegstüchtiges Material.

Schon der erste Bogdychan aus der japanischen Dynastie konnte eine erfolgreiche Waffenprobe des neuen Kaiserreiches bestehen, die Franzosen aus Tonking und Siam, die Engländer

aus Burmah vertreiben und dem Reiche der Mitte das ganze indische China einverleiben.

Sein Nachfolger, mütterlicherseits ein Chinese, vereinigt in sich chinesische Schlaueit und Elastizität mit japanischer Energie, Beweglichkeit und japanischem Unternehmungsgeist. Er mobilisiert im chinesischen Turkestan eine Vier-Millionen-Armee, und während Tsung-Li-Jamen dem russischen Gesandten die vertrauliche Mitteilung macht, daß diese Armee für die Eroberung Indiens bestimmt sei, – dringt der Bogdychan in unser mittelasiatisches Gebiet ein. Nachdem er hier die ganze Bevölkerung aufgewiegelt hat, zieht er schnell über den Ural und überschwemmt mit seinen Heeresmassen ganz Ost- und Zentralrußland, während die schnell mobilisierten Truppen zum Teil aus Polen und Litauen, zum Teil aus Kiew und Wolhynien und Petersburg und Finnland herbeieilen.

Da vorher ein Kriegsplan nicht entworfen werden konnte, und bei dem ungeheuren Übergewicht des Feindes machen die kriegerischen Verdienste des russischen Heeres ihm nur einen ehrenvollen Untergang möglich. Die Schnelligkeit des Überfalls verhindert die notwendige Konzentrierung der Kräfte, und die Truppen werden nacheinander in erbitterten und hoffnungslosen Kämpfen vernichtet.

Auch den Mongolen werden diese Erfolge nicht leicht gemacht, doch sie können ihre Verluste mit Leichtigkeit ersetzen, da sie sich aller asiatischen Eisenbahnlinien bemächtigt haben, während eine russische Armee von 200000 Mann, die schon längst an den Grenzen der Mandschurei zusammengezogen ist, einen erfolglosen Versuch macht, in das gut verteidigte China einzudringen. Der Bogdychan läßt einen Teil seiner Streitkräfte in Rußland zurück, um die Aufstellung neuer Truppenmassen zu verhindern und um die immer zahlreicher werdenden Partisanentruppen zu verfolgen, und überschreitet selbst an der Spitze von drei Armeen die Grenzen Deutschlands. Hier hatte man Zeit, sich vorzubereiten, und eine der drei mongolischen Armeen wird aufs Haupt geschlagen.

Zu derselben Zeit gewinnt jedoch in Frankreich die Partei verspäteter Revanchegeleüste die Oberhand, und bald haben die Deutschen eine Million feindlicher Bajonette im Rücken. Die deutsche Kriegsmacht, die unversehens zwischen Hammer und Amboß geraten ist, sieht sich gezwungen, die vom Bogdychan vorgeschlagenen Bedingungen einer ehrenvollen Übergabe anzunehmen. Die frohlockenden Franzosen machen Brüderschaft mit den Gelbgesichtern, ergießen sich über ganz Deutschland und verlieren bald jede Vorstellung von kriegesischer Disziplin. – Der Bogdychan befiehlt seinen Truppen, die nicht mehr nötigen Bundesgenossen niederzuzumetzeln, und dieser Befehl wird mit chinesischer Pünktlichkeit ausgeführt.

In Paris kommt es zu einem Aufstande der Arbeiter sans patrie, und die Hauptstadt der Kultur des Westens öffnet begeistert ihre Tore dem Herrscher des Ostens.

Nachdem der Bogdychan hier seine Neugierde befriedigt hat, begibt er sich nach Boulogne sur mer, wo unter dem Schutze der über den Stillen Ozean herbeigekommenen Flotte Transportschiffe gebaut werden, die seine Truppen nach England übersetzen sollen. Er braucht jedoch Geld, und die Engländer kaufen sich mit einer Milliarde Pfund Sterling los.

Im Verlaufe eines Jahres erkennen alle europäischen Staaten ihre Abhängigkeit als Vasallen des Bogdychan an. Dieser läßt eine genügend große Okkupationsarmee in Europa zurück und geht wieder nach dem Osten. Von da aus unternimmt er Kriegszüge nach Amerika und Australien. Ein halbes Jahrhundert dauert das neue Mongolenjoch in Europa. –

Für das innere Leben ist diese Epoche dadurch bedeutungsvoll, daß auf allen Gebieten eine Vermischung und eine tiefe gegenseitige Durchdringung europäischer und östlicher Ideen stattfindet – eine Wiederholung des alten alexandrinischen Synkretismus im großen. Auf den praktischen Gebieten des Lebens treten drei äußerst charakteristische Erscheinungen hervor, nämlich eine weitgehende Überschwemmung Europas mit chinesischen und japanischen Arbeitskräften und infolgedessen eine

äußerste Verschärfung der sozialökonomischen Frage. Weiter ergibt sich daraus, daß die führenden Klassen fortdauernd eine Reihe von Palliativmitteln versuchen, um diese Frage zu lösen, und daß internationale geheime Organisationen eifrig tätig sind, um eine weitverzweigte, ganz Europa umfassende Verschwörung zu bilden, die sich das Ziel gesetzt hat, die Mongolen zu vertreiben und die Unabhängigkeit Europas wieder herzustellen.

Diese riesenhafte Verschwörung – an der sich auch die nationalen Regierungen der einzelnen Länder so viel beteiligen, als es ihnen unter der Kontrolle der Vertreter des Bogdychan möglich ist – wird meisterhaft vorbereitet und gelingt glänzend.

Zur verabredeten Zeit beginnt die Metzelei der mongolischen Soldaten, das Niedermachen und die Vertreibung der asiatischen Arbeiter. Überall werden in den europäischen Regimentern geheime Zentren geschaffen, und nach einem lange vorbereiteten, bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Plane vollzieht sich die allgemeine Mobilisation.

Der neue Bogdychan, der Enkel des großen Eroberers, eilt aus China nach Rußland, doch hier werden seine ungezählten Truppen von der Armee Gesamt-Europas aufs Haupt geschlagen. Die zersprengten Reste kehren in das Innere Asiens zurück, und Europa wird frei.

Wenn Europa sich ein halbes Jahrhundert lang den Barbaren Asiens unterwerfen mußte infolge der Uneinigkeit der einzelnen Staaten untereinander, die nur ihren nationalen Sonderinteressen nachgingen, so wurde die große und ruhmvolle Befreiung durch die internationale Organisation und Vereinigung aller Kräfte der ganzen europäischen Bevölkerung erreicht. Als natürliche Folge dieser augenscheinlichen Tatsache erweist es sich, daß die alte traditionelle Einrichtung einzelner Staaten überall seine Bedeutung verliert und daß fast überall die letzten Reste des alten monarchischen Prinzips verschwinden. Das Europa des einundzwanzigsten Jahrhunderts ist eine Vereinigung mehr oder weniger demokratischer Länder – die vereinigten Staaten Europas. Die Fortschritte der äußeren Kultur, die durch den Überfall der Mon-

golen und die Befreiungskriege etwas gehemmt waren, entwickeln sich nun wieder äußerst schnell. Die Fragen jedoch der inneren Erkenntnismöglichkeiten, die Fragen über Leben und Tod, über das endliche Schicksal der Welt und des Menschen, sie sind durch massenhafte Untersuchungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Psychologie und Physiologie kompliziert und verworren geworden und harren nach wie vor der Lösung. Nur ein einziges negatives Resultat tritt klar zutage – der endgültige Untergang des theoretischen Materialismus. Die Vorstellung des Weltalls als eines Systems durcheinanderwirbelnder Atome und des Lebens als eines Resultates kleinster Veränderungen in mechanischen Ansammlungen der Materie, – eine solche Vorstellung kann keinen denkenden Menschen mehr befriedigen. Das Menschengeschlecht ist dieser Kindheitsstufe auf philosophischem Gebiete auf immer entwachsen.

Andererseits wird es aber ebenso klar, daß es auch der kindlichen Fähigkeit, naiv und kritiklos zu glauben, entwachsen ist. Solche Begriffe, wie: Gott hat die Welt aus Nichts geschaffen usf., werden auch in den Kleinkinderschulen nicht mehr gelehrt. Das allgemeine Niveau der Vorstellungen über diese Dinge hat sich in gewisser Weise so gehoben, daß kein dogmatisches Bekenntnis unter ihm zurückbleiben kann. Und wenn die große Masse der denkenden Menschen ganz ungläubig bleibt, so werden dafür die wenigen Gläubigen auch notwendigerweise alle denkende Menschen und erfüllen damit das Gebot des Apostels: »Seid gleich wie die Kinder in eurem Herzen, aber nicht in euren Gedanken!«

Zu jener Zeit lebte unter den wenigen gläubigen Spiritualisten ein merkwürdiger Mensch – viele hielten ihn für einen Übermenschen –, der sowohl in seinem Denken als auch in seinem Fühlen der Kindheit entwachsen war. Er war noch jung, doch dank seiner großen und genialen Fähigkeiten war er in seinem dreiundreißigsten Lebensjahre schon weit und breit berühmt als großer Denker, als Schriftsteller und sozialer Arbeiter. Dadurch, daß er in sich selbst die starke Kraft des Geistes erkannte, war

er aus Überzeugung Spiritualist, und sein klarer Verstand wies ihm immer die Wahrheit dessen nach, was der Mensch glauben muß: das Gute, Gott, den Messias. Dieses alles glaubte er, doch liebte er – nur sich selbst. Er glaubte an Gott, jedoch im Grunde seiner Seele gab er unwillkürlich, und ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, sich selber den Vorzug vor Gott. Er glaubte an das Gute, doch das alles erkennende Auge des Ewigen wußte, daß dieser Mensch sich vor der Macht der Finsternis beugen werde, sobald es dieser gefallen würde, ihn zu bestechen, – nicht durch die Illusion der Gefühle und niederen Leidenschaften, ja nicht einmal durch das große Lockmittel der Macht, sondern einzig und allein durch seine maßlose Selbstliebe.

Diese Selbstliebe war übrigens weder ein unwillkürlicher Instinkt noch eine sinnlose Anmaßung. Abgesehen von seiner ganz besonderen Genialität, seiner Schönheit und seinem Edelsinn, schien die ungeheure Selbstliebe dieses großen Spiritualisten, Asketen und Menschenfreundes noch durch die höchste Enthaltsamkeit, Uneigennützigkeit und werktätigste Nächstenliebe genügend gerechtfertigt. Und wer sollte ihn dafür anklagen, daß er, überreich mit göttlichen Gaben ausgestattet, diese Gaben als besondere Zeichen eines ausschließlich ihm geltenden göttlichen Wohlgefallens deutete und sich nächst Gott als den ersten, als den in seiner Art einzigen Sohn Gottes ansah! Er hielt sich, um es kurz zu sagen, dafür, was in Wirklichkeit der Christus war. Aber diese Erkenntnis seines höheren Wertes bestimmte in Wirklichkeit nicht seine moralischen Pflichten gegen Gott und die Welt, sondern sein Vorrecht vor anderen und in erster Reihe vor Christus. Anfänglich empfand er auch keine Feindschaft gegen Jesus, er erkannte seine Bedeutung und seinen Wert als Messias an, aber er sah aufrichtig in ihm nur seinen größten Vorläufer, – die moralische Tat Christi und das absolut Einzigartige seiner Erscheinung waren diesem durch die Selbstliebe verdunkelten Geiste unverständlich. Er urteilte folgendermaßen: »Christus ist vor mir gekommen; ich komme als zweiter; was aber in der Zeit als ein späteres erscheint, ist seinem Wesen nach das Erste.

Ich komme als Letzter zum Schlusse der Weltgeschichte, weil ich der vollendete, der wahre und endliche Erlöser bin. Jener Christus war mein Vorläufer. Seine Aufgabe war – vor mir herzugehen und mein Erscheinen vorzubereiten.«

In diesem Sinne wird der große Mann des einundzwanzigsten Jahrhunderts alles auf sich beziehen, was im Evangelium vom zweiten Kommen des Christus gesagt ist, und er wird dieses Kommen nicht als eine Wiederkehr desselben Christus auslegen, sondern sagen, daß an Stelle des Christus, des Vorläufers, nun der wahre Christus, das ist er selbst, gekommen sei.

In diesem Stadium bietet der kommende Mann noch wenig Charakteristisches und Originelles. In ähnlicher Weise betrachtete ja auch Muhammed z. B. seine Beziehungen zum Christus, und er war ein Mensch, der die Wahrheit liebte und keiner bösen Absicht geziehen werden kann.

Bei diesem Menschen wird die Selbstliebe, die ihn über den Christus sich erheben läßt, ihre Rechtfertigung noch in folgender Überlegung suchen: »Christus, der das moralisch Gute predigte und durch sein Leben betätigte, war ein Verbesserer der Menschheit; ich aber bin berufen, ein Wohltäter dieser zum Teil gebesserten, zum Teil unverbesserlichen Menschheit zu sein. Ich werde allen Menschen das geben, was not tut. Christus, als Moralprediger, trennte die Menschen durch das Gute und das Böse; ich werde sie vereinigen durch die Heilsgüter, die gleichermaßen sowohl den Guten als auch den Bösen nötig sind. Ich werde der wirkliche Abgesandte jenes Gottes sein, der die Sonne leuchten läßt über den Guten und den Bösen, der regnen läßt über den Gerechten und den Ungerechten. Christus brachte das Schwert, – ich bringe den Frieden. Er bedrohte die Erde mit dem schrecklichen jüngsten Gerichte . . . Der letzte Richter werde aber ich sein, und mein Gericht wird nicht nur ein Gericht der Wahrheit, sondern ein Gericht der Gnade sein. Es wird in meinem Gerichte auch Wahrheit sein, jedoch nicht die Wahrheit der Vergeltung, sondern die belohnende Wahrheit. Ich kenne alle, wie sie sind, und gebe jedem das, was er braucht.«

Und in dieser herrlichen Stimmung harrt er eines deutlichen Rufes Gottes zu einer neuen Rettungstat der Menschheit, irgend- eines klaren und wunderbaren Zeugnisses, daß er der ältere Sohn, der geliebte Erstgeborene Gottes sei. So wartet er und nährt sein Selbst mit dem Bewußtsein seiner übermenschlichen Tugenden und Fähigkeiten, – denn wie es schon gesagt ward: dieser Mensch war von untadelhaften Sitten und von einer ungewöhnlichen Genialität. Es harrt der Stolze und der Gerechte seiner höheren Berufung, um sein Werk, die Rettung der Menschheit, zu beginnen, – doch er harrt vergeblich. Schon dreißig Jahre hat er gelebt, – es vergehen noch drei Jahre. Da – – – blitzt es in ihm auf, und wie ein heißer Schauer durchdringt ihn bis ins innerste Mark der Gedanke: Wenn es doch so wäre? – Wenn nicht ich – sondern jener – Galiläer . . . Wenn er nicht mein Vorläufer, sondern der wahre, der erste und letzte wäre? . . . dann aber muß er leben . . . wo aber ist er? . . . Wenn er plötzlich zu mir käme . . . sofort . . . hierher . . . Was sage ich ihm? Dann werde ich ja das Knie vor ihm beugen müssen wie der letzte dumme Christ, werde sinnlos plappern müssen wie irgendein dummer russischer Bauer: »Herr Jesus Christus, erbarme dich meiner Sünden,« oder ich werde wie ein polnisches Bauernweib hingestreckt auf der Erde liegen. Ich, der stolze Genius, der Übermensch! Nein . . . niemals! Und an Stelle der bisherigen verstandesmäßigen Verehrung Gottes und Christi keimt in seinem Herzen anfangs irgendein furchtbares und dann ein brennendes, sein ganzes Wesen erdrückendes und zusammenziehendes Gefühl des Neides und ein wilder, atemraubender Haß.

»Ich, ich – und nicht er! Er lebt nicht, – nein, – und er wird nicht leben!« . . . »Er ist nicht auferstanden . . . Er ist nicht auferstanden . . . Er ist nicht auferstanden! Er ist verwest, im Grabe verwest, verwest, wie der letzte . . .« Mit Schaum vor dem Munde und mit krampfhaften Sprüngen rast er aus dem Haus, aus dem Garten, in die öde finstere Nacht hinaus auf dem schmalen Felsenpfade . . . Endlich schweigt die Wut und macht einer Verzweiflung

Platz, die so ausgedorrt und schwer ist, wie diese Felsen, die so finster ist, wie diese Nacht.

Er blieb vor einem steilen Abhang stehen und hörte weit unten das dumpfe Geräusch des über die Steine dahinrauschenden Stromes. Eine unerträgliche Qual preßte sein Herz zusammen. Plötzlich wurde etwas in ihm lebendig. »Soll ich ihn rufen und fragen, was ich tun muß?« und inmitten der Finsternis erstand vor ihm eine Erscheinung voll Sanftmut und voller Trauer.

»Er bemitleidet mich . . . nein, niemals! Er ist nicht auferstanden, – er ist nicht auferstanden!« Und er stürzte sich vom Felsen herab. Aber etwas Elastisches wie eine Wassersäule hielt ihn in der Luft auf, er fühlte eine Erschütterung, wie von einem elektrischen Schläge, und eine unsichtbare Kraft schleuderte ihn zurück. Auf einen Augenblick verlor er das Bewußtsein, – und als er zu sich kam, da fand er sich auf den Knien liegend einige Schritte von dem Abgrund entfernt.

Vor ihm trat aus dem Dunkel eine in nebelhaftem, phosphoreszierendem Glanze erscheinende Gestalt hervor, und zwei Augen durchdrangen mit unerträglichem, schneidendem Leuchten seine Seele . . . Er sieht die zwei durchbohrenden Augen und hört – er kann es nicht unterscheiden, ob in ihm selber oder von außen an ihn herandringend – eine sonderbare Stimme, die dumpf, wie gepreßt und dennoch hell, metallisch und völlig seelenlos erklingt, fast als käme sie aus einem phonographischen Apparate. Und diese Stimme spricht zu ihm: »Mein geliebter Sohn, an dir habe ich mein ganzes Wohlgefallen, warum hast du dich nicht an mich gewandt? Warum brachtest du deine Verehrung jenem Bösen und seinem Vater dar? Dein Gott und dein Vater bin ich. Jener aber ist ein Elender, ein Gekreuzigter – und mir und dir fremd. Ich habe keinen anderen Sohn als dich. Du bist der einzige und mir ebenbürtig. Ich liebe dich, und nichts verlange ich von dir. Du bist auch so schon aller Schönheit voll und aller Größe und Macht. Tue dein Werk in deinem Namen und nicht in dem meinen! Mich erfüllt kein Neid gegen dich. Ich liebe dich. Ich brauche nichts von dir. Derjenige, den du für einen

Gott hieltest, verlangte von seinem Sohne Gehorsam und zwar Gehorsam ohne Grenzen – bis zum Tode am Kreuze, – und am Kreuze verließ er ihn und half ihm nicht. Ich verlange nichts von dir, und ich werde dir helfen. Um deiner selbst willen, um deines eigenen Wertes, um deiner Vollkommenheit willen und um meiner reinen und uneigennütigen Liebe zu dir – werde ich dir helfen. Empfange meinen Geist! Wie mein Geist dich einst in Schönheit geschaffen hat, so wird er jetzt dich schaffen in der Kraft.«

Und bei diesen Worten des Unsichtbaren öffneten sich wie unwillkürlich die Lippen des Übermenschen, zwei durchdringende Augen kamen seinem Antlitze ganz nahe, und er fühlte, wie ein scharfer, eisiger Strom in ihn eindrang und sein ganzes Wesen erfüllte. Und zugleich empfand er ungeheuerliche Kraft, Mut, Leichtigkeit und höchstes Entzücken. In demselben Augenblicke verschwand aber das leuchtende Angesicht und das Augenpaar, irgend etwas erhob den Übermenschen über die Erde und ließ ihn plötzlich in seinem Garten vor der Türe seines Hauses nieder.

Am folgenden Tage waren nicht nur die Besucher des großen Mannes, sondern sogar seine Dienstboten erstaunt über sein besonderes, wie inspiriertes Aussehen. Sie würden noch verwunderter gewesen sein, wenn sie hätten sehen können, mit welcher übernatürlichen Schnelligkeit und Leichtigkeit er, eingeschlossen in seinem Kabinette, sein berühmtes Werk »Der offene Weg zum Weltfrieden und zur Wohlfahrt« schrieb.

Die früheren Bücher und die soziale Tätigkeit des Übermenschen hatten strenge Kritiker gefunden. Das waren aber größtenteils ganz besonders religiöse Leute, die daher auch gar keine Autorität besaßen – ich berichte ja von der Zeit des Erscheinens des Antichrist, – so daß wenige auf ihre Worte achtgaben, wenn sie darauf hinwiesen, wie in allem, was der »kommende Mann« schrieb und sprach, die Anzeichen von ganz besonderer, hochgespannter Eigenliebe und von Zweifel zu finden waren und daß ihm dabei wahre Einfachheit, Wahrhaftigkeit und Herzenswärme vollkommen fehlten.

Mit seinem neuen Werke wird er aber sogar einige seiner früheren Kritiker und Gegner noch zu sich ziehen. Dieses Buch, das nach dem Ereignis auf der Felsenhöhe geschrieben ist, wird eine früher noch nicht dagewesene Kraft seines Genius offenbaren. Es wird etwas Allumfassendes, alle Gegensätze in sich Vereinigendes sein. Hier wird sich vereinigen: eine edle Ehrerbietung vor den Überlieferungen und Symbolen des Altertums mit einem weitgehenden und kühnen Radikalismus sozialpolitischer Forderungen und Hinweise; eine unbegrenzte Freiheit des Gedankens mit dem tiefsten Verständnis alles Mystischen; ein unbedingter Individualismus mit einer glühenden Hingabe an das allgemeine Wohl; der höchste Idealismus der leitenden Prinzipien mit einer vollen Bestimmtheit und Lebendigkeit praktischer Entschlüsse. Und das alles wird mit einer solchen genialen Kunst miteinander vereinigt und verbunden sein, daß es jedem einseitigen Denker oder Praktiker ein leichtes sein wird, das Ganze von einem besonderen, persönlichen Gesichtspunkte aus zu übersehen und anzunehmen, ohne daß er deshalb der Wahrheit selbst etwas zu opfern braucht.

Er wird sich um ihretwillen wahrhaftig nicht über sein »Ich« zu erheben brauchen, er wird sich in Wirklichkeit gar nicht von seiner Einseitigkeit lossagen müssen, in keiner Beziehung die Fehlerhaftigkeit seiner Anschauungen und seiner Bestrebungen korrigieren, ihre Mangelhaftigkeit durch gar nichts ergänzen müssen.

Dieses wunderbare Buch wird sofort in die Sprachen aller gebildeten und einiger ungebildeten Nationen übersetzt werden. Tausende von Zeitungen werden in allen Weltteilen ein ganzes Jahr lang ihre Spalten mit Reklamen der Herausgeber und verzückten Lobeshymnen der Kritiker füllen. Billige Ausgaben mit den Bildnissen des Verfassers werden in Millionen von Exemplaren verteilt werden, und die ganze Kulturwelt – was in jener Zeit so viel sagen will wie die ganze Erdkugel – wird erfüllt sein vom Ruhme des Unvergleichlichen, Großen, Einzigartigen.

Niemand wird auf dieses Buch eine Antwort haben, denn für jeden wird es die Offenbarung der ganzen Wahrheit sein. Allem

Vergangenen wird so volle Gerechtigkeit gezollt, alles Gegenwärtige so leidenschaftslos und allseitig gewertet, und die schönste Zukunft wird so anschaulich und fühlbar der Gegenwart nahegebracht, daß jeder sagen wird: »Da ist es, – dasjenige, was wir brauchen! Da ist ein Ideal, das keine Utopie, – da ist ein Vorhaben, das keine Chimäre ist!« Und der wunderbare Schriftsteller wird nicht nur alle mit sich fortreißen, er wird auch jedem angenehm sein, so daß das Wort des Christus erfüllt wird: »Ich bin im Namen meines Vaters gekommen und ihr habt mich nicht aufgenommen. Es wird ein Anderer kommen in seinem eigenen Namen – den werdet ihr aufnehmen.« Denn um aufgenommen zu werden, muß man es verstehen, sich angenehm zu machen.

Es ist wahr, daß einige gottesfürchtige Leute, die das Buch heftig loben, fragen werden, warum in demselben nicht ein einziges Mal der Christus erwähnt wird, doch andere Christen werden ihnen darauf antworten: »Und gottlob, daß es so ist! – In den vergangenen Jahrhunderten ist alles Heilige schon genugsam von allerhand unberufenen Eifern in den Staub gezogen worden, so daß ein tief religiöser Schriftsteller heute ungemein vorsichtig sein muß. Und wenn der Inhalt des Buches vom wahren christlichen Geiste tätiger Liebe und einer alles umfassenden Güte durchdrungen ist, was wollt ihr da noch mehr?« Und damit werden alle einverstanden sein.

Bald nach dem Erscheinen des »offenen Weges«, der den Verfasser zum populärsten aller Menschen machte, die je auf der Erde gelebt haben, – sollte in Berlin eine internationale konstituierende Versammlung des europäischen Staatenbundes stattfinden. Dieser Bund war gegründet worden nach einer Reihe von äußeren und inneren Kriegen, die mit der Befreiung vom Mongolenjoch zusammenhingen und das Antlitz der Karte Europas bedeutend verändert hatten, und nun sah er sich der Gefahr von Zusammenstößen ausgesetzt, die jetzt schon nicht mehr zwischen den einzelnen Nationen, sondern zwischen den politischen und sozialen Parteien stattfanden.

Die Leiter der allgemeinen Politik Europas, die dem mächtigen Bruderbunde der Freimaurer angehörten, empfanden einen Mangel an allgemeiner exekutiver Gewalt. Die mit solcher Mühe erreichte europäische Einheit drohte jeden Augenblick wieder auseinanderzufallen. Im Bundesrate oder der Universalverwaltung (Comité permanent universel) war keine Einmütigkeit, denn es war nicht gelungen, alle Posten mit wirklichen, in die Sachlage eingeweihten Freimaurern zu besetzen.

Die unabhängigen Mitglieder der Verwaltung trafen untereinander Separatabkommen, und es drohte ein neuer Krieg. Da beschlossen die »Eingeweihten«, die vollziehende Gewalt einer mit genügender Machtvollkommenheit ausgestatteten Person zu übergeben. Der Hauptkandidat war ein nicht stimmberechtigtes Mitglied des Ordens – »der kommende Mann«. Er war die einzige Persönlichkeit mit einem großen und weltberühmten Namen.

Er war im Artilleriefach als Gelehrter tätig und besaß ein großes Vermögen, so daß er überall in den finanziellen und militärischen Kreisen freundschaftliche Verbindungen besaß. Zu einer anderen, weniger aufgeklärten Zeit würde gegen seine Wahl der Umstand gesprochen haben, daß seine Abkunft mit dichten Schleiern des Geheimnisses umwoben war. Seine Mutter, eine Dame von gefälligen Sitten, war auf beiden Halbkugeln unserer Erde gut bekannt, und unter einer allzu großen Anzahl der verschiedensten Personen hatte jeder die gleiche Veranlassung, sich für seinen Vater zu halten. Diese Verhältnisse konnten aber natürlich von keiner Bedeutung sein in einem so weit fortgeschrittenen Zeitalter, daß es ihm sogar beschieden war, das letzte aller Zeitalter zu sein.

Der kommende Mann wurde einstimmig auf Lebenszeit zum Präsidenten der vereinigten Staaten Europas gewählt. Und als er in allem Glanze seiner übermenschlichen Schönheit und jugendlichen Kraft auf der Tribüne erschien und in einer begeisterten Rede sein Universalprogramm auseinandersetzte, da beschloß die fortgerissene und bezauberte Versammlung in einem Sturme des Enthusiasmus, ihm ohne Abstimmung die

höchste Ehrung zu gewähren und ihn zum römischen Imperator zu wählen.

Der Kongreß wurde unter allgemeinem Jubel geschlossen, und der große Auserwählte erließ ein Manifest, das so begann: »Völker der Erde! Meinen Frieden gebe ich euch!« und dessen Schlußworte so lauteten: »Völker der Erde! Die Gelübde sind erfüllt! Der ewige Weltenfriede ist gesichert. Jeder Versuch, ihn zu stören, erfährt sofort unüberwindlichen Widerstand. Denn von nun an ist auf der Erde nur eine Zentralgewalt, welche stärker ist als alle übrigen Gewalten, sowohl die vereinigten als auch die einzelnen. Diese durch nichts zu bezwingende, alles überwältigende Macht gehört mir, dem mit aller Machtvollkommenheit ausgerüsteten Erwählten Europas, dem Imperator aller ihrer starken Kräfte. Das internationale Völkerrecht hat endlich die ihm bis heute fehlende Sanktion erhalten. Von heute ab wird es kein Staat wagen, ‚Krieg‘ zu sagen, wenn ich ‚Frieden‘ sage. Völker der Erde – der Friede sei mit euch!«

Dies Manifest hatte die erwünschte Wirkung. Überall außerhalb Europas, besonders in Amerika, bildeten sich starke imperialistische Parteien, die ihre Staaten veranlaßten, sich unter verschiedenen Bedingungen mit den vereinigten europäischen Staaten unter der Oberhoheit des römischen Imperators zu vereinigen.

Nur hier und da, in Asien und Afrika waren noch unabhängige Stämme und Herrscher übrig. Der Kaiser unternimmt mit einer nicht sehr großen, jedoch ausgesuchten Armee, die aus russischen, deutschen, polnischen, ungarischen und türkischen Regimentern besteht, einen Kriegszug vom Osten Asiens bis nach Marokko und unterwirft sich nicht ohne großes Blutvergießen alle Widerstrebenden.

In allen Gegenden der zwei Weltteile setzt er seine Stellvertreter ein, die er aus den europäisch gebildeten und den ihm ergebenen eingeborenen Machthabern wählt.

In allen heidnischen Ländern ruft die staunende und entzückte Bevölkerung ihn als ihre oberste Gottheit aus. Im Laufe eines Jahres entsteht die Weltmonarchie im eigentlichen und genauesten

Sinne dieses Wortes. Die Schößlinge des Krieges sind mit der Wurzel ausgerissen. Die allgemeine Friedensliga ist zum letzten Male zusammengetreten, und nachdem sie sich in begeisterten Panegyriken für den großen Friedensstifter ergangen hat, schließt sie mit ihrer Tätigkeit, die unnötig geworden ist, ab.

Im nächsten Jahre seiner Herrschaft erläßt der römische und Weltkaiser ein neues Manifest: »Völker der Erde! Ich versprach euch den Frieden, und ich gab ihn euch. Doch der Friede ist nur schön im Wohlstande. Wenn in der Welt die Sorgen der Armut drohen, dann erfreut auch der Friede nicht. Kommt her zu mir jetzt alle, die ihr Hunger und Durst habt, damit ich euch sättige und euch erwärme.« Und dann verkündigt er eine einfache, alles umfassende soziale Reform, auf die er schon in seinem Buche hingewiesen hat und die schon damals alle ehrlichen und gesund denkenden Gemüter gefangen genommen hatte. Jetzt, da in seinen Händen der Zentralpunkt sowohl der Finanzen der ganzen Welt als auch eines riesenhaften Grundbesitzes sich befindet, – kann er diese Reform den Wünschen der Armen entsprechend verwirklichen, ohne die Reichen allzu fühlbar zu treffen. Jetzt beginnt jeder seinen Tätigkeiten entsprechend seinen Lohn zu empfangen, und jede Fähigkeit – wird ihrer Arbeit und ihrem Verdienst gemäß gewertet.

Der neue Beherrscher der Erde war vor allem ein mitleidserfüllter Menschenfreund – er war jedoch nicht nur ein Menschenfreund, sondern auch ein Tierfreund.

Er selbst war Vegetarier, und er verbot die Vivisektion und ordnete eine strenge Aufsicht in den Schlachthäusern an. Die Tierschutzvereine wurden von ihm in jeder Weise gefördert.

Wichtiger aber als diese Einzelheiten war die feste Konstituierung der fundamentalsten Gleichheit für die ganze Menschheit – die Gleichheit des allgemeinen Sattseins.

Dieses geschah im zweiten Jahre seiner Regierung. Die sozialökonomische Frage war endgültig gelöst. Wenn aber das Sattsein das Hauptinteresse des Hungrigen ist, so will der Gesättigte noch etwas anderes.

Sogar die Tiere wollen, wenn sie satt sind, gewöhnlich nicht nur schlafen, sondern auch spielen. Umso mehr ist das mit der Menschheit der Fall, die immer *post panem circenses* verlangt hat.

Der kaiserliche Übermensch weiß, was der großen Menge not tut. In dieser Zeit kommt aus dem fernen Osten zu ihm nach Rom ein großer Magier, gehüllt in eine Wolke seltsamer Legenden und merkwürdiger Erzählungen. Den Gerüchten nach, die von den Neo-Buddhisten über ihn verbreitet werden, ist er göttlicher Abkunft, der Sohn des Sonnengottes Suria und einer Flußnymphe.

Dieser Magier, Apollonius mit Namen, ist unzweifelhaft ein genialer Mensch. Halb Asiate, halb Europäer, ein katholischer Bischof in *partibus infidelium*, vereinigt er in sich auf wunderbare Weise die Beherrschung der letzten Ergebnisse und Anwendungen der westlichen wissenschaftlichen Technik mit der Kenntnis alles dessen, was die traditionelle Mystik des Ostens an wirklich Solidem und Bedeutendem enthält, und der Fähigkeit, es sich nutzbar zu machen. Die Resultate einer solchen Vereinigung werden staunenerregend sein. Apollonius gelangt unter anderem auch zu der halb wissenschaftlichen, halb magischen Kunstfertigkeit, mit seinem Willen die atmosphärische Elektrizität anzuziehen und zu lenken, und im Volke wird man davon reden, daß er das Feuer vom Himmel herunterhole. Während er übrigens die Einbildungskraft des Volkes durch verschiedene unerhörte Wunderdinge in Erstaunen versetzt, wird er bis zu einem gewissen Zeitpunkt seine Macht keineswegs für irgendwelche besonderen Zwecke mißbrauchen.

Dieser Mensch kommt also zum großen Kaiser, bringt ihm seine Verehrung dar als dem wahren Sohne Gottes und erklärt ihm, daß er in den geheimen Schriften des Ostens direkte Voraussagen gefunden habe auf ihn, den Kaiser, als den letzten Erlöser und Erretter der Welt, und er stellt sich und seine ganze Kunst zu seinen Diensten.

Der Kaiser ist voll Entzücken über ihn und nimmt ihn auf wie ein Geschenk von oben; er verleiht ihm hohe Würden und trennt sich von jetzt ab nicht mehr von ihm.

Und die Völker der Erde, die von ihrem Herrscher mit Wohltaten überhäuft sind, erhalten außer dem allgemeinen Völkerfrieden, außer der Stillung ihres Hungers auch noch die Möglichkeit, sich beständig an den verschiedenartigsten und unerwartetsten Wundern und Zeichen ergötzen zu dürfen. So endete das dritte Jahr der Herrschaft des Übermenschen.

Nach der glücklichen Erledigung der politischen und sozialen Frage wurde die religiöse Frage angegriffen. Der Kaiser selbst regte sie an und vor allen Dingen in bezug auf das Christentum. Zu jener Zeit befand sich das Christentum in der Lage, daß die Anzahl seiner Anhänger wohl bedeutend zusammengeschmolzen war – auf der ganzen Erde gab es nicht mehr als nur noch fünfundvierzig Millionen Christen, – daß es aber moralisch gefestigt und gestärkt worden war und qualitativ das gewonnen hatte, was es quantitativ hatte einbüßen müssen. Solche Menschen, die mit dem Christentume kein geistiges Interesse verbanden, wurden nicht mehr zu den Christen gerechnet. Die verschiedenen Glaubensbekenntnisse verringerten sich ziemlich gleichmäßig in ihrem Bestande, so daß das frühere Zahlenverhältnis zwischen ihnen annähernd erhalten blieb. In bezug auf die gegenseitigen Gefühle war an Stelle der Feindschaft wohl keine volle Versöhnung eingetreten, aber die Empfindungen waren viel milder geworden, und die Gegensätze hatten ihre frühere Schärfe verloren. Das Papsttum war schon lange aus Rom vertrieben worden und hatte nach vielem Umherwandern eine Zufluchtstätte in St. Petersburg gefunden unter der Bedingung, sich jeglicher Propaganda sowohl dort als auch im Innern des Landes zu enthalten. Es gestaltete sich in Rußland viel einfacher aus. Ohne etwas an dem wesentlich notwendigen Bestande seiner Kollegien und Offizien zu ändern, mußte es doch den Charakter ihrer Tätigkeit mehr vergeistigen, und sein prächtiges Ritual und Zeremoniell auf das äußerste Maß beschränken. Manche merkwürdige und verlockende Sitte wurde wohl formell nicht abgeändert, kam aber von selbst außer Gebrauch.

In allen übrigen Gegenden, besonders in Nordamerika, besaß die katholische Hierarchie noch viele Vertreter, die mit festem

Willen, mit unermüdlicher Energie und in unabhängiger Stellung noch stärker als früher an der Einheit der katholischen Kirche festhielten und ihr ihre internationale, kosmopolitische Bedeutung bewahrten. Was den Protestantismus anbetrifft, dessen Haupt nach wie vor Deutschland war, besonders nach der Vereinigung eines bedeutenden Teils der anglikanischen Kirche mit der katholischen, ~ so hatte er sich von seinen schärfsten negativen Tendenzen befreit, während die Anhänger desselben offen zum religiösen Indifferentismus und zum Unglauben übergegangen waren. In der evangelischen Kirche blieben nur die wahrhaft Gläubigen zurück, und an der Spitze derselben standen Leute, die eine umfassende Gelehrsamkeit mit tiefer Religiosität vereinigten und immer mehr und mehr darnach strebten, in sich das lebendige Abbild des alten wahren Christentums wieder neu entstehen zu lassen.

Die russische rechtgläubige Gemeinde verlor wohl, als die politischen Ereignisse die offizielle Stellung der Kirche veränderten, viele Millionen ihrer scheinbaren, sogenannten Mitglieder, dafür erfuhr sie aber die Freude, sich mit den besten Elementen der Altgläubigen und mit vielen Sekten einer positiv-religiösen Richtung vereinigen zu dürfen. Diese erneute Kirche wuchs, nicht so sehr an Zahl ihrer Mitglieder, als an Kraft des Geistes, die sich besonders offenbarte in ihren inneren Kämpfen mit dem Volke und in der Gesellschaft sich vermehrenden schlimmen Sekten, welche dem dämonischen und satanischen Elemente nicht fremd gegenüberstanden.

In den ersten zwei Jahren der neuen Regierung verhielten sich alle Christen, erschreckt und erschöpft von der Reihe vorausgegangener Revolutionen und Kriege, zu dem neuen Herrscher und seinen friedlichen Reformen zum Teil mit wohlwollender Erwartung, zum Teil mit entschiedenem Mitgefühl und sogar mit glühendem Enthusiasmus. Im dritten Jahre aber, seit dem Erscheinen des großen Magiers, entstanden bei vielen Rechtgläubigen, Katholiken und Evangelischen ernste Befürchtungen und Antipathien. Die Texte der Evangelien und der Apostelgeschichte,

die vom Fürsten dieser Zeit und vom Antichrist handeln, wurden aufmerksamer gelesen und lebhaft kommentiert.

An einigen Anzeichen erkannte der Kaiser, daß ein Unwetter aufzusteigen drohte, und er beschloß, so schnell als möglich für Klärung der Sachlage zu sorgen.

Im Beginne des vierten Jahres seiner Regierung erläßt er ein Manifest an alle seine treuen Christen ohne Unterschied der Konfession und fordert sie auf, bevollmächtigte Vertreter für die unter seinem Vorsitz stattfindende allgemeine Kirchenversammlung zu wählen oder zu bestimmen.

Die kaiserliche Residenz war zu jener Zeit von Rom nach Jerusalem verlegt worden. Palästina war damals autonomes Gebiet, das vorzugsweise von Juden bevölkert und verwaltet wurde. Jerusalem war bisher eine freie Stadt und wurde nun zur kaiserlichen Residenz. Die christlichen Reliquien blieben unberührt, aber auf der ganzen weiten Plattform des Haram-Esch-Scherif von Birket-Israin und den jetzigen Kasernen an auf der einen Seite und bis zur Moschee El-Aksa und den »Ställen des Königs Salomo« auf der anderen Seite war ein ungeheurer Bau aufgeführt worden. Er enthielt in sich außer den beiden anderen, nicht sehr großen Moscheen den Kaisertempel der Vereinigung aller Kulturhandlungen und zwei prächtige kaiserliche Paläste mit Bibliotheken, Museen und besonderen Räumlichkeiten für magische Experimente und Übungen.

In diesem Bau – halb Tempel, halb Palast – sollte am 14. September die allgemeine Kirchenversammlung eröffnet werden.

Da die evangelische Konfession kein Priestertum im eigentlichen Sinne besitzt, so beschloß die katholische und griechisch-katholische Geistlichkeit, in Übereinstimmung mit dem Wunsche des Kaisers, und um eine gewisse Einheitlichkeit der Vertretung aller christlichen Parteien zu wahren, daß an der Kirchenversammlung einige ihrer weltlichen Anhänger teilnehmen dürften, die durch ihre Frömmigkeit und ihre Ergebenheit an die kirchlichen Interessen bekannt waren. Da aber nun einmal weltliche Leute zugelassen worden waren, so war es unmöglich, die nie-

dere Geistlichkeit, die Mönche und die Priester auszuschließen. Auf diese Weise überstieg die Gesamtanzahl der Mitglieder der Kirchenversammlung dreitausend Personen und ungefähr eine halbe Million christlicher Wallfahrer überschwemmte Jerusalem und ganz Palästina.

Unter den Mitgliedern der Kirchenversammlung traten drei Personen besonders hervor. In erster Linie Papst Peter II., der gesetzlich das Haupt des katholischen Teiles der Kirchenversammlung war. Sein Vorgänger war auf der Reise zur Kirchenversammlung gestorben und in Damaskus kam ein Konklave zustande, das einstimmig den Kardinal Simone Barionini erwählte, der dann den Namen Petrus annahm. Er war in der Provinz von Neapel aus dem einfachen Volke hervorgegangen und wurde als Prediger des Karmeliterordens dadurch bekannt, daß er sich große Verdienste im Kampfe mit einer dem Teufelsdienste ergebenen Sekte erworben hatte, die in Petersburg und Umgebung besonders stark wurde und nicht nur griechisch-katholische, sondern auch katholische Glaubensgenossen verführte.

Er wurde zum Erzbischof von Mohilew und bald darauf zum Kardinal ernannt, so daß er für die Tiara schon vorbestimmt war. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, von mittlerem Wuchse und gedrungenem Körperbau, von roter Gesichtsfarbe, mit einer stark gebogenen Nase und mit buschigen Augenbrauen. Er war ein lebhafter und impulsiver Mensch, sprach mit Begeisterung und mit weit ausholenden Gesten und wirkte auf seine Zuhörer mehr fortreißend als überzeugend.

Gegen den Weltenherrscher äußerte der neue Papst Mißtrauen und Abneigung, besonders, nachdem der verstorbene Papst auf dem Wege zum Konzil dem Drängen des Kaisers nachgegeben und den kaiserlichen Kanzler und großen Allerweltsmagier, den exotischen Bischof Apollonius, zum Kardinal ernannt hatte, den Petrus für einen zweifelhaften Katholiken und einen unzweifelhaften Betrüger hielt.

Der wirkliche, wenn auch nicht offizielle Führer der Rechtgläubigen war der Älteste Johannes, eine unter dem russischen

Volke sehr bekannte Persönlichkeit. Obgleich er offiziell ein »zur Ruhe gesetzter Bischof« war, so hatte er doch in keinem Kloster seinen Wohnsitz, sondern war beständig in allen Weltrichtungen auf der Wanderschaft. Über ihn kursierten die verschiedensten Legenden. Einige versicherten, daß er der wiedererstandene Theodor Kußmitsch, das heißt der Kaiser Alexander I. sei, der ungefähr drei Jahrhunderte vorher geboren worden war. Andere gingen noch weiter und versicherten, daß das der wahre Älteste Johannes, das heißt der Apostel und Evangelist Johannes sei, der niemals gestorben sei und sich in den letzten Zeiten offen zeige. Er selbst sprach nichts über seine Herkunft und seine Jugend. Jetzt war er ein sehr alter, aber lebhafter Greis, und das Weiß seiner Locken und seines Bartes spielte ins Gelbliche, ja sogar ins Grünliche. Er war von hohem Wuchs und hagerem Körperbau, aber mit vollen, etwas rosig angehauchten Wangen, lebendigen, blühenden Augen, und ein rührend gütiger Ausdruck lag auf seinem Antlitze, war in seiner Rede. Sein Anzug bestand immer aus einer weißen Soutane und einem weißen Mantel.

Als Haupt der evangelischen Mitglieder des Konzils erschien der sehr gelehrte deutsche Theologe Ernst Pauli. Das war ein Greis von kleinem Wuchse, mit einer riesigen Stirne, einer scharfen Nase und einem glattrasierten Kinne. Seine Augen zeichneten sich durch einen besonderen, wildblickenden und doch gutherzigen Ausdruck aus. Er rieb sich beständig die Hände, wiegte den Kopf, runzelte furchtbar die Brauen und schob die Lippen vor. Dabei brachte er, mit den Augen rollend, dumpf und abgebrochen einzelne Worte hervor, wie: »So, also! Ja! So, also! . . .« Er war feierlich gekleidet in einen langen Pastorenrock und mit weißer Krawatte und irgendwelchen Orden angetan. –

Die Eröffnung der Kirchenversammlung war eindrucksvoll.

Zwei Drittel des der »Einheit aller Konfessionen« geweihten Riesentempels waren von Bänken und anderen Sitzgelegenheiten für die Mitglieder des Konzils und ein Drittel von einer hohen Estrade eingenommen, auf der außer dem kaiserlichen Throne noch ein anderer, niedrigerer für den großen Magier, Kardinal

und Reichskanzler aufgestellt war. Hinter diesen waren lange Sesselreihen für die Minister, die Hof- und Staatssekretäre, und zu beiden Seiten schlossen sich noch längere Sesselreihen an, deren Bestimmung niemand kannte. Auf dem Chore befanden sich die Musikorchester, und auf dem nahen Platze waren zwei Garderegimenter und eine Batterie für die feierlichen Salutschüsse aufgestellt.

Die Mitglieder des Konzils hatten ihre Gottesdienste in den verschiedenen Kirchen schon gehalten, und die Eröffnung der Kirchenversammlung sollte einen vollkommen weltlichen Charakter tragen.

Als der Kaiser mit dem großen Magier und seiner Suite eintrat und das Orchester den »Marsch der einigen Menschheit«, der auch die internationale Kaiserhymne war, spielte, erhoben sich alle Mitglieder des Konzils von ihren Plätzen und riefen, die Hüte schwenkend, ein dreifaches: Vivat! Hurra! Hoch! Der Kaiser stellte sich neben seinen Thronessel und mit einer überaus erhabenen und gnädigen Gebärde die Hand ausstreckend, hielt er mit wohl-tönender, angenehmer Stimme folgende Ansprache:

»Christen aller Bekenntnisse! Meine geliebten Untertanen und Brüder! Seit Beginn meiner Regierung, die der Höchste durch so wunderbare und ruhmvolle Werke gesegnet hat, gabt ihr mir nie Gelegenheit, mit euch unzufrieden zu sein, – ihr erfülltet immer eure Pflichten nach Glauben und Gewissen. Das genügt mir aber nicht. Meine innige Liebe zu euch, meine teuren Brüder, dürstet nach Erwidern. Ich will, daß ihr mich nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus dem Gefühl aufrichtiger Liebe heraus als euren wahren Führer bei jeder Arbeit, die zum Heile der Menschheit unternommen wird, anerkennen möget. Daher möchte ich euch, außer dem, was ich für alle tue, noch einen besonderen Beweis meiner Gnade geben. Christen, wodurch könnte ich euch wohl glücklich machen? Was soll ich euch geben, nicht als meinen Untertanen, sondern als meinen Glaubensgenossen, als meinen Brüdern? Christen! sagt mir, was euch das Teuerste ist im Christentume, damit ich meinen Bemühungen diese Richtung geben kann!«

Er hielt inne und wartete. Durch den Tempel ging ein dumpfes Murmeln. Die Mitglieder des Konzils flüsterten miteinander. Papst Petrus setzte heftig gestikulierend seiner Umgebung etwas auseinander. Professor Pauli wiegte den Kopf hin und her und schmatzte wütend mit den Lippen. Der Älteste Johannes hatte sich zum Bischof des Ostens und einem Kapuziner gebeugt und redete leise auf beide ein.

Nachdem der Kaiser einige Augenblicke gewartet hatte, wandte er sich in demselben lebenswürdigen Tonfalle, aus dem jedoch eine kaum faßbare ironische Note hindurchklang, an die Kirchenversammlung: »Meine lieben Christen,« sagte er, »ich verstehe, wie schwer für euch eine kurze Antwort sein muß. Ich will euch auch darin zu Hilfe kommen. Ihr habt euch ja unglücklicherweise seit unvordenklichen Zeiten in so verschiedene Glaubensbekenntnisse und Parteien gespaltet, daß ihr vielleicht gar nicht einmal ein gemeinsames Ziel eurer Sehnsucht habt. Wenn ihr jedoch untereinander zu keinem Einverständnis kommen könnt, so hoffe ich alle eure Parteien dadurch zu einem Einvernehmen zu bringen, daß ich allen die gleiche Liebe erweise und jeder Partei mit der gleichen Bereitwilligkeit in ihrem aufrichtigen Streben entgegenkomme. – Liebe Christen! Ich weiß, daß für viele, und zwar nicht die letzten unter euch, am teuersten jene geistige Autorität im Christentume ist, die es seinen gesetzmäßigen Vertretern gibt, – nicht zu deren eigenem Vorteile natürlich, sondern zum Heile aller, da auf dieser Autorität die richtige geistige Ordnung und moralische Disziplin beruht, die allen notwendig ist. Meine lieben katholischen Brüder! O, wie verstehe ich eure Anschauung, und wie gerne würde ich meine Herrschaft auf der Autorität eures geistigen Oberhauptes begründen! Damit ihr aber nicht glaubt, daß das eine Schmeichelei und leere Worte sind, – so erklären Wir hiermit feierlich kraft Unseres unumschränkten Willens, daß der oberste Bischof aller Katholiken, der römische Papst, von nun ab wieder auf seinen Stuhl in Rom eingesetzt wird mit all den früheren Rechten und Privilegien dieses Amtes und Lehrstuhles, die ihm je von Unseren Vorgängern – angefangen von Kaiser

Konstantin dem Großen – verliehen worden sind. – Und von euch, meine katholischen Brüder, verlange ich dafür nur die innere herzliche Anerkennung, daß ich euer einziger Verteidiger und Schirmherr bin. Wer hier nach Gewissen und Gefühl mich als solchen anerkennt, der komme her zu mir!« Und dabei wies er auf die leeren Plätze der Estrade. Und mit den frohen Ausrufen: *gratias agimus! Domine! salvum fac magnum Imperatorem!* – betraten fast alle Fürsten der katholischen Kirche, Kardinäle und Bischöfe, der größte Teil der gläubigen weltlichen Leute und mehr als die Hälfte der Mönche die Estrade, und nach tiefen Verneigungen in der Richtung des Kaisers nahmen sie ihre Sessel ein. Unten aber, inmitten der Kirchenversammlung, aufrecht und unbeweglich wie eine Marmorstatue, saß Papst Petrus II. auf seinem Platze. Alles, was ihn vorher umgeben hatte, war auf der Estrade. Aber die lichter gewordenen Reihen der unten gebliebenen Mönche und Weltlichen rückten zu ihm heran und schlossen sich zu einem dichten Ringe und von dort ertönte verhaltenes Murmeln: *Non praevalébunt, non praevalébunt portae inferi.*

Der Kaiser blickte voll Staunen auf den unbeweglich dasitzenden Papst und sprach abermals mit erhobener Stimme: »Meine lieben Brüder! Ich weiß, daß es unter euch auch solche gibt, für die im Christentume das Teuerste seine heilige Überlieferung, die alten Symbole, die alten Lieder und Gebete, die Heiligenbilder und das Ritual des Gottesdienstes sind. Und in der Tat, was kann es für die gläubige Seele Teureres geben? So wißt denn, meine Geliebten, daß ich heute die Statuten unterschrieben und reiche Mittel dem christlichen archäologischen Weltmuseum in Unserer lieben Kaiserstadt Konstantinopel zur Verfügung gestellt habe für Sammlung, Studium und Erhaltung von Denkwürdigkeiten kirchlicher Altertümer, vorzugsweise solcher des Ostens. Euch aber bitte ich, morgen schon aus eurer Mitte eine Kommission zu erwählen, die mit mir darüber beraten soll, welche Mittel zu ergreifen sind, um eine Annäherung des Wesens, der Sitten und Gebräuche unserer Zeit an die Überlieferung und Ordnung der heiligen griechisch-katholischen Kirche zu ermög-

lichen. Meine rechtgläubigen Brüder! Wem dieser, mein Wille aus dem Herzen gesprochen ist, wer aus seinem innersten Gefühle heraus mich seinen wahren Führer und Herrn nennen kann, – der komme hierher!« –

Der größte Teil der Hierarchen des Ostens und des Nordens, die Hälfte der früheren Altgläubigen und mehr als die Hälfte der griechisch-katholischen Priester, Mönche und Weltlichen betraten mit frohen Ausrufen die Estrade, mit scheelen Blicken die stolz dort thronenden Katholiken betrachtend. – Der greise Johannes blieb aber auf seinem Platze sitzen und seufzte nur laut. Als die Reihen um ihn sich stark lichteten, verließ er seine Bank und setzte sich näher zu Papst Petrus und dessen Kreis. Ihm folgten dorthin auch die übrigen Anhänger der griechisch-katholischen Kirche, die nicht auf die Estrade gegangen waren. –

Und wieder nahm der Kaiser das Wort: »Bekannt sind mir, meine lieben Christen, auch solche Seelen unter euch, denen im Christentume am wertvollsten die persönliche Überzeugung von der Wahrheit und die freie Forschung der Schrift ist. Wie ich dazu stehe, – darüber braucht weiter kein Wort verloren zu werden. Ihr wißt wohl, daß ich schon in meinen Jünglingsjahren ein großes Werk über Bibelforschung geschrieben habe, das in jener Zeit ein gewisses Aufsehen erregte und das meinen Ruf begründete. Wohl in Erinnerung daran bin ich vor einigen Tagen von der Universität Tübingen gebeten worden, das Ehrendiplom eines Doktors der Theologie von ihr anzunehmen. Ich habe erwidern lassen, daß ich es mit Freuden und Dankbarkeit tue.

Heute aber habe ich zugleich mit dem Museum für christliche Archäologie das Gründungsdekret unterschrieben für ein Weltinstitut für freie Forschung der Schrift nach allen möglichen Gesichtspunkten und Richtungen, sowie für das Studium aller Hilfswissenschaften, mit einem Jahresbudget von anderthalb Millionen Mark. Wem von euch diese meine herzliche Geneigtheit nach dem Sinne ist, und wer aus seinem wahren Gefühle heraus mich als seinen souveränen Führer anerkennen will, den bitte ich, zum neuen Doktor der Theologie zu kommen.« Und die schönen

Lippen des großen Mannes verzogen sich leicht zu einem sonderbaren Lächeln.

Mehr als die Hälfte der gelehrten Theologen begab sich, wenngleich mit einigem Zögern und Zaudern auf die Estrade. Alle blickten auf Professor Pauli, der an seinen Stuhl angewachsen zu sein schien. Er senkte den Kopf, krümmte den Rücken und zog sich ganz in sich zusammen. Die gelehrten Theologen, die die Estrade betreten hatten, sahen verlegen aus, und einer von ihnen machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, sprang neben der Treppe geradewegs von der Estrade herunter und lief hinkend auf Professor Pauli und die kleine bei ihm gebliebene Schar zu. Dieser hob den Kopf, erhob sich mit einer undefinierbaren Bewegung, ging, begleitet von seinen festgebliebenen Glaubensgenossen, an den leergewordenen Bänken vorbei und setzte sich mit seinen Begleitern zum Ältesten Johannes, zu Papst Petrus und deren Kreis. Die bedeutende Mehrzahl der Kirchensammlung und mit ihr fast die ganze Hierarchie des Ostens und des Westens befand sich auf der Estrade. Unten waren nur drei kleine Menschenhäuflein übriggeblieben, die zusammengedrückt waren und sich an den greisen Johannes, an Papst Petrus und Professor Pauli drängten.

Traurig wandte sich der Kaiser zu ihnen und sagte: »Was kann ich noch für euch tun? Ihr sonderbaren Leute! Was wollt ihr von mir? Ich weiß es nicht. Sagt es mir doch selbst, ihr Christen, die ihr von der Mehrzahl eurer Brüder und Führer verlassen und von dem Gefühle des Volkes verurteilt seid – was ist euch im Christentum das Teuerste?«

Da erhob sich wie ein weißes Licht der greise Johannes und antwortete sanft: »Großer Kaiser! Das Allerteuerste im Christentum ist uns der Christus selbst, – Er Selbst und alles, was von Ihm kommt, denn wir wissen, daß in Ihm alle Fülle der Gottheit verkörpert lebt. Doch auch von dir, mein Kaiser, sind wir bereit, alles Heil zu empfangen, sobald wir in deiner freigebigen Hand die heilige Christushand erkennen. Und auf deine Frage, was du für uns tun kannst, geben wir dir geradewegs unsere Ant-

wort: Bekenne jetzt hier vor uns den Namen des Jesus Christus, des Sohnes Gottes, des im Fleische Gebornen, Wiederauferstandenen und wiederum Kommenden, – bekenne ihn, und wir werden dich in Liebe aufnehmen als den wahren Vorläufer seines zweiten ruhmvollen Kommens.«

Er schwieg und richtete seinen Blick auf das Antlitz des Kaisers. In diesem ging etwas Unheilvolles vor, in seinem Innern erhob sich ein ebensolcher Sturm höllischer Mächte wie in jener verhängnisvollen Nacht. Er verlor vollkommen das innere Gleichgewicht, und alle seine Gedanken waren nur darauf gerichtet, nicht auch die äußere Beherrschung zu verlieren und sich nicht vorzeitig zu verraten.

Er machte unmenschliche Anstrengungen, um sich nicht mit wildem Schrei auf den Redenden zu stürzen und ihn mit seinen Zähnen zu zerfleischen. Plötzlich hörte er eine bekannte, unirdische Stimme: »Schweige und fürchte nichts!« Er schwieg. – Nur sein totenstarrs, verfinstertes Gesicht verzerrte sich, und aus den Augen sprühten Funken.

Mittlerweile, während der Rede des Ältesten Johannes saß der große Magier ganz eingehüllt in seinem weiten dreifarbigem Mantel, der den Kardinalspurpur bedeckte, und vollführte unter diesem gewisse Manipulationen. Seine Augen blitzten voll Spannung, und seine Lippen bewegten sich. Durch die offenen Fenster des Tempels sah man eine furchtbare, große, schwarze Wolke aufsteigen, und bald wurde alles finster.

Der Älteste Johannes schaute mit verwunderten und erschreckten Augen unverwandt in das Antlitz des schweigenden Kaisers, – plötzlich wich er voll Entsetzen zurück, und sich umwendend rief er mit gepreßter Stimme: »Kinderlein – der Antichrist!«

In diesem Augenblicke fuhr zugleich mit einem betäubenden Donnerschlage ein ungeheurer Kugelblitz in den Tempel und bedeckte den Greis. Alles erstarrte auf einen Augenblick, und als die betäubten Christen zu sich kamen, lag der Älteste Johannes als ein Toter da.

Der Kaiser, bleich, aber ruhig, wandte sich zur Versammlung: »Ihr habt das Gottesgericht gesehen. Ich wollte niemand's Tod,

aber mein himmlischer Vater rächt seinen Sohn, den er lieb hat. Es ist entschieden. Wer will mit dem Höchsten streiten? Meine Sekretäre! Schreibt: „Das allgemeine Konzil aller Christen hat einstimmig – nachdem das himmlische Feuer den sinnlosen Gegner göttlicher Macht getroffen hat – den souveränen Kaiser von Rom und der ganzen Erde als seinen obersten Führer und Herrn anerkannt“.«

Plötzlich hallte laut und vernehmlich durch den Tempel ein einziges Wort: »Contradictur«.

Papst Petrus II. erhob sich, mit dunkelrotem Gesicht und zitternd vor Zorn wies er mit seinem Krummstabe dorthin, wo der Kaiser stand: »Wir haben nur einen Herrscher – Jesus Christus, den Sohn des lebendigen Gottes. Wer du bist, das hast du gehört. Hinweg von uns mit dir, du Brudermörder – Kain! Hinaus, du Werkzeug des Teufels!

Im Namen Christi stoße ich, ein Diener der göttlichen Diener, dich auf ewig hinaus, du räudiger Hund – aus dem Schutze Gottes und übergebe dich deinem Vater, dem Satan! . . . Anathema . . . Anathema . . . Anathema!«

Während er sprach, bewegte sich der große Magier unruhig hin und her unter der Hülle seines Mantels, – lauter als das letzte Anathema erdröhnte ein Donnerschlag, und der letzte der Päpste fiel leblos zur Erde.

»So werden von der Hand meines Vaters alle meine Feinde umkommen«, sagte der Kaiser. »Pereant, pereant!« riefen die zitternden Kirchenfürsten. Er wandte sich um und ging langsam hinter der Estrade zur Türe hinaus, gestützt auf die Schulter des großen Magiers und geleitet von der ganzen Schar seiner Anhänger.

Im Tempel blieben zwei Leichen zurück und ein enger Kreis vor Schreck halbtoter Christen. Der einzige, der seine Fassung nicht verloren hatte, das war Professor Pauli.

Es schien, als ob das allgemeine Entsetzen in ihm alle Kräfte des Geistes geweckt hätte. Auch äußerlich ging mit ihm eine Veränderung vor – sein Gesicht nahm einen erhabenen und inspirierten Ausdruck an. Mit sicheren Schritten betrat er die Estrade, und

nachdem er einen von den Staatssekretären verlassenen Sitz eingenommen hatte, nahm er ein Blatt Papier und begann darauf zu schreiben. Als er fertig geschrieben hatte, stand er auf und las mit weithin vernehmlicher Stimme:

»Zum Preise unseres einigen Erlösers Jesus Christus! Nachdem unser ruhmwürdigster Bruder Johannes, das Haupt des Christentums im Osten, in dem großen Lügner und Feind Gottes den wirklichen, in der heiligen Schrift vorherverkündigten Antichrist entlarvt hat und unser glorreichster Vater Petrus, das Haupt des Christentums im Westen dem Gesetze und Rechte nach, dauernd den Bannfluch der Kirche Gottes über ihn ausgesprochen hat, beschließt das allgemeine Konzil aller Kirchen Gottes heute vor den Leibern dieser zwei für die Wahrheit getöteten Zeugen Christi folgendes:

Jede Gemeinschaft mit dem vom Bannfluche Getroffenen und seiner schändlichen Anhängerschaft abzubrechen und sich selber in die Einsamkeit zurückzuziehen, um dort das unfehlbare Kommen des wahren Herrschers, des Jesus Christus, zu erwarten!«

Neues Leben erfüllte die Menge, und laute Stimmen riefen: »Adveniat! ... Adveniat cito! -- Komm, Herr Jesus, komm! ... Komm, Herr Jesus! ...«

Professor Pauli schrieb nochmals und verlas dann:

»Nachdem dieser erste und letzte Beschluß der letzten Kirchenversammlung einstimmig angenommen worden ist, unterschreiben sich« ... hier machte er der Versammlung ein aufforderndes Zeichen. Alle bestiegen eilig die Estrade und unterschrieben sich. Als letzter unterschrieb mit großen gotischen Schriftzeichen: »Duum defunctorum testium locum tenens ... Ernst Pauli.« »Nun wollen wir gehen mit unserem Heiligenschrein des letzten Bundes!« sagte er und wies auf die beiden Toten. Die Körper der Entseelten wurden auf Tragbahren gelegt. Langsam, unter dem Gesange lateinischer, deutscher und altslawischer Hymnen bewegte sich die Schar der Christen zum Ausgang des Haram-Esch-Scherif. Hier wurde der Zug durch einen vom Kaiser abgesandten Staatssekretär in Begleitung eines Offiziers mit einer Abteilung Garde-

soldaten aufgehalten. Die Soldaten besetzten den Ausgang, während der Staatssekretär von der Estrade herab, wie folgt, las: »Auf Befehl der göttlichen Hoheit! Um das christliche Volk aufzuklären und um es vor böswilligen Leuten zu schützen, die Verwirrung und Unfrieden stiften wollen, haben wir es für heilsam erachtet, die Leichen der beiden Aufwiegler, die das Feuer vom Himmel getötet hat, öffentlich auf der ‚Straße der Christen‘ (Hareth-En-Nazara), am Eingang zum Tempel dieses Bekenntnisses, genannt ‚das Grab des Herrn‘ oder auch die ‚Auferstehung‘, auszustellen, damit alle sich von ihrem wirklich erfolgten Tode überzeugen können. Ihre halsstarrigen Gesinnungsgenossen aber, die böswillig alle unsere Wohltaten abweisen und sinnlos ihre Augen vor den offenkundigen göttlichen Zeichen verschließen, werden durch Unsere Gnade und Unsere Fürsprache vor dem himmlischen Vater von der wohlverdienten Todesstrafe durch das Feuer vom Himmel freigesprochen und behalten ihre volle Freiheit. Nur einzig um des allgemeinen Wohles willen wird ihnen verboten, Städte und bevölkerte Orte zu bewohnen, wo sie unschuldige und aufrichtige Seelen durch ihre böswilligen Lügen verwirren und verführen könnten.« – Als er zu Ende gelesen hatte, traten auf ein Zeichen des Offiziers acht Soldaten an die Tragbahre mit den Toten heran.

»Es erfülle sich die Schrift!« sagte Professor Pauli, und die Christen übergaben wortlos die Tragbahre, die sie getragen hatten, den Soldaten, die sich durch die nordwestliche Pforte entfernten. Die Christen, die durch die nordöstliche Pforte hinausgingen, eilten aus der Stadt am Ölberge vorüber nach Jericho den Weg entlang, den vorher Schutzleute und zwei Regimenter Kavallerie von der Volksmenge freigemacht hatten.

Es wurde beschlossen, auf den einsamen Höhen bei Jericho einige Tage zu warten. Am folgenden Tage kamen aus Jerusalem bekannte christliche Pilger und erzählten, was in Zion vor sich gegangen war. Nach dem kaiserlichen Festmahle seien alle Mitglieder des Konzils in den großen Thronsaal – in der Nähe der Stelle, wo der Thron des Königs Salomo gestanden haben soll –

geladen worden. Dort habe sich der Kaiser an die Vertreter der katholischen Hierarchie gewandt und ihnen eröffnet, daß das Heil der Kirche augenscheinlich von ihnen fordere, unverzüglich einen würdigen Nachfolger des Apostels Petrus zu wählen. Den Verhältnissen der Zeit angemessen, müsse die Wahl jedoch eine summarische sein, aber seine, des Kaisers, Anwesenheit, als des Führers und Vertreters der ganzen christlichen Welt, ersetze ja reichlich etwaige Auslassungen des Rituals. Er schlage im Auftrage aller Christen dem Heiligen Kollegium vor, seinen geliebten Freund und Bruder Apollonius zu wählen, damit durch das enge Band, das sie beide verbinde, auch die feste und unlösliche Vereinigung von Kirche und Staat zu ihrem gemeinsamen Heil bewirkt werde.

Das Heilige Kollegium begab sich zum Konklave in ein besonderes Zimmer und erschien dann nach anderthalb Stunden mit dem neuen Papste Apollonius. Während die Wahl vor sich ging, sprach der Kaiser in sanften und klugen Worten zu den Vertretern der griechisch-katholischen und evangelischen Konfessionen, daß sie doch in Anbetracht der großen und neuen Ära der Geschichte des Christentums die alten Zwistigkeiten beilegen möchten; er bürge mit seinem Worte dafür, daß Apollonius imstande sein werde, alle historischen Mißbräuche der päpstlichen Gewalt auf immer zu beseitigen. Die Vertreter der griechisch-katholischen und der protestantischen Kirche, durch diese Rede vollständig überzeugt, setzten einen Akt über die Vereinigung beider Kirchen auf, und als Apollonius mit den Kardinälen im Thronsaal erschien, empfangen von dem Jubelruf der ganzen Versammlung, überreichten ihm der griechische Bischof und der evangelische Pastor ihr Schriftstück. »Accipio et approbo et laetificatur cor meum«, sagte Apollonius, indem er das Dokument unterschrieb. »Ich bin ein so aufrichtiger Anhänger der rechtgläubigen und der evangelischen Kirche, wie ich ein aufrichtiger Katholik bin«, fügte er hinzu und küßte sich mit dem Griechen und dem Deutschen. Darauf trat er auf den Kaiser zu, der ihn umarmte und lange in seinen Armen hielt. In dieser Zeit blühten überall im Palaste und im Tempel leuchtende Punkte auf und bewegten sich nach allen

Richtungen. Sie wurden größer und nahmen die lichten Formen sonderbarer Wesen an – Blumen, wie sie sonst nie auf Erden gesehen worden waren, fielen von der Decke herab und erfüllten die Luft mit unbekannten Düften. Von der Höhe ertönten wunderbare, zu Herzen gehende und die Seele ergreifende Laute noch nie bisher gehörter musikalischer Instrumente, und unsichtbare Sänger lobten mit Engelsstimmen die neuen Herrscher des Himmels und der Erde.

Unterdessen erhob sich aber ein furchtbares unterirdisches Getöse im nordwestlichen Winkel des mittleren Palastes unter dem Kubeth-El-Ruach, das ist der Kuppel der Seelen, wo sich nach muhammedanischer Überlieferung der Eingang in die Unterwelt befinden soll. Als die Versammlung auf eine Aufforderung des Kaisers sich nach dieser Richtung hin in Bewegung setzte, hörten alle deutlich unzählige Stimmen, fein und durchdringend – halb wie von Kindern, halb wie Teufelsstimmen rufen: »Es ist an der Zeit, laßt uns heraus, ihr Retter, ihr Retter!« Als aber Apollonius, an den Fels gelehnt, dreimal etwas in einer unbekannten Sprache hinunterrief, schwiegen die Stimmen, und das unterirdische Getöse hörte auf.

Mittlerweile hatte sich eine unabsehbare Volksmenge von allen Seiten um den Haram-Esch-Scherif versammelt. Als die Nacht hereinbrach, trat der Kaiser mit dem neuen Papst hinaus auf eine im Osten gelegene Treppe und erweckte einen »Sturm von Entzücken«. Er grüßte freundlich nach allen Seiten, während Apollonius aus großen Körben, die ihm die Kardinäle als »Priestergehilfen« nachtrugen, unaufhörlich herrliche römische Kerzen, Raketen und Feuerkaskaden herausgriff und in die Luft warf, die sich von der Berührung seiner Hände entzündeten und in phosphoreszierendem Perlmutterglanze und hellen Regenbogenfarben erstrahlten. Dieses alles aber verwandelte sich, wenn es den Erdboden erreicht hatte, in zahllose farbige Blätter mit vollständigen und bedingungslosen Ablässen für alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Sünden*. Der Jubel des Volkes überstieg alle Grenzen. Einige Leute behaupteten allerdings mit eigenen

* Es ist das auf diese Stelle Bezügliche im Vorwort nachzulesen.

Augen gesehen zu haben, wie die Ablasszettel sich in ganz ekelhafte Kröten und Schlangen verwandelt hätten. Desungeachtet war die weitaus größte Mehrzahl voll Entzücken, und die Festlichkeiten für das Volk dauerten noch einige Tage, wobei der neue Papst und Wundermann so unerhörte und unglaubliche Dinge vollführte, daß es ganz und gar unmöglich ist sie wiederzugeben.

Während dieser Zeit lagen die Christen auf den einsamen Höhen von Jericho dem Fasten und dem Gebete ob. – Am Abend des vierten Tages stahl sich, als es dunkelte, Professor Pauli mit neun Gefährten auf Eseln und mit einem Gefährt nach Jerusalem, und durch Seitengassen, an Haram-Esch-Scherif vorüber, kamen sie zum Hareth-En-Nazara und gingen zum Eingang des Auferstehungstempels, wo auf dem Straßenpflaster die Leichen von Papst Petrus und dem Ältesten Johannes lagen. Um diese Stunde war es auf der Straße menschenleer, – die ganze Stadt hatte sich zum Haram-Esch-Scherif begeben. Die Soldaten der Wache lagen im tiefen Schlafe.

Diejenigen, die gekommen waren, um die Leichen zu holen, fanden sie von Verwesung vollkommen unberührt, ja sie waren sogar ganz biegsam und leicht geblieben.

Sie hoben die Leichen auf Tragbahren, hüllten sie in mitgebrachte Decken und kehrten auf denselben Seitenwegen zu den Ihrigen zurück. Kaum aber hatten sie die Bahre zur Erde gestellt, als der Lebensatem in die Toten zurückkehrte. Sie bewegten sich und bemühten sich, die sie umhüllenden Decken abzuwerfen. Alle fingen an, ihnen mit Jubelrufen dabei zu helfen, und bald standen die beiden zum Leben wieder Erwachten gesund und unverletzt vor ihnen. Und der wieder auferwachte greise Johannes sprach: »Kinderlein, so haben wir uns also noch nicht getrennt! Ich aber sage euch jetzt, daß es an der Zeit ist, das letzte Gebet des Christus zu erfüllen, das Er für seine Jünger betete, daß sie eins sein möchten, wie Er und Sein Vater eins sind. Und um dieser Einheit willen in Christo, Kinderlein mein, wollen wir unserem geliebten Bruder Petrus unsere Verehrung darbringen. Möge er noch zuletzt die Schafe Christi weiden! So soll es sein!« Und er

288

umarmte Petrus. Jetzt trat Professor Pauli hinzu: »Tu es Petrus!« sprach er zum Papst, – »das ist jetzt sicher erwiesen und außer allen Zweifel gesetzt.« Und er faßte stark seine Hand mit seiner Rechten, während er die Linke dem greisen Johannes reichte und sagte: »So also – Väterchen – sind wir eins in Christo.« –

So vollzog sich in der Finsternis der Nacht auf einer einsamen Höhe die Vereinigung der Kirchen.

Doch die nächtliche Dunkelheit erhellte sich plötzlich durch einen hellen Glanz, und ein mächtiges Zeichen erschien am Himmel – ein Weib, mit der Sonne bekleidet, unter ihren Füßen der Mond, und um ihr Haupt ein Strahlenkranz von zwölf Sternen.

Die Erscheinung stand eine Weile still, und dann bewegte sie sich langsam gen Süden. Papst Petrus hob seinen Krummstab und rief aus: »Das ist unsere Fahne! Folgen wir ihr!« Und er ging in der Richtung der Erscheinung, begleitet von den beiden Ältesten und der ganzen Schar der Christen – zum Berge des Herrn, zum Sinai . . .

(Hier hörte der Vorlesende auf zu lesen.)

Die Dame: Warum lesen Sie nicht weiter?

Herr Z.: Ja, die Handschrift hört hier auf. Pater Pansophius konnte seine Erzählung nicht mehr beendigen. Schon krank, erzählte er mir, was er weiter schreiben wollte – »sobald ich gesund werde«. Er wurde aber nicht mehr gesund, und der Schluß seiner Erzählung ist mit ihm im Kloster von Danilow begraben.

Die Dame: Aber Sie erinnern sich doch dessen, was er Ihnen gesagt hat – erzählen Sie es also!

Herr Z.: Ich kann mich nur der allgemeinen Züge erinnern:

Während die geistigen Führer und Häupter des Christentums in die arabische Wüste gezogen waren, wohin aus allen Weltgegenden Scharen wirklicher Wahrheitssucher ihnen zuströmten, konnte der neue Papst ungehindert durch seine Wunder und unerhörten Taten alle anderen oberflächlichen Christen, die noch nicht den Antichrist erkannt hatten, – verführen. Er erklärte, daß er durch die Macht seiner Schlüssel die Tür, die das Erdenleben von der transzendentalen Welt trenne, geöffnet habe, und in

Wahrheit wurde die Gemeinschaft der Lebenden mit den Toten und auch – der Menschen mit den Dämonen eine allgemeine Erscheinung, und es entstanden neue, unerhörte Arten mystischer Unzucht und Dämonolatrie.

Kaum jedoch war der neue Kaiser, als er sich auf religiösem Gebiete sicher zu fühlen glaubte, den eindringlichen Einflüsterungen der geheimnisvollen Stimme seines »Vaters« gefolgt und hatte sich als die einzige wahre Verkörperung der höchsten Gottheit des Weltalls zu erkennen gegeben, – da kam ein neues Unheil über ihn von einer Seite, von der es niemand erwartet hatte – die Juden erhoben einen Aufstand.

Diese Nation, die in jener Zeit dreißig Millionen Seelen zählte, war an der Vorbereitung und Befestigung der großen Welterfolge des Übermenschen nicht ganz unbeteiligt gewesen.

Als er nach Jerusalem seine Residenz verlegte und heimlich unter den Juden das Gerücht verbreitete, seine Hauptaufgabe sei, die Weltherrschaft Israels herzustellen, – da hielten die Juden ihn für den Messias, und ihre begeisterte Ergebenheit kannte keine Grenzen. Und plötzlich erhoben sie sich, Zorn und Rache sprühend. Diese Wendung, die zweifellos in der Heiligen Schrift und in den Überlieferungen vorher verkündet worden ist, stellte sich dem Pater Pansophius vielleicht allzu einfach und realistisch dar. Die Sache verhielt sich so, daß die Juden, die den Kaiser für einen wirklichen Israeliten dem Blute nach gehalten hatten, zufällig entdeckten, daß er nicht einmal beschnitten sei. An demselben Tage war ganz Jerusalem und am folgenden Tage auch ganz Palästina vom Aufstande ergriffen.

Die grenzenlose und glühende Hingabe an den Erlöser Israels, an den verheißenen Messias verwandelte sich in ebenso grenzenlosen und glühenden Haß gegen den listigen Betrüger, den frechen Usurpator. Ganz Israel erhob sich wie ein Mann, und seine Feinde sahen mit Staunen, daß die Seele Israels in ihren Tiefen nicht in den Zahlen und den Begierden Mammons lebte, sondern in der Kraft seiner Seele – der Zuversicht und dem Zorne seines Jahrtausende alten Messiasglaubens.

Der Kaiser, der einen solchen plötzlichen Ausbruch nicht erwartet hatte, verlor die Selbstbeherrschung und erließ den Befehl, alle unbotmäßigen Juden und Christen zum Tode zu verurteilen. Viele Tausende und Abertausende, die nicht Zeit gefunden hatten, sich zu rüsten, wurden erbarmungslos niedergemetzelt. Bald aber bemächtigte sich die Millionen-Armee der Juden Jerusalems und schloß den Antichrist in Haram-Esch-Scherif ein. Zu seiner Verfügung hatte er nur einen Teil der Garde, die nicht imstande war, der Überzahl des Feindes standzuhalten. Durch die Zauberkünste seines Papstes aber gelang es dem Kaiser, durch die Reihen seiner Belagerer durchzudringen, und bald erschien er wieder in Syrien mit einem zahllosen Heere verschiedener heidnischer Völkerschaften.

Die Juden zogen ihm mit wenig Aussicht auf Erfolg entgegen. Doch kaum hatten sich die Vortruppen beider Armeen einander genähert, als ein Erdbeben von furchtbarer Gewalt einsetzte, – unter dem Toten Meere, an dessen Ufer die kaiserlichen Heere sich gelagert hatten, öffnete sich der Krater eines ungeheuren Vulkans, und die Feuerströme, die sich in einem Flammenmeere ergossen, verschlangen den Kaiser, seine zahllosen Heeresmassen und den von ihm unzertrennlichen Papst Apollonius, dem alle seine Magie nichts mehr half.

Mittlerweile waren die Juden nach Jerusalem geflohen und riefen mit Angst und Zittern den Gott Israels um Rettung an.

Als sie schon der heiligen Stadt ansichtig wurden, zerriß ein mächtiger Blitzstrahl die Himmelswand von Osten nach Westen, und sie erblickten den Christus, der in kaiserlichen Purpur gehüllt, mit den Nägelmalen an den ausgebreiteten Händen, zu ihnen herabkam. Zu derselben Zeit bewegte sich von Sinai gen Zion eine Schar Christen, geführt von Petrus, Johannes und Paulus, und von allen Seiten kamen noch andere Scharen voll Jubel herbei – es waren die vom Antichrist niedergemetzelten Juden und Christen. Sie waren wieder auferstanden und regierten mit Christus tausend Jahre.

Damit wollte Pater Pansophius seine Erzählung beendigen, die nicht die allgemeine Weltkatastrophe, sondern nur den Ab-

schluß unseres historischen Entwicklungsprozesses schildern sollte, der die Erscheinung, die Verherrlichung und den Untergang des Antichrist zum Inhalte hat.

Der Politiker: Und glauben Sie, daß dieser Abschluß so nahe bevorsteht?

Herr Z.: Es wird wohl noch viel Geschwätz und manches Durcheinander auf der Weltenbühne geben, aber das Drama ist bis zum letzten Akte schon geschrieben, und weder den Zuschauern noch den Mitspielenden ist es erlaubt, auch nur das Geringste daran zu ändern.

Die Dame: Worin besteht aber der endgültige Sinn des Dramas? Auch begreife ich keineswegs, warum Ihr Antichrist Gott so haßt, während er selbst im Grunde genommen doch gut und nicht böse ist?

Herr Z.: Das ist es ja eben, daß er es im Grunde genommen eben nicht ist. Darin liegt ja der ganze Sinn. Ich nehme auch meine früheren Worte, daß das Wesen des Antichrist durch Sprichwörter allein nicht erklärt werden könne, zurück. Sein Wesen wird durch ein einziges und zudem sehr einfaches Sprichwort erklärt: »Es ist nicht alles Gold, was glänzt«. Glanz ging von dieser nachgemachten Tugend überreichlich genug aus, an wirklicher Kraft besaß sie aber nichts.

Der General: Ich bitte jedoch wohl zu beachten, an welcher Stelle der Vorhang über diesem historischen Drama fällt: – Wo es Krieg gibt und zwei Armeen sich gegenüberstehen! So ist der Schluß unseres Gespräches zu seinem Anfange zurückgekehrt. Wie gefällt Ihnen das, mein Fürst? . . . Ja, um Gottes willen! Wo ist denn der Fürst?

Der Politiker: Haben Sie es nicht gesehen? Er ging leise hinaus an der Stelle, wo der greise Johannes den Antichrist sozusagen an die Wand drückte. Ich wollte die Erzählung nicht unterbrechen, dann aber vergaß ich es zu sagen.

Der General: Davongelaufen, bei Gott, zum zweitenmal davongelaufen ist er! Und wie er sich zusammengenommen hat! Diese Nummer war ihm aber dann doch zu stark. Ach, du mein Gott!

DREI KRÄFTE

Vortrag, gehalten in einer öffentlichen Versammlung der »Gesellschaft
für Freunde der russischen Literatur«

Drei Grundkräfte beherrschen die Menschheit seit Beginn ihrer historischen Entwicklung.

Die erste dieser Kräfte will die Menschheit in allen Lebenssphären und auf allen Daseinstufen einem einzigen obersten Prinzipie unterordnen. Dieses Prinzip strebt in seiner exklusiven Einheit danach, die gesamte Mannigfaltigkeit aller einzelnen Formen miteinander zu vermischen und zu verschmelzen, die Selbständigkeit der Individualität und die Freiheit des persönlichen Lebens zu unterdrücken. Es darf nur einen Herrn, und außer ihm nur noch eine inerte Masse von Sklaven geben. So sieht die letzte Verwirklichung dieser Kraft aus. Wenn sie zur ausschließlichen Vorherrschaft gelangen würde, so müßte die ganze Menschheit in tödlicher Einförmigkeit und Unbeweglichkeit erstarren. Gleichzeitig mit dieser wirkt aber eine andere, ihr direkt entgegengesetzte Kraft. Diese strebt danach, die Starrheit jener toten Einheitlichkeit zu zerbrechen, überall den einzelnen Lebensformen, der einzelnen Persönlichkeit und ihrem Wirken volle Freiheit zu gewähren. Unter ihrem Einflusse werden die einzelnen Elemente innerhalb der Menschheit zu Ausgangspunkten des Lebens, sie wirken ausschließlich nur aus sich selbst heraus und nur für sich selbst; das Gemeinsame verliert die Bedeutung seines realen wesentlichen Daseins, es verwandelt sich in etwas Abstraktes, Leeres, in ein formales Gesetz und wird endlich jedes Sinnes bar. Ein allgemeiner Egoismus und eine allgemeine Anarchie, eine Vielheit für sich allein bestehender Einheiten ohne jeden inneren Zusammenhang – das wäre der letzte Ausdruck dieser zweiten Kraft. Würde sie ausschließlich vorherrschend werden, dann müßte die Menschheit in ihre Urelemente zerfallen, der Lebenszusammenhang würde zerreißen, und die Historie fände ihren Abschluß im Kriege aller gegen alle, in der Selbstvernichtung der Menschheit.

Diesen beiden Kräften eignet ein verneinender, exklusiver Charakter. Die erstere schließt die freie Mannigfaltigkeit der einzelnen Formen und der individuellen Elemente, die freie Beweglichkeit, den Fortschritt aus. In derselben Weise verhält sich die zweite Kraft durchaus negativ zur Einheit, zum gesamten obersten Lebensprinzip, indem sie die Solidarität des Ganzen zerreißt. Würden nur diese beiden Kräfte in der Geschichte der Menschheit herrschen, so gäbe es in ihr nur Kampf und Feindschaft, und nirgends einen positiven Inhalt. Als Resultat würde sich als historische Entwicklung nur eine mechanische Bewegung ergeben, die durch zwei einander polarisch entgegengesetzte Kräfte bestimmt und in der Richtung ihrer Diagonale vorwärtsgetrieben würde. Innere Einheit und inneres Leben ist bei diesen Kräften nicht vorhanden, und daher können sie der Menschheit auch beides nicht geben. Die Menschheit ist aber kein toter Körper und die Entwicklung innerhalb der Menschheitsgeschichte vollzieht sich nicht nach mechanischen Gesetzen. Darum ist das Vorhandensein einer dritten Kraft notwendig, die den beiden anderen Kräften einen positiven Inhalt gibt, sie von ihrer Abgeschlossenheit, ihrer Exklusivität befreit, die friedliche Vereinigung des höheren Prinzips mit der freien Mannigfaltigkeit aller einzelnen Formen und Elemente vollzieht, somit die Einheit des gesamten Menschheitsorganismus schafft und ihm ein ruhevolles inneres Leben verleiht.

Und in der Tat, wir finden im Verlaufe der Geschichte immer und überall die gemeinsame Wirksamkeit dieser drei Kräfte, und der Unterschied zwischen den verschiedenen historischen Epochen und Kulturen besteht nur in der Vorherrschaft der einen oder anderen Kraft, die danach strebt, sich selbst zur Verwirklichung zu bringen, obwohl die volle Verwirklichung der beiden erstgenannten Kräfte – eben infolge ihrer nach Sondersein strebenden Wesensart – eine physische Unmöglichkeit ist. Wenn wir von den alten Zeiten absehen und uns nur auf die gegenwärtige Menschheit beschränken, so sehen wir das gleichzeitige Vorhandensein dreier historischer

Wellen, dreier Kulturen, die sich scharf voneinander unterscheiden, ich meine den muhammedanischen Osten, die Zivilisation des Westens und das Slaventum. Alles, was sich außerhalb dieser drei Kulturen befindet, hat keine allgemeine Weltbedeutung und hat keinen direkten Einfluß auf die Geschichte der Menschheit. Welche Beziehung haben nun diese drei Kulturen zu den drei Grundkräften der historischen Entwicklung?

Was den muhammedanischen Osten betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er sich unter dem vorwiegenden Einflusse der ersten dieser Kräfte, dem ausschließlichen Einheitsprinzip, befindet. Dort ist alles nur einem einheitlichen Religionsprinzip unterworfen, und zudem zeigt dieses religiöse Prinzip einen äußerst exklusiven Charakter, der jede Vielheit der Formen, jede individuelle Freiheit verneint. Die Gottheit im Islam erscheint in der Gestalt eines absoluten Despoten, der nach seiner Willkür Welt und Menschen, blinde Werkzeuge in seiner Hand, schafft. Das einzige Daseinsgesetz für diesen Gott ist seine Willkür, und für den Menschen das blinde, unüberwindliche Verhängnis. Der absoluten göttlichen Macht entspricht die absolute menschliche Machtlosigkeit. Die muhammedanische Religion unterdrückt vor allem die Persönlichkeit, fesselt das persönliche Wirken, und infolgedessen werden natürlich alle Äußerungen und die verschiedenen Gestaltungen dieses Wirkens zurückgehalten, sie werden nicht individuell, sondern ersticken im Keime. Aus diesem Grunde erscheinen im Muhammedanismus alle Gebiete und Stufen des Gemeinschaftslebens miteinander verschmolzen und vermischt; sie entbehren der Selbständigkeit in der Beziehung des einen zum anderen, und alle zusammen stehen unter der niederdrückenden Macht der Religion. Auf dem sozialen Gebiete kennt der Muhammedanismus keinen Unterschied zwischen Kirche, Staat und der eigentlichen Gemeinschaft oder dem Wirtschaftsleben. Der gesamte soziale Körper des Muhammedanismus stellt eine durchweg indifferente Masse dar, über der ein Despot herrscht, der in sich sowohl die geistliche als auch

die höchste weltliche Macht vereinigt. Der einzige Gesetzeskodex, der alle kirchlichen, politischen und sozialen Beziehungen bestimmt, ist der Koran. Die Vertreter der Geistlichkeit sind zugleich Richter. Übrigens gibt es eine Geistlichkeit im eigentlichen Sinne ebensowenig wie eine besondere Zivilverwaltung, sondern es herrscht eine Vermischung beider miteinander. Eine ähnliche Vermischung herrscht auch auf dem theoretischen oder denkerischen Gebiete: im Muhammedanismus gibt es eigentlich weder eine positive Wissenschaft noch eine Philosophie oder eine wirkliche Theologie, sondern es gibt nur ein Durcheinander von einigen wenigen Dogmen des Koran, von einigen unzusammenhängenden, von den Griechen entlehnten philosophischen Begriffen und einigen empirischen Kenntnissen*.

Überhaupt unterscheidet sich das ganze Denken im Muhammedanismus nicht von der praktischen Lebensbetätigung, hebt sich aus ihr nicht heraus. Das Wissen hat hier nur einen utilitaristischen Charakter, ein selbständiges Interesse im theoretischen Sinne ist nicht vorhanden. Was die Kunst, das künstlerische Schaffen anbetrifft, so entbehrt es gleichfalls jeder Selbständigkeit und ist nur äußerst schwach entwickelt, ungeachtet der reichen Phantasie der Völker des Ostens. Der Druck des einseitig religiösen Prinzips verhinderte es, daß diese Phantasie sich in objektiven, ideellen Bildern zum Ausdruck bringen konnte. Skulptur und Malerei sind bekanntlich vom Koran direkt verboten und existieren in der Welt des Muhammedaners nicht. Die Dichtkunst ist nicht über jene unmittelbare Form hinausgekommen, die überall vorhanden ist, wo es Menschen gibt, nämlich über die Lyrik**.

* In der arabischen Philosophie des Mittelalters war nicht eine einzige originelle Idee vorhanden. Es war nur ein Wiederkäuen des Aristoteles. In jedem Falle erweist sich diese Philosophie als taube Blüte, die im Osten keine Spur von sich hinterlassen hat. ** Auf die reiche persische Dichtkunst hat der Muhammedanismus keinen Anspruch; ein Teil hat seine Wurzeln im ältesten iranischen Epos, der andere Teil steht den Einflüssen des Islams nicht nur vollkommen fremd gegenüber, sondern ist sogar seinem ganzen Wesen nach ein Protest gegen ihn.

Was die Musik anbetrifft, so hat sich in ihr besonders stark der Charakter eines ausschließlichen Monismus ausgeprägt. Der Tonreichtum der europäischen Musik ist dem östlichen Menschen durchaus unverständlich. Ja, selbst die Idee einer musikalischen Harmonie existiert nicht für ihn; er sieht in ihr nur Disharmonie und Willkür, denn seine eigene Musik – wenn das überhaupt Musik genannt werden kann – besteht einzig und allein in der monotonen Wiederholung derselben Töne. Damit sehen wir, daß sowohl in den sozialen Beziehungen, als auch auf dem Gebiete des Verstandeslebens und der schöpferischen Betätigung die erdrückende Macht des religiösen Prinzips gar kein selbständiges Leben, keine selbständige Entwicklung zuläßt. Wenn das persönliche Bewußtsein ausschließlich nur einem religiösen Prinzip, und zwar einem äußerst ärmlichen und exklusiven untergeordnet ist, und wenn der Mensch sich nur als ein indifferentes Werkzeug in der Hand einer blinden, aus sinnlicher Willkür heraus handelnden Gottheit betrachtet, so ist es begreiflich, daß solch ein Mensch weder ein großer Politiker, noch ein großer Gelehrter oder Philosoph, noch auch ein genialer Künstler, sondern nur ein wahnsinniger Fanatiker werden kann, was die besten Vertreter des Muhammedanismus ja auch sind*.

Daß der muhammedanische Osten von der ersten der drei Kräfte beherrscht wird, die alle Lebenskräfte unterdrückt und jeder Entwicklung feindlich gesinnt ist, das wird außer den angeführten charakteristischen Zügen noch durch die einfache Tatsache bewiesen, daß der Muhammedanismus im Verlaufe von zwölf

* Ich meine die muhammedanischen Derwische oder Heiligen. In jeder Religion wird unter Heiligkeit das Streben verstanden, der Gottheit gleich zu werden, um dadurch die volle Vereinigung mit ihr zu erlangen. Charakteristisch ist immer nur, was unter dieser Vereinigung verstanden wird und wie sie erreicht wird. Für den muhammedanischen Derwisch führt sie dazu, das persönliche Gefühl und Bewußtsein vollständig auszulöschen, da seine exklusive Gottheit kein anderes Ich neben sich duldet. Dieses Ziel ist erreicht, wenn der Mensch in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit und Gefühlslosigkeit gebracht worden ist, wozu rein mechanische Mittel verwendet werden. Auf diese Weise ist die Vereinigung des Menschen mit dem Göttlichen hier gleichbedeutend mit der Vernichtung seines persönlichen Seins, und der Muhammedanismus erscheint in seinem äußersten, folgerichtigen Ausdrucke nur als eine Karrikatur des Buddhismus.

Jahrhunderten auf dem Wege seiner inneren Entwicklung auch nicht einen einzigen Schritt vorwärts gekommen ist; es kann auf kein einziges Anzeichen eines folgerichtigen, organischen Fortschrittes hingewiesen werden. Der Muhammedanismus hat sich unverändert in dem Zustande erhalten, in dem er unter den ersten Kalifen war; aber er konnte sich auch die frühere Kraft nicht mehr bewahren, denn dem Lebensgesetze entsprechend mußte er in dem Augenblicke, wo er nicht vorwärts schritt, zurückbleiben, und daher ist es nicht verwunderlich, wenn der Muhammedanismus der Gegenwart uns ein so trauriges Bild des Verfalls bietet.

Einen direkt entgegengesetzten Charakter weist bekanntlich die Zivilisation des Westens auf. Hier sehen wir eine schnelle und unaufhaltsame Entwicklung, ein freies Spiel der Kräfte, Selbstständigkeit und ausschließliche Selbstbehauptung aller einzelnen Formen und individuellen Elemente, alles Anzeichen, die zweifellos darauf hinweisen, daß diese Zivilisation sich unter dem vorherrschenden Einflusse des zweiten der drei historischen Prinzipien befindet. Schon das religiöse Prinzip selbst, das zur Grundlage der Zivilisation des Westens wurde, war, obgleich es nur eine einseitige und daher verzerrte Form des Christentums darstellte, dennoch unvergleichlich reicher und entwicklungsfähiger als der Islam. Doch auch dieses Prinzip tritt in den ersten Zeiten der Geschichte des Westens durchaus nicht als eine ausschließliche, alles andere überwältigende Macht auf, sondern es muß wohl oder übel mit den anderen ihm fremden Elementen rechnen. Zugleich mit der Vertreterin der religiösen Einheit, der römischen Kirche, tritt nämlich eine neue Welt, treten die germanischen Barbaren auf den Plan der Weltgeschichte, die wohl den katholischen Glauben annehmen, sich aber durchaus noch nicht von ihm durchdringen lassen, weil sie ein Prinzip in sich tragen, das nicht nur vom Katholizismus verschieden, sondern ihm geradezu feindlich ist, nämlich das Prinzip der absoluten individuellen Freiheit, das höchste und bedeutungsvollste Merkmal der Persönlichkeit. Dieser ursprüngliche Dualismus der germanisch-römischen Welt ergab die Grundlage zu weiteren Zersplitterungen; denn jedes einzelne

Element im Westen, das sich jetzt nicht nur einem, sondern zwei einander entgegengesetzten und feindlich gesinnten Prinzipien gegenübergestellt sah, denen es sich unterordnen sollte, fühlte sich damit zugleich auch befreit von jeglicher Unterordnung; denn das Vorhandensein des einen Prinzipes befreite es auch von der ausschließlichen Gewalt des anderen und umgekehrt.

Jede Wirkungssphäre, jede Lebensform hat sich im Westen abgesondert, von allen anderen getrennt, und ist bestrebt, in diesem ihrem Sondersein eine absolute Bedeutung für sich allein zu erlangen, alles andere auszuschließen, selbst alles zu sein, und sie wird, einem unumstößlichen Gesetze des endlichen Daseins zufolge, in ihrer Isoliertheit kraftlos und nichtig; und indem sie ein fremdes Gebiet erfassen will, verliert sie die Kraft, sich in dem eigenen zu behaupten. So kommt die Kirche des Westens dadurch, daß sie sich wohl vom Staate absondert, aber in diesem Abgesondertsein die Bedeutung eines Staates beibehält und zum Kirchenstaate wird, schließlich dazu, jede Macht über den Staat und die menschliche Gesellschaft zu verlieren.

Ebenso verliert auch der von Kirche und Volk getrennte Staat, der sich in seiner ausschließlichen Zentralisation eine absolute Bedeutung beimißt, zum Schlusse jede Selbständigkeit und verwandelt sich in eine indifferente Form der menschlichen Gesellschaft, in das Vollzugsorgan der Volksabstimmung, und das Volk selbst oder die Semstwo, das sich gegen Kirche und Staat empört, kann, nachdem es gesiegt hat, in seiner revolutionären Bewegung seine Einheit nicht bewahren; es zerfällt in einander bekämpfende Klassen und muß dann mit Notwendigkeit weiter zerfallen in einander bekämpfende einzelne Individuen. Der soziale Organismus des Westens, der sich anfangs in einzelne einander bekämpfende Gruppen geteilt hatte, muß schließlich in seine letzten Elemente, in die sozialen Atome, das heißt in einzelne Personen, zersplittern, und der korporative Kastenegoismus muß sich in persönlichen Egoismus verwandeln. Das Prinzip dieses letzteren Verfallsstadiums ist zum ersten Male in der großen revolutionären Bewegung des vorigen Jahrhunderts klar zum Ausdrucke ge-

kommen, die somit als die beginnende volle Offenbarung jener Kraft bezeichnet werden kann, von der die ganze Entwicklung des Westens geleitet worden ist. Die Revolution übergab dem Volke die oberste Gewalt einfach als einer Summe von einzelnen Individuen, deren Einheit sich aus der zufälligen Übereinstimmung ihrer Wünsche und Interessen ergeben hatte, eine Einheit jedoch, die da sein, oder auch nicht da sein kann. Und nachdem die revolutionäre Bewegung jene traditionellen Zusammenhänge, jene idealen Prinzipien vernichtet hatte, die im alten Europa jede einzelne Persönlichkeit nur zu einem Elemente der höchsten sozialen Gruppe machten, die die Menschheit wohl trennten, die Menschen aber doch vereinigten, – da überließ sie jedes einzelne Individuum sich selbst und zerstörte zugleich auch seinen organischen Unterschied von den andern. Im alten Europa war dieser Unterschied und folglich auch diese Ungleichheit der einzelnen Individuen untereinander bedingt durch die Zugehörigkeit zu dieser oder jener sozialen Gruppe und durch die Stellung, die der einzelne in ihr einnahm. Mit der Vernichtung dieser Gruppen in ihrer bisherigen Bedeutung verschwand auch die organische Ungleichheit, und übrig blieb nur eine niedere, natürliche Ungleichheit persönlicher Kraftverhältnisse. Aus der freien Äußerung dieser Kräfte hätten die neuen Lebensformen auf den Trümmern der alten Welt erstehen sollen. Jedoch keinerlei positive Grundlagen für solche neue schöpferische Tätigkeit wurden durch die revolutionäre Bewegung hervorgebracht. Es ist in der Tat leicht einzusehen, daß das Prinzip der Freiheit für sich allein nur eine negative Bedeutung haben kann. Ich kann in Freiheit leben und handeln, das heißt, ich brauche keinerlei willkürliche Hindernisse und Beschränkungen meines Handelns zu erfahren, aber damit wird augenscheinlich noch keineswegs das positive Ziel meines Handelns, der Inhalt meines Lebens bestimmt. Im alten Europa empfing das menschliche Leben seinen idealen Inhalt vom Katholizismus einerseits und vom feudalen Rittertume andererseits. Dieser ideale Inhalt gab dem alten Europa seine relative Einheit und seine hohe, heldenhafte Kraft, obgleich es in sich schon die

Anfänge jenes Dualismus barg, der notwendig zum späteren Verfall führen mußte. Die Revolution lehnte endgültig die alten Ideale ab, was selbstverständlich notwendig war, was aber infolge ihres negativen Charakters keine neuen Ideale schaffen konnte. Sie befreite die individuellen Elemente, gab ihnen eine absolute Bedeutung, entzog ihrem Wirken jedoch den notwendigen Boden, die notwendige Nahrung, und daher sehen wir, wie in der Gegenwart eine übermäßige Entwicklung des Individualismus im Westen direkt zu seinem Gegenteile, nämlich zu einer allgemeinen Entpersönlichung und Vertrivialisierung führt.

Die äußerste Anspannung des persönlichen Bewußtseins, das für sich kein entsprechendes Objekt finden kann, mündet in einen nichtigen und kleinlichen, alles nivellierenden Egoismus. Das alte Europa hat in der reichen Entwicklung seiner Kräfte eine große Mannigfaltigkeit an Formen, eine Vielheit origineller und eigenartiger Erscheinungen hervorgebracht. Da lebten in diesem alten Europa heilige Mönche, die aus christlicher Nächstenliebe Tausende von Menschen verbrannten, – da waren edle Ritter, die ihr ganzes Leben für Damen kämpften, die sie noch nie mit ihren Augen gesehen hatten, – da gab es Philosophen, die Gold zu machen verstanden und Hungers starben, – da gab es gelehrte Scholastiker, die über Theologie wie Mathematiker und über Mathematik wie Theologen sprachen. Nur diese Originalität, nur diese wilde Größe ist es, was den Westen für das Denken so interessant macht und für den Künstler so anziehend. Dieser ganze positive Inhalt liegt aber in der Vergangenheit, und heute ist die einzige Macht, die sich ihre Kraft im Westen noch bewahrt hat, die Macht des Kapitalismus. Der einzige wesentliche Unterschied, die einzige Ungleichheit unter den Menschen, die dort noch vorhanden ist, ist die Ungleichheit zwischen dem Reichen und dem Proletarier, und auch ihr droht heute schon eine große Gefahr von Seiten des revolutionären Sozialismus. Der Sozialismus hat die Aufgabe, die wirtschaftlichen Beziehungen im menschlichen Gemeinschaftswesen so umzuwandeln, daß eine größere Gleichheit in der Verteilung der materiellen Güter möglich werde. Es

unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dem Sozialismus im Westen ein baldiger Erfolg sicher ist, das heißt, daß die Klasse der Arbeiter siegen und zur Herrschaft gelangen wird. Das wirkliche Ziel wird aber damit keineswegs erreicht sein. Denn ebenso wie nach dem Siege der dritten Gesellschaftsklasse, der Bourgeoisie, eine ihr feindlich gesinnte vierte Klasse auftrat, so wird auch der kommende Sieg dieser letzteren sicherlich eine fünfte Klasse, das ist ein neues Proletariat, heraufbringen usf. . . . Gegen die sozial-ökonomische Krankheit des Westens werden ebenso wie beim Krebsleiden Operationen nur als Palliativmittel wirken. In jedem Falle wäre es lächerlich, im Sozialismus irgendeine gewaltige Offenbarung sehen zu wollen, die der Menschheit die Erneuerung zu bringen hätte. In der Tat, selbst wenn wir eine vollständige Verwirklichung des sozialistischen Programmes in dem Sinne voraussetzen wollten, daß alle Menschen gleichermaßen an den materiellen Gütern und den Vorteilen der Zivilisation teilnehmen könnten, so wird die Frage nach dem positiven Inhalte des Lebens, nach den wahren Zielen des menschlichen Wirkens, mit um so größerer Gewalt vor ihnen erstehen; und auf diese Frage kann der Sozialismus ebensowenig wie die gesamte Evolution im Westen Antwort geben.

Es wird unleugbar viel darüber geredet, daß an die Stelle des alten idealen, auf den Glauben gegründeten Lebensinhaltes jetzt ein neuer, auf dem Wissen, auf der Wissenschaft gegründeter Inhalt den Menschen gegeben werde. Und solange diese Reden nur so ganz allgemein gehalten werden, kann ja angenommen werden, daß es sich um etwas Großes, Gewaltiges handelt; es ist aber nur nötig, auf das näher hinzuschauen, was das eigentlich für ein Wissen, was das für eine Wissenschaft ist, und das Große verwandelt sich sehr schnell in ein Lächerliches. Auf dem Gebiete des Wissens wurde der Westen nämlich von demselben Schicksale erreicht, wie auf dem Gebiete des sozialen Lebens. Der Absolutismus der Theologie wurde vom Absolutismus der Philosophie abgelöst, der seinerseits jetzt dem Absolutismus der empirischen, positiven Wissenschaft Platz machen muß, das heißt einer Wissen-

schaft, die zu ihrem Gegenstande nicht die Frage nach Entstehung und Ursache hat, sondern die nur alle äußeren Erscheinungen und deren allgemeine Gesetze untersucht. Allgemeine Gesetze sind aber nur allgemeine Tatsachen, und – wie ein Vertreter des Empirismus bekennt – es kann die höchste Vollkommenheit der positiven Wissenschaft nur in der Möglichkeit gipfeln, alle Erscheinungen auf ein allgemein=gültiges Gesetz oder eine allgemein=gültige Tatsache zurückzuführen, wie z. B. auf die Tatsache der kosmischen Schwerkraft, die nicht mehr abgeleitet, sondern von der Wissenschaft nur konstatiert werden kann.

Für das menschliche Denken ist aber das theoretische Interesse nicht in der Erkenntnis einer Tatsache als solcher, nicht in der Feststellung ihres Daseins enthalten, sondern in der Erklärung dieser Tatsache, das heißt in der Erkenntnis ihrer Ursächlichkeit, und diese Erkenntnis lehnt die gegenwärtige Wissenschaft ab. Wenn ich frage: warum vollzieht sich diese oder jene Erscheinung?, so erhalte ich von der Wissenschaft zur Antwort, daß das nur der besondere Fall einer anderen, allgemeineren Erscheinung ist, von der die Wissenschaft nur aussagen kann, daß sie existiert. Es ist doch einleuchtend, daß die Antwort in gar keiner Beziehung zur Frage steht, und daß die Wissenschaft der Gegenwart unserem Denken Steine statt Brot bietet. Nicht weniger einleuchtend ist es, daß eine solche Wissenschaft gar keine direkte Beziehung weder zu irgendwelchen Lebensfragen, noch zu irgendwelchen höheren Zielen menschlicher Tätigkeit haben kann, und die Prä-tension, dem Leben einen idealen Inhalt geben zu wollen, wäre von Seiten einer solchen Wissenschaft nur komisch.

Wenn wir aber als die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft nicht dieses einfache Feststellen von allgemeinen Tatsachen oder Gesetzen, sondern deren wirkliche Erklärung annehmen wollen, so muß gesagt werden, daß es in der Gegenwart eine Wissenschaft überhaupt nicht gibt, und daß alles das, was diesen Namen jetzt trägt, in Wirklichkeit nur das ungeformte, das ungeordnete Material für die wahre Wissenschaft der Zukunft darstellt, und es ist begreiflich, daß die schöpferischen Prinzipien, die dazu not-

wendig sind, um dieses Material in einen wohlgeordneten wissenschaftlichen Bau zu verwandeln, ebensowenig aus dem Material selbst hergeleitet werden können, wie der Plan zu einem Hausbau nicht aus den Ziegeln genommen werden kann, die zum Bau verwendet werden. Diese schöpferischen Prinzipien müssen von einer höheren Wissensart empfangen werden, von jenem Wissen, das zu seinem Objekte die absoluten Prinzipien und Ursachen hat, und folglich kann der wahre Aufbau der Wissenschaft nur in ihrer engen inneren Verbindung mit der Theologie und Philosophie erfolgen, als den höheren Gliedern eines denkerischen Organismus, der nur in dieser seiner Totalität auch über das Leben Macht erlangen kann. Eine solche Synthese widerspricht aber durchaus dem allgemeinen Geiste der Evolution des Westens, denn jene abschließende negative Macht, die auch die verschiedenen Lebens- und Wissenssphären getrennt und abge sondert hat, ist nicht imstande, von sich selbst aus das Getrennte wieder zu vereinigen. Der beste Beweis dafür sind die erfolglosen Versuche, zu einer Synthese zu gelangen, die im Westen gemacht werden. So z. B. sind die metaphysischen Systeme Schopenhauers und Hartmanns – bei all ihrer Bedeutung in anderer Beziehung – auf dem Gebiete der höheren Grundlagen des Wissens und Lebens so kraftlos, daß sie zur Erlangung dieser Grundlagen sich an den Buddhismus wenden müssen.

Wenn die neuzeitliche Wissenschaft somit nicht imstande ist, dem Leben einen ideellen Inhalt zu geben, so muß dasselbe auch von der Kunst in unserer Zeit gesagt werden. Um ewig wahre künstlerische Abbilder schaffen zu können, ist vor allem der Glaube an die Realität einer höheren Welt der Ideale notwendig. Und wie kann eine Kunst ewige Ideale dem Leben geben, die nichts anderes kennen will als nur die gewissenhafte Wiedergabe eben dieses Lebens? Ja, es ist selbstverständlich, daß eine solche genaue Wiedergabe gar nicht möglich ist, und daß eine Kunst, die ablehnt, zu idealisieren, zur Karrikatur werden muß. Sowohl auf dem Gebiete des sozialen Lebens als auch auf dem Gebiete des Wissens und der schöpferischen Tätigkeit führt schließlich

306

die zweite, die Entwicklung der Zivilisation des Westens leitende historische Macht, weil sie sich selbst überlassen blieb, unauffalt- sam zur allgemeinen Zersetzung in die niedersten Elemente, zum Verluste jedes individuellen Inhaltes und aller absoluten Daseins- grundlagen. Und wenn der muhammedanische Osten, wie wir gesehen haben, den Menschen vollständig vernichtet und nur einen unmenschlichen Gott feststellt, so ist das Streben der westlichen Zivilisation vor allen Dingen auf die ausschließliche Behauptung des gottlosen Menschen gerichtet, das heißt eines Menschen, der in seiner scheinbaren, oberflächlichen Ab- gesondertheit und Realität genommen ist, und in dieser falschen Einstellung nicht nur als einzige Gottheit, sondern auch als ein nichtiges Atom erkannt wird, nämlich subjektiv als Gottheit für sich selbst, und objektiv als nichtiges Atom in bezug auf die äußere Welt, von der er ein einzelnes Teilchen im unendlichen Raume, eine vorübergehende Erscheinung in der unendlichen Zeit ist. Begreiflicher Weise wird alles das, was ein solcher Mensch hervorbringen kann, etwas Zersplittertes, Vereinzelttes sein, das jeder inneren Einheit, jedes absoluten Inhaltes bar, nur auf die Oberfläche der Dinge allein beschränkt ist, und das niemals zum wirklichen Kerne vorzudringen vermag. Ein vereinzelttes persön- liches Interesse, eine zufällige Tatsache, eine geringfügige Einzel- heit – Atomismus im Leben, Atomismus in der Wissenschaft, Atomismus in der Kunst, – das ist das letzte Wort, das die Zivili- sation des Westens zu sagen hat. Sie hat einzelne Formen für das Leben und äußerliches Material ausgearbeitet, aber einen Inhalt für das Leben selbst konnte sie der Menschheit nicht geben. Sie hat einzelne Elemente ausgesondert und diese bis zu der höchsten Entwicklungsstufe geführt, die ihnen bei ihrer Isoliertheit zu er- reichen überhaupt möglich ist; aber weil sie keine organische Einheit besitzen, fehlt ihnen auch der lebendige Geist, und dieser ganze Reichtum stellt nur ein totes Kapital dar. Wenn die Hi- storie der Menschheit nicht mit diesem negativen Resultate, mit diesem Nichts ihren Abschluß finden, wenn eine neue historische Kraft in die Erscheinung treten soll, dann wird die Aufgabe

dieser neuen Kraft nicht darin bestehen, daß sie nur einzelne Teile des Lebens und Wissens ausarbeitet und neue Kulturformen schafft, sondern ihre Aufgabe wird sein, die einander feindlichen und in ihrer Feindseligkeit erstarrten Lebens Elemente durch ein höchstes Prinzip der Versöhnung wieder zu beleben und zu vergeistigen, ihnen einen gemeinsamen, absoluten Inhalt zu geben, und sie damit von der Notwendigkeit zu befreien, ganz ausschließlich nur sich selbst zu behaupten und sich dabei gegenseitig zu verneinen.

Woher kann aber dieser absolute Inhalt für Leben und Wissen genommen werden? Wenn der Mensch ihn in sich selbst hätte, könnte er ihn weder verlieren, noch brauchte er ihn zu suchen. Dieser Inhalt muß also außer dem Menschen, als einem einzelnen, relativen Wesen, vorhanden sein. Er kann aber auch nicht in der äußeren Welt gefunden werden, denn diese äußere Welt stellt nur niedere Formen jener Entwicklungsreihe dar, an deren Spitze der Mensch selbst steht; und wenn dieser jene absoluten Prinzipien nicht in sich selbst finden kann, so sind sie in den niederen Reichen der niederen Natur noch weniger zu finden; und wer außer dieser sichtbaren Wirklichkeit, die er selbst und die äußere Welt sind, keine andere Wirklichkeit anerkennen will, der muß jedem idealen Lebensinhalte, jedem wahren Wissen und jeder schöpferischen Tätigkeit absagen. In diesem Falle bleibt dem Menschen nur ein niederes tierisches Leben. Das Glück eines solch niederen Lebens hängt aber vom blinden Zufalle ab; und wenn es auch erreicht wird, so erweist es sich doch immer nur als Illusion. Und da andererseits das Streben nach dem Höchsten auch bei der Erkenntnis seiner Unerreichbarkeit, wodurch es zur Quelle höchster Leiden wird, dennoch bestehen bleibt, so ergibt sich als natürliche Schlußfolgerung, daß das Leben ein Spiel sei, das keinen Deut wert ist, und volle Vernichtung stellt sich als das ersehnte Ende sowohl dem einzelnen Individuum, als auch der ganzen Menschheit vor Augen. Dieser Schlußfolgerung können wir nur entrinnen, wenn wir als über dem Menschen und über der äußeren Natur stehend eine absolute göttliche Welt anerken-

nen, die unendlich viel realer, reicher und lebendiger ist als diese Welt schattenhafter, oberflächlicher Erscheinungen, und eine solche Erkenntnis ist umso naturgemäßer, als der Mensch seinem ewigen Wesenskern nach eben jener höheren Welt angehört, von der die dumpfe Erinnerung in der einen oder anderen Form bei jedem bewahrt geblieben ist, der seine Menschenwürde noch nicht ganz verloren hat.

Somit kann die dritte Kraft, die der Menschheitsentwicklung ihren absoluten Inhalt zu geben hat, nur die Offenbarung einer höheren göttlichen Welt sein, und jene Menschen, jenes Volk, durch welches diese Kraft sich offenbaren will, kann nur ein Mittler sein zwischen der Menschheit und jener Welt, ein freies, selbstbewußtes Werkzeug dieser letzteren. Ein solches Volk darf keine spezielle, begrenzte Aufgabe haben, es ist nicht dazu berufen, an den Formen und einzelnen Elementen des menschlichen Daseins zu arbeiten, sondern es hat der zerrissenen und abgestorbenen Menschheit eine lebendige Seele zu übermitteln, ihr Leben einzuflößen durch die Vereinigung mit dem ewigen göttlichen Prinzip. Ein solches Volk bedarf auch nicht irgendwelcher besonderer Vorzüge, irgendwelcher spezieller Kräfte und äußerer Gaben, denn es handelt nicht aus sich selbst, es verwirklicht nicht das Eigene. Von dem Volke, das Träger der dritten göttlichen Kraft sein soll, wird nur gefordert, daß es frei sei von jeglicher Begrenztheit und Einseitigkeit, daß es sich über enge Sonderinteressen erhebe, es wird gefordert, daß es seine Energie nicht ausschließlich daran setze, um sich in irgendeiner vereinzelter niederen Wirkens- und Wissenssphäre selbst zu behaupten, es wird Gleichgültigkeit gefordert gegenüber diesem Leben mit seinen kleinlichen Interessen, voller Glauben an die Realität der höheren Welt und eine ehrfürchtige Beziehung zu ihr. Diese Eigenschaften eignen aber zweifellos dem Rassencharakter des Slawentums, insbesondere dem nationalen Charakter des russischen Volkes. Auch die historischen Bedingungen gestatten uns nicht, einen anderen Träger der dritten Kraft anderswo als im Slawentum und seinem Hauptrepräsentanten, dem russischen Volke, zu

suchen; denn alle anderen geschichtlichen Völker befinden sich vorwiegend unter der Herrschaft einer der beiden erstgenannten besonderen Kräfte. Die Völker des Ostens stehen unter der Herrschaft der ersteren, die Völker des Westens unter der der zweiten Kraft. Nur das Slawentum und insbesondere Rußland ist freigeblieben von diesen zwei niederen Potenzen und kann daher zum historischen Vermittler der dritten Kraft werden. Mittlerweile haben die beiden erstgenannten Kräfte den Kreislauf ihres Wirkens vollendet und haben die ihrer Macht unterworfenen Völker dem geistigen Tode, dem Verfall zugeführt. Und daher wiederhole ich nochmals: entweder ist dieses das Ende der Historie, oder die unweigerliche Offenbarung der dritten, unversehrten Kraft, deren einziger Träger nur das Slawentum und das russische Volk sein kann.

Das äußerliche Bild der Sklaverei in der sich das russische Volk heute befindet, die traurige Lage Rußlands in wirtschaftlicher und anderer Beziehung, das alles kann nicht so sehr zur Widerlegung seiner Berufung als vielmehr zu ihrer Bestätigung dienen. Denn jene höhere Kraft, die das russische Volk der Menschheit übermitteln soll, ist nicht eine Kraft von dieser Welt, und äußerer Reichtum, äußere Ordnung haben in bezug auf sie gar keine Bedeutung. Die große historische Berufung Rußlands, durch die allein seine nächstliegenden Aufgaben ihre Bedeutung erhalten, ist eine religiöse Berufung im höchsten Sinne dieses Wortes. Wenn Wollen und Denken der Menschen in eine reale Beziehung zum ewig und wahrhaft Seienden treten, dann empfangen alle einzelnen Formen und Elemente des Lebens und Wissens erst ihre positive Bedeutung, ihren Wert, und werden alle zu notwendigen Organen oder Vermittlern eines lebendigen Ganzen. Widerstreit und Feindschaft, die auf der ausschließlichen Selbstbehauptung des einzelnen begründet sind, verschwinden mit Notwendigkeit, sobald sich alle zusammen einem gemeinsamen Prinzipie und Mittelpunkte in Freiheit unterordnen.

Wann die Stunde schlägt, wo dem russischen Volke seine historische Berufung offenbar werden wird, das kann niemand sagen,

aber alles weist darauf hin, daß diese Stunde nahe herbeigekommen ist, ganz ungeachtet der Tatsache, daß in der russischen Gesellschaft selbst fast gar kein wirkliches Bewußtsein ihrer höheren Aufgabe vorhanden ist. Aber den großen Erweckungen des sozialen Bewußtseins pflegen gewöhnlich gewaltige äußere Ereignisse voranzugehen. So hat selbst der Krimkrieg, der in politischer Beziehung vollständig fruchtlos verlief, auf das Bewußtsein der Gesamtheit sehr stark gewirkt. Dem negativen Resultate dieses Krieges entsprach auch der negative Charakter des durch diesen Krieg erweckten Bewußtseins. Es ist zu hoffen, daß der große Kampf, der sich jetzt vorbereitet, zu einem mächtigen Anstoße für die Erweckung eines positiven Bewußtseins im russischen Volke wird. Bis zu jenem Zeitpunkte aber müssen wir, die wir das Unglück haben, zur russischen Intelligenz zu gehören, die anstatt Bild und Gleichnis Gottes zu sein, fortfährt, Bild und Gleichnis des Affen an sich zu tragen – endlich unsere jämmerliche Lage erkennen und uns bemühen, den russischen Volkscharakter wieder herzustellen. Wir müssen aufhören uns ein Gößenbild aus jeder kleinen, beschränkten und nichtigen Idee zu machen, wir müssen gleichgültig gegen die engbegrenzten Interessen dieses Lebens werden, und frei und vernünftig an eine andere, höhere Wirklichkeit glauben lernen. Selbstverständlich hängt dieser Glaube nicht von unseren Wünschen allein ab, aber ebensowenig dürfen wir denken, daß er ein reiner Zufall ist oder uns vom Himmel fallen wird. Dieser Glaube ist das notwendige Ergebnis eines inneren seelischen Prozesses, nämlich des Prozesses der entschiedenen Befreiung von jenem Schutt und Kehricht des Alltags, der unsere Herzen erfüllt, und von jenem sogenannten gelehrten Schutt und Kehricht der Schule, der unsere Köpfe anfüllt. Die Verneinung des niederen Lebensinhaltes ist nämlich zugleich auch die Bejahung eines höheren, und indem wir die falschen kleinen Götter und Gößen aus unserem Willen hinaustreiben, führen wir damit den wahren Gott in unsere Seelen ein.

INHALTSÜBERSICHT

	Seite
<i>Sonntags- und Osterbriefe, 1897-1898</i>	1
Sonntagsbriefe: I. Die Völkerfamilie	3
II. Das Erwachen des Gewissens	7
III. Über die russische Sprache	11
IV. Was ist Rußland?	15
V. Über sogenannte Fragen	18
VI. Von den Verführungen	24
VII. Vergessene Lektionen	28
VIII. Der zweite Religionskongreß	33
IX. Dichtung oder Wahrheit?	37
X. Himmel oder Erde?	42
Osterbriefe: XI. Christ ist erstanden	45
XII. Vom gewissenhaften Unglauben	50
XIII. Die Frauenfrage	54
XIV. Die orientalische Frage	57
XV. Zwei Strömungen	61
XVI. Blindheit und Verblendung	67
XVII. Die Bedeutung des Dogmas	71
XVIII-XX. Nemesis (In Veranlassung des Spanisch-Amerikani- schen Krieges)	76
XXI. Rußland in hundert Jahren	94
XXII. Der geistige Zustand des russischen Volkes	99
<i>Drei Gespräche, 1899-1900</i>	107
Vorwort (Gewidmet dem Andenken der hinübergegangenen Freunde meiner frühesten Jugend Nikolai Lopatin und Alexander Sokolov)	109
Das erste Gespräch (»Audiatur et prima pars«)	123
Das zweite Gespräch (»Audiatur et altera pars«)	159
Das dritte Gespräch (»Audiatur et tertia pars«). (Eine kurze Er- zählung vom Antichrist)	210
<i>Drei Kräfte</i> (Vortrag, gehalten in einer öffentlichen Versammlung der »Gesellschaft für Freunde der russischen Literatur«)	295

Wladimir Solovjef

Ausgewählte Werke

Aus dem Russischen von Harry Köhler

Band I / Erster Teil

Die geistigen Grundlagen des Lebens

Zweite Auflage, 2.-4. Tausend

In Halbleinen gebunden

Inhalt:

Vorwort / *Die geistigen Grundlagen des Lebens, 1882-1884* / Vorwort / Erster Teil: Einleitung: Von der Natur, dem Tode, der Sünde, dem Gesetz und der Gnade / I. Vom Gebet / II. Vom Opfer und von den Werken der Barmherzigkeit / III. Vom Fasten / Zweiter Teil: I. Über das Christentum: 1. Und die ganze Welt liegt im argen / 2. Der Sinn der Welt / 3. In diesem war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen / 4. Und das Licht schien in die Finsternis, aber die Finsternis hat es nicht begriffen / 5. Die Offenbarung des Weltensinnes (des Logos) in Christo / 6. Das Wesen der christlichen Sakramente / II. Über die Kirche / III. Vom christlichen Staate und der christlichen Gesellschaft / Nachtrag: Das Bild Christi als eine Prüfung des Gewissens / Das Geheimnis des Fortschrittes, 1897 / Anhang: Übersicht über die russische Gesamtausgabe der Werke Solovjef's.

Band II

Die Rechtfertigung des Guten

Zweite Auflage, 2.-4. Tausend

Zwei Bände je in Halbleinen gebunden

Inhalt des ersten Bandes:

Vorwort zur zweiten Auflage / Vorwort zur ersten Auflage / Inhaltsübersicht mit einführenden Bemerkungen / *Die Rechtfertigung des Guten* / Einleitung: Die Moralphilosophie als Wissenschaft / Erster Teil: Das Gute in der menschlichen Natur: 1. Von den primären Beweisen der Moral / 2. Das Prinzip der Askese in der Moral / 3. Mitleid und

Altruismus / 4. Das religiöse Prinzip in der Moral / 5. Von den Tugenden / 6. Scheinbare Prinzipien einer praktischen Philosophie / Zweiter Teil: Das göttliche Gute: 7. Von der Einheit der moralischen Grundlagen / 8. Das absolute Moralprinzip / 9. Die Realität der moralischen Ordnung.

Inhalt des zweiten Bandes:

Dritter Teil: Das Gute im Laufe der Menschheitsgeschichte: 10. Die Persönlichkeit und die menschliche Gesellschaft / 11. Die historische Entwicklung des persönlich-sozialen Bewußtseins in seinen Hauptepochen / 12. Der abstrakte Subjektivismus in der Moral / 13. Die moralische Norm des Gemeinwesens / 14. Die nationale Frage vom moralischen Standpunkte aus / 15. Die kriminalrechtliche Frage vom moralischen Standpunkte aus / 16. Die wirtschaftliche Frage vom moralischen Standpunkte aus / 17. Moral und Recht / 18. Der Sinn des Krieges / 19. Die moralische Organisation der Gesamtmenschheit / Schluß: Der moralische Sinn des Lebens in seiner endgültigen Bestimmung und der Übergang zu einer Erkenntnistheorie.

(Diese zwei Bände werden nur zusammen abgegeben.)

Band III

Zwölf

Vorlesungen über das Gottmenschentum

Mit einer Einführung von Dr. Rudolf Steiner

1-5. Tausend In Halbleinen gebunden

Wladimir Solowjew, der es immer betonte, daß die religiösen Wahrheiten nicht nur im Glauben, sondern auch denkend erfaßt sein sollen, hat sich intensiv mit dem Studium der Philosophie eines Hegel und Schelling beschäftigt, um dann die eigenen Anschauungen auf religionsphilosophischem Gebiete in seinen „Zwölf Vorlesungen über das Gottmenschentum“ niederzulegen.

Aber die ganze Eigenart der geistigen Einstellung Solowjews und seine sich daraus ergebende intime innere Beziehung zu den Schriften Jakob Böhmes, Baaders und Pico de la Mirandolas haben es bewirkt, daß das, was er der Welt zu sagen hat, weit über das bisher von anderen auf diesem Gebiet Gegebene hinausragt.

In den „Zwölf Vorlesungen über das Gottmenschentum“ versucht Solowjew sich mit dem Geheimnis von der göttlichen Trinität denkerisch auseinanderzusetzen, um dann, von dem Gesichtspunkt eines real gewordenen Gottmenschentumes aus die Frage nach der menschlichen Freiheit zu lösen.

Band IV

Nationale und politische Betrachtungen

1.-3. Tausend

In Halbleinen gebunden

Inhalt:

Die nationale Frage in Rußland: Erster Teil: Vorwort zur zweiten Auflage. 1. Kapitel: Moral und Politik / Die historischen Pflichten Rußlands (1883). 2. Kapitel: Über das russische Volkstum und die völkischen Angelegenheiten Rußlands (1884). 3. Kapitel: Die slawische Frage (1884). 4. Kapitel: Welche Forderungen müssen an die russische Volkspartei gestellt werden? / Rußland und Europa / Rußlands geistige Bestimmung (L'idée russe) / Die nationale Frage in Rußland: Zweiter Teil: Vorwort. 1. Kapitel: Einige Worte zur Verteidigung Peters des Großen (1882). 2. Kapitel: Das Slawophilentum und seine Entartung (1889) / Über den Verfall der mittelalterlichen Weltanschauung.

Internationale

Bücherei für Sozial- und Geisteswissenschaften

Wladimir Solovjeff

Drei Reden zum Andenken Dostojewskys

Aus dem Russischen von Harry Köhler

1.-3. Tausend

Kartonniert

Diese Reden wollen keine kritische Würdigung des Dichters und Philosophen geben. Sie schälen vielmehr aus dem Gesamtwerk Dostojewskys die Idee heraus, in der nach des Verfassers Meinung des Dichters Größe liegt. Solovjeff hat das denkbar höchste Ideal vom Dichterberuf vor Augen: Nach ihm muß der Dichter wieder ein Führer werden, ein Prophet, wie Nietzsche etwa; alle die Abseiter, die mit ihren Kunstwerken spielerische Freude geben, sind nicht Dichter im eigentlichen Sinne. Dostojewskys Verdienst ist es nun, dieses Ideal zwar nicht erfüllt zu haben, aber ihm doch nahe gekommen zu sein. Seine Idee ist das große weltumfassende Christentum, das er predigte – am eindringlichsten predigte in der kleinen Erzählung vom Großinquisitor.

Ausführliche Prospekte mit Preisangaben bitten wir von unserem Verlag zu verlangen

Der Kommende Tag A.-G. Verlag, Stuttgart

B
4262
G5K6

Solov'ev, Vladimir Sergeevich
Ausgewählte Werke. [2. Auflage]
Bd. 1, T. 2

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

